DAS PROBLEM DES VÖLKERTODES

DAS PROBLEM DES VÖLKERTODES

Eine Studie
zur historischen Bevölkerungsbiologie

VON

DR. ILSE SCHWIDETZKY
Professor für Anthropologie an der Universität Mainz



1 · 9 · 5 · 4

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Printed in Germany

A. Oelschläger'sche Buchdruckerei, Calw



Meinem jüngsten Bruder

Dr. med. Georg Schwidetzky

Inhaltsverzeichnis

Seite

I. Können Völker sterben? 1

II. Einige Völkerbiographien 12

1. Die Altägypter 14
2. Die Babylonier 21
3. Die Assyrer 29
4. Die Hellenen 33
5. Die Römer 43
6. Die Phöniker 53
7. Die alten Perser 56
8. Die alten Maya 61
9. Die Azteken 65
10. Die Westgoten 69
11. Die Wandalen 74
12. Die Tasmanier 78

III. Mechanismen des Völkerzerfalls 80

1. Bevölkerungszahl und Bevölkerungsrückgang . 81
2. Die Rolle der Sterblichkeit und der gewaltsame Völkertod 89
3. Zerstreuung 96
4. Geburtenrückgang 100
5. Das Aussterben von Eliten 110
6. Rassenmischung und Rassenwandel 121
7. Ethnische Dissimilation 134
8. Das Problem des Alterns der Völker . . . 142

IV. Müssen Völker sterben? 152

Verfasser- und Sachverzeichnis 160

I. Können Völker sterben?

Das Problem des Völkertodes beginnt schon mit dem Wort selbst. Können Völker überhaupt sterben? Gibt es im überindividuellen Leben etwas vergleichbar jener Katastrophe, die das Dasein des Individuums unweigerlich abschließt? Gewiß, viele Völker, die uns aus der Geschichte überliefert sind, existieren nicht mehr. Es gibt keine Babylonier und Assyrer mehr, keine Etrusker, Gallier oder Ligurer, keine Azteken, Inka, Wandalen oder Goten. Es ist aber von vorherein klar, daß hier der Begriff des Todes nur ein Bild ist, ein Wort für Untergang im allgemeinen und nicht im strengen Sinne mit dem physiologischen Tode vergleichbar, mit dem schlagartig ein lebendiger Organismus als lebendig zu existieren aufhört. Aber es ist ein Bild von starker Anschauungskraft, in dem das Auf und Ab der Völker in der Menscheitsgeschichte, das Entstehen und Vergehen immer wieder neuer ethnischer Gemeinschaften zusammengedrängt erscheint; zugleich ein Bild, das als solches viele Fragen aufwirft: Steckt nicht doch hinter dieser Übertragung des Todesbegriffes von der individuellen auf die Völkerebene etwas tatsächlich Gemeinsames? Gibt es nicht vielleicht auch im überindividuellen Dasein sozialer Verbände gesetzmäßige Abläufe, die der Lebenskurve des Individuums entsprechen und eines Tages notwendig zum Erlöschen führen?

Im Laufe der Wissenschaftsgeschichte sind diese Fragen oft bejaht worden. Da sind zunächst die sogenannten organizistischen Theorien, in denen das Wort Völker- oder Volkstod am gängigsten ist (1). Sie sehen auch in überindividuellen Gebilden organismenhafte Züge, gewissermaßen Überorganismen, aber ausgestattet mit den gleichen Merkmalen, durch die man einen individuellen Organismus definieren kann. Unter dem Einfluß des Evolutionsgedankens führte zuerst Spencer einen nicht nur poetischen Vergleich zwischen Organismus und Gesellschaft durch (2). Ihm ist die soziale Evolution nur ein Teilprozeß der kosmischen; die menschliche Geschichte schließt sich danach unmittelbar an die Naturgeschichte an und unterliegt ähnlichen Gesetzmäßigkeiten. Andere Autoren haben sich noch schematischer biologischer Begriffe bedient. So beschrieb Paul von Lilienfeld in seinen mehrbändigen „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft“ (3) die menschliche Gesellschaft als „idealen Organismus“, der zwar einer höheren Ordnung als die Individuen angehört, aber

von den gleichen Vorgängen bestimmt wird: Vermehrung, Zeugung, Wachstum, aber auch Krankheit und Tod vollziehen sich in beiden, und der Tod der Gesellschaft hängt nach ihm wesentlich von denselben Ursachen ab wie der des Organismus, nämlich von Zersetzung und Auseinanderfallen der Teile. Es gibt danach auch eine soziale Pathologie als Todesursachenforschung. Mit biologischen Begriffen beschreiben auch andere Gesellschaften und Völker, ohne ebenso entschieden wie Paul von Lilienfeld gerade auch im Sterben die gleichen Vorgänge und Ursachen zu sehen. Schäffle benannte sein Hauptwerk „Bau und Leben des sozialen Körpers; enzyklopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft"; und der französische Soziologe R. Worms schrieb ein Buch über „Organisme et Société", rückte später allerdings stärker von der organizistischen Auffassung gesellschaftlicher Verbände ab (4).

In der Soziologie spielt diese Schule heute keine Rolle mehr. Aber noch im Jahre 1923 griff ein namhafter Biologe den Gedanken erneut auf und beschrieb den „Staat als Organismus" (5). In einem mehr philosophisch-poetischen Schrifttum spielt die Gleichsetzung gleichfalls noch eine nicht unbeträchtliche Rolle. Immer noch lesen viele Menschen Spenglers „Untergang des Abendlandes", der die Kulturen als Organismen sah, die, individualisiert und unvermischbar, denselben Gesetzen des Wachstums, der Reife, des Alterns und schließlich des Todes unterliegen wie die einzelnen Lebewesen. Und neuerdings hat der vielgelesene Frank Thiess in seinen „Ideen zur Natur- und Leidensgeschichte der Völker" — man beachte den stolzen Anklang des Titels an Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" — den Organismusbegriff so gefaßt, daß nicht nur Völker, sondern auch spezielle soziale Verbände, wie Kirchen, Parteien oder Gewerkschaften darunter fallen.

Gewisse gemeinsame Merkmale von Organismen und sozialen Verbänden, darunter auch den Völkern, sind offenbar da, sonst wären gewiß nicht so viele und darunter recht gescheite Köpfe auf diese Gleichsetzung gekommen. Es ist vor allem das Merkmal der Strukturiertheit, der Abhängigkeit der Teile vom Ganzen, das schon Spencer in die Augen fiel. Arbeitsteilung und Differenzierung der Teile herrschen in Organismus und sozialer Gruppe; und je höher der Grad der Integration, d. h. der Beziehung aller Teile auf das Ganze, desto höher pflegen Biologen und Soziologen ihren Gegenstand einzustufen. Von der Massenpsychologie wurde auch die Möglichkeit kollektiven Handelns als etwas Organismenähnliches angesehen.

Aber daneben bestehen doch gewichtige Unterschiede — auch sie von den vernünftigen der Organizisten durchaus gesehen. Sie betreffen nun gerade all das, was mit „Zerfall" und „Tod" zusammenhängt. Vor allem: die Teile haben im gesellschaftlichen Verband

eine ungleich größere Selbständigkeit und Beweglichkeit als die Zellen im Organismus. Sie können sich aus eigenem Ermessen aus dem Ganzen entfernen, sei es räumlich durch Abwanderung, sei es sozial durch Übertritt in eine andere Gruppe. Es gibt daher auch keine zusammenhängende körperliche Form, die jeden Organismus in so spezifischer Weise kennzeichnet. Während ferner bei den Organismen das Ganze beseelt ist, sind es in sozialen Gruppen die Teile, die Individuen; es gibt kein Kollektivbewußtsein, wenn auch Bewußtseinskollektive (6). Aus dieser weitgehenden Selbständigkeit der Teile folgt denn auch, daß der „Tod" etwas ganz anderes sein muß. Es gibt in der sozialen Wirklichkeit kein schlagartiges Erlöschen von Funktionen, mit dem auch die Teile den Charakter des Lebendigen verlieren. „Tod" kann also für alle sozialen Gruppen einschließlich der Völker nur bedeuten, daß kein Individuum mehr da ist, das ihnen zugehört; die ursprünglichen Träger der Gruppenfunktionen können nach und nach sterben, sie können aber auch einfach in andere soziale Bindungen übergehen.

Bei so erheblichen Unterschieden ist es abwegig, überindividuelle Verbände als Organismen zu bezeichnen, die ja in der Biologie eine gut gekennzeichnete Bedeutung haben. Man müßte den Begriff ungebührlich dehnen und verwischen, damit er sowohl in die biologische wie in die soziologische Ebene paßt, und alle unterscheidenden Merkmale aus der Definition herauslassen. Andererseits sind gewisse gemeinsame Merkmale da, die vielleicht in einem Oberbegriff zusammengefaßt werden können. Als solcher bietet sich etwa der v. Bertalanffysche Begriff des Systems an. Unter System wird ein Komplex von Elementen verstanden, die untereinander in Wechselwirkung stehen; danach sind nicht nur Organismen und soziale Verbände, sondern auch Atome, Moleküle und chemische Verbindungen Systeme, und es ist eine „allgemeine Systemlehre" denkbar, die diejenigen Prinzipien, die für sie alle gelten, formuliert. Sie vermag „als Regulativ zu dienen, um ... zu berechtigten Übertragungen und Modellvorstellungen hinzuleiten, nichtssagende und unzulässige Analogien und die aus ihnen folgenden Fehlschlüsse jedoch auszuschließen" (7).

Man kennt bereits eine Reihe „isomorpher", d. h. in ihrer mathematischen Form übereinstimmender Gesetze, die für Systeme ganz verschiedener Ordnung gelten. Dem Exponentialgesetz etwa folgt der radioaktive Zerfall ebenso wie der Tod von Bakterien unter dem Einfluß von Licht. Aber: aus Eigenschaften und Verhalten eines Systems lassen sich nicht die eines anderen erkennen, sondern jedes muß erst empirisch erfaßt und die in ihm geltenden Gesetze erkannt werden, ehe sich ein Vergleich mit anderen durchführen läßt und eventuell gewisse „Gleichförmigkeiten" sich feststellen lassen. So läßt sich denn auch das Lebensgesetz der Völker nicht aus dem der Individuen ableiten und die Gesetzmäßigkeiten von Altern und

Sterben für die Völker aus einigen allgemeinen Übereinstimmungen annehmen. Man kann nur fragen, ob es ein solches Lebensgesetz der Völker überhaupt gibt, und wenn ja, welche gemeinsamen Merkmale etwa mit dem Lebensablauf der Individuen bestehen und in einem übergeordneten Gesetz formuliert werden könnten.

Eine ganze Reihe sozialanthropologischer Theorien hat die Frage von der bevölkerungsbiologischen Seite her angefaßt (8): Völker werden dabei nicht als Ganzheiten mit ganzheitlichen Lebensabläufen und Verhaltensweisen gesehen, wie in den organizistischen Theorien, sondern als eine gegliederte Mannigfaltigkeit, die sich in ihrem inneren und äußeren Aufbau, nach Quantität und Qualität verändern kann. Sind in solchen Veränderungen regelhafte Züge erkennbar, immer wiederkehrende bevölkerungsbiologische Mechanismen, die mit dem Untergang der Völker verbunden sind? Diese Frage ist im Zuge einer anthropologischen Geschichtsbetrachtung ganz verschieden, aber wiederum oft bejahend beantwortet worden, wobei jedoch die verschiedensten Verfallsmechanismen in den Vordergrund geschoben oder auch als allein schuldig betrachtet wurden. Alle diese Theorien beschäftigen sich freilich nicht nur mit schlechthin ausgestorbenen Völkern, deren es gar nicht so sehr viele gibt, sondern auch mit solchen, deren Geschichte einen tiefen Bruch aufweist, die aus einer kulturell führenden Stellung zu unschöpferischem Mittelmaß absanken. Gerade die beliebtesten und historisch am besten durchleuchteten Beispiele aller sozialanthropologischen Theorien, nämlich Griechen und Römer, gehören dieser Gruppe an. Man könnte hier von einem geistigen Erlöschen sprechen und es dem sozialen und biologischen zur Seite stellen. Für beide Völkergruppen kann jedenfalls gefragt werden, ob Veränderungen der Bevölkerungsstruktur an diesem Absinken — sei es zu geistiger Bedeutungslosigkeit, sei es zu völligem Verschwinden — beteiligt sind und eventuell auch als die eigentliche Ursache des historischen Wandels angesehen werden können.

Die Bevölkerungssubstanz eines Volkes kann auf verschiedene Arten verändert werden; es kann sich einfach die Kopfzahl ändern, aber auch die qualitative Struktur und hier insbesondere das Gefüge verschiedenartiger Erbvarianten. Dies kann wieder auf zweierlei Weise geschehen; einmal, indem der Bevölkerung neue Elemente von außen her durch Zuwanderung zufließen oder auch bestimmte Varianten durch Auswanderung verloren gehen, oder indem innerhalb der Bevölkerung durch unterschiedliche Wachstumsraten, also durch Auslese, sich die relativen Anteile erbverschiedener Gruppen verschieben. Die eine Möglichkeit haben in erster Linie jene Theorien im Auge, die die Rassenmischung als die Ursache des Aufstiegs oder Untergangs der Völker betrachten, die andere jene, die im Aussterben von Eliten die entscheidende Ursache nationalen Verfalls sehen. Beide Auffassungen sind aber in der Theoriengeschichte in

mannigfaltiger Weise miteinander verknüpft und ebenso mit der dritten Gruppe, die nicht so sehr die qualitativen Änderungen, als die rein quantitative Schrumpfung von Völkern im Auge hat.

Es ist kein Zufall, daß Beobachtungen über Veränderungen des Erbgefüges von Bevölkerungen zuerst das Rassengefüge betrafen; stellt dieses doch einen sichtbaren Ausschnitt aus der Manifestation der Erbanlagen dar, an der die angeborenen Unterschiede innerhalb der Menschheit am frühesten im wahrsten Sinne des Wortes augenscheinlich werden konnten. Nachdem schon Meiners (9) in der Kreuzung edler Rassen mit unedleren Stämmen ein Element des Verfalls gesehen hatte, hat diese historisierende Rassentheorie in Frankreich ihre stärkste Entfaltung gefunden. Sie verband sich hier mit Beobachtungen einer sozialbiologischen Schichtung: Dem Adel stärker germanischer Herkunft standen die nichtadligen Volksteile gegenüber, die stärker gallisch-keltischen Ursprungs sein sollten. In dieser sozialen Situation wurzelt Graf Gobineau, der den Niedergang seines eigenen Standes in der Revolutionszeit zu einem pessimistischen Geschichtsbild vom Niedergang aller Kulturvölker durch Dezimierung oder Vermischung ihrer arisch-nordischen Oberschichten ausweitet (10).

Sind also am Anfang einer anthropologischen Geschichtsbetrachtung Elitegedanke und Rassengedanke geradezu identisch, so begegnen wir früh auch schon einer eigentümlichen Doppelbewertung der Rassenmischung, und zwar zunächst in bezug auf das allgemeine Ziel der Menschheitsentwicklung. Comte etwa und später Ratzel u. a. sehen die Allvermischung als das erwünschte Endziel an, das die größte soziale Harmonie gewährleisten werde, Kant dagegen z. B. erblickt darin das Ende aller Bewegung und damit auch allen Fortschritts (11). Entsprechend treten denn auch in den rückschauenden historischen Betrachtungen beide Wertungen nebeneinander auf, ja zum Teil bei denselben Autoren. Rassenmischung wird teils als Ursache allen Völkerniedergangs, teils als wesentliche Ursache des Völkeraufstiegs betrachtet. Das deutet sich schon bei Herder an, der bei der Darstellung der englisch-normannischen Auseinandersetzungen von „Einimpfungen der Völker“ spricht, die dem Fortgang der Menschheit so unentbehrlich sind wie dem wilden Baum seine Veredelung, aber an anderer Stelle Rassenmischung verwirft (12). Und Gobineau selbst sieht zwar in der Vermischung der reinrassigen nordischen Arier den verhängnisvollen Auftakt des Kulturniedergangs, spricht aber andererseits einer semitischen Beimischung einen wesentlichen Anteil an der hellenischen Kultur zu und führt den Kunstsinn der Europäer auf die Mischung der weißen Rasse mit Negern zurück.

Beide Auffassungen laufen auch in der neueren Theoriengeschichte weiter, teils nebeneinander wie bei Herder und Gobineau, teils auf getrennten Wegen. So läuft eine Linie von Gobineau über

Lapouge, Ammon, Woltmann und Schemann zur faschistischen Rassenlehre und angelsächsischen Rassenpolitik, die die Rassenmischung mit einem starken negativen Wertakzent versehen. Weniger bekannt ist, daß daneben auch die Vorstellung von der „fruchtbaren Völkerehe" in durchaus beachtlicher Strombreite weiterläuft. Das Wort stammt von Klemm (13), wo es sich aus seiner Einteilung in aktive und passive, männliche und weibliche Rassen ganz natürlich, ja geradezu zwangsläufig ergibt. „Erst durch die Vermischung beider Rassen, der aktiven und passiven, ich möchte sagen durch die Völkerehe, wird die Menschheit vollständig." Bei Gobineau taucht das Bild von der Rassen- und Völkerehe gelegentlich auf, bleibt aber im Hintergrund. Nietzsche, der Gobineaus Werk gekannt und von ihm starke Eindrücke gewonnen hat (14), greift das Bild auf. Es verbindet sich bei ihm wie bei Klemm, den er wohl nicht kannte, wieder mit der Vorstellung eines Geschlechtsdimorphismus der Völker und mit jener Verherrlichung barbarischer Kraft und Wildheit, die seine späteren Werke kennzeichnet: „Sagen wir es ohne Schonung, wie bisher jede höhere Kultur auf Erden angefangen hat! Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere friedliche ... Rassen ... Es gibt zwei Arten des Genies: eines, welches vor allem zeugt und zeugen will, und ein anderes, welches sich gern befruchten läßt und gebiert ... es gibt auch unter den genialen Völkern (diese beiden Arten von Genies) ... Völker, verliebt und lüstern nach fremden Rassen, nach solchen, welche sich befruchten lassen ... Diese zwei Arten des Genies suchen sich wie Mann und Weib ..." (15). In Nietzsche dürfte die in der Geschichtsliteratur weitverbreitete Vorstellung von der befruchtenden und verjüngenden Wirkung von Barbareninvasionen seinen Hauptausstrahlungspunkt haben (16).

Später als die Rassenunterschiede erkannte man, daß es auch andere Erbunterschiede zwischen und in den Völkern gibt, die für den Geschichtsablauf von Bedeutung sein können, und daß es nicht immer Eingriffe von außen sein müssen, die das Bevölkerungsgefüge verändern. Damit wurde der Weg für eine auf breiterer Grundlage aufgebaute Theorie der Eliten frei. Der Anteil der Sozialanthropologie an diesem Problemkreis ist ein ganz bestimmter, nämlich die Frage, wieweit Führungsschichten Gruppen spezifischer Erbstruktur sind, wieweit also biologische Qualitäten bei ihrer Herausbildung eine Rolle spielten und bei ihrem Aussterben der Gesamtbevölkerung verloren gehen. Der Weg zu klaren Fragestellungen in dieser Richtung wurde durch Darwin und Galton geöffnet (17): Die Sozialanthropologie greift bemerkenswerterweise das

Thema vor der Soziologie auf, die erst mit Pareto und Max Weber zu einer wissenschaftlich unterbauten Theorie der Eliten kommt (18).

Darwins Selektionstheorie machte klar, wie eine Bevölkerung ohne Eingriffe von außen sich verändern kann, wenn nämlich Bevölkerungsteile unterschiedlicher Beschaffenheit verschieden schnell wachsen. Galton legte mit seinem „Hereditary Genius" die Grundlagen der Erbpsychologie und begann damit eine große Reihe von Untersuchungen über Erbbedingtheit und Erbunterschiede jenes für den Geschichtsverlauf so wichtigen Faktorenkomplexes, den wir Begabung nennen. Rassenmerkmale und Begabungstests sind bis jetzt die methodischen Hauptansatzpunkte für die Erkenntnis aller sozialbiologischen Siebungs- und Ausleseprozesse und damit auch für die Frage von Elitenbildung und Elitenuntergang geblieben.

Rassenmerkmale und Begabungstests: zeitweise erscheinen diese unter dem Einfluß Gobineaus geradezu als identisch. Das gilt auch noch für Ammon und Lapouge, die als erste die Vorgänge der sozialen Siebung an Hand exakt meßbarer Körpermerkmale untersuchten (19); eine Methode, die sich in der Sozialanthropologie bis in jüngste Zeit hinein aufs beste bewährt hat (20), in ihren Anfängen aber durch die allzu enge Verknüpfung von Meßtechnik und Werturteilen und eine noch zu ungenaue Kenntnis der Modifizierbarkeit körperlicher Merkmale wissenschaftlich behindert war. Immerhin: es traten deutliche Unterschiede zwischen den sozialen Schichten hervor, und der soziale Aufstrom, das Überwiegen des sozialen Aufstiegs über den Abstieg, der „Verbrauch" von Menschen in den Oberschichten, wurde deutlicher sichtbar. In ihrer Erklärung, die sich erst allmählich zu einer gewissen Sicherheit durchtastete und auch nach der völkerhistorischen Seite ausgeweitet wurde, vereinigen sich nun wieder mehrere theoriengeschichtliche Entwicklungslinien.

Aus der Zeit des Merkantilismus mit seiner Hochschätzung großer Bevölkerungszahlen, verbunden mit einer Tendenz zu romantischer Überhöhung vergangener Geschichtsepochen, stammt die Vorstellung einer gefährlichen Schrumpfung der Bevölkerung, die im weiteren Geschichtsverlauf zu einer völligen Verödung der Erde führen müsse. Tatsächlich zeigte das 18. Jahrhundert auch in mehreren europäischen Ländern ein Stagnieren des Bevölkerungswachstums. „Wenn dieser Bevölkerungsschwund nicht aufhört, wird in tausend Jahren die Welt eine Wüste sein", meint Montesquieu (21). Die Schuld daran wird schon damals von den französischen Populationisten dem gewollten Geburtenrückgang zugeschrieben, „jenen furchtbaren Geheimnissen, die nur dem Menschen bekannt sind" (22). Auch diese überwiegend quantitative Betrachtungsweise läuft in neueren Untergangstheorien weiter, nachdem die malthusianische Angst vor übermäßigem Bevölkerungswachstum unter

dem Eindruck des neuzeitlichen Absinkens der Geburtenzahlen gewichen und eher in ihr Gegenteil umgeschlagen war. Spengler kennt als bevölkerungsbiologischen Verfallsmechanismus, der mit dem Altern der Kulturen auftritt, nur die „weise Geburtenbeschränkung", und Korherr hat, von ihm ausgehend, dazu weitere geschichtliche Beiträge systematisch zusammenzutragen versucht (23). Bevölkerungsschwund: das kann einen Zustrom von Fremden bedeuten. Die Geburtenrückgangstheorie berührt sich damit mit der Auffassung von der negativen Wirkung der Rassenmischung.

Schon bei den französischen Bevölkerungswissenschaftlern des ausgehenden 18. Jahrhunderts tritt jedoch in dieser quantitativen Betrachtungsweise auch ein qualitativ differenzierender Gesichtspunkt auf. Es sind vor allem die Städte, „wo die Sitten verfallen und das Menschengeschlecht zugrunde geht". Als 100 Jahre später Jacobi und Hansen wieder in den Städten den Schlüssel zum Verständnis des Aufblühens und Vergehens der Völker sehen, verbinden sich damit auch schon Gedanken, die von der Selektionstheorie herkommen (24). Es sind nach Hansen die tüchtigen, aufstrebenden Bevölkerungselemente, die in die Städte ziehen und hier, wie zunächst aus der Gebürtigkeitsstatistik geschlossen wird, jeweils im Laufe weniger Generationen aussterben. Die verhängnisvolle, kultur- und menschenmordende Wirkung der Stadt: dieses Thema verschwindet nun nicht mehr aus den bevölkerungsbiologischen Untergangstheorien. Moderne sozialanthropologische und begabungsstatistische Untersuchungen haben ihm mit dem Nachweis der „Abwanderung der Begabten vom Dorf" eine recht solide Grundlage gegeben (25), deren Generalisierbarkeit auch in entlegene historische Zeitabschnitte hinein aber natürlich genau geprüft werden muß.

Ammon und Lapouge hatten einen Siebungsvorgang bei der Land-Stadtwanderung von der somatischen Seite her wahrscheinlich gemacht. Aber die Auffassung, daß es die gewollte Geburtenbeschränkung ist, die zum Aussterben von Stadtgeschlechtern führt, mußte sich erst langsam wieder gegen darwinistische Gedankengänge durchsetzen. Die Ursache dafür wurde zunächst lieber in Vorgängen der „natürlichen Auslese" gesehen, nämlich in einer relativen physiologischen Unfruchtbarkeit der oberen Stände. Es ist kennzeichnenderweise der Franzose Lapouge, der als erster wieder entschieden auf die gewollte Geburtenbeschränkung hinweist und damit das Aussterben von Oberschichten erklären will (26). Die zahlreichen Untersuchungen über soziale Unterschiede der Kinderzahlen aus den folgenden Jahrzehnten haben dann diese Auffassung fest in der Sozialanthropologie verankert. Auch hier kann freilich eine Generalisierung auch für historische Bevölkerungen nicht ohne weiteres vorgenommen werden. Trotzdem ist auch diese Auffassung gelegentlich als monistische Geschichtstheorie aufgetreten, in der für alle Kulturvölker die Ursache des Untergangs in den Städten

als Schrittmachern der Geburtenbeschränkung gesehen wird (27). Das Problem ist dabei ganz dasselbe wie bei den „alternden Kulturvölkern“, die durch Barbareninvasionen verjüngt werden müssen. Was hier der Zuzug von außen, aus anderen Völkern, wird in der Stadttheorie als innervolklicher Vorgang gezeichnet, als dauernd notwendige Auffrischung der kulturtragenden Stadtbevölkerung durch ländlichen Zuzug.

Schon die Vielzahl der sich zum Teil widersprechenden Theorien, die alle doch irgendwie ihre Belege aus der Völkergeschichte holen, läßt es zweifelhaft erscheinen, ob sich der Untergang oder kulturelle Niedergang der verschiedensten Völker wirklich aus einem einzigen bevölkerungsbiologischen Mechanismus erklären läßt. Das schließt aber nicht aus, daß eine gewisse Regelhaftigkeit der Abläufe doch zu erkennen ist, wenn sie sich vielleicht auch nicht auf eine ganz so einfache Formel bringen lassen, wie dies vielfach versucht wurde. Die neueste Untergangstheorie, die des italienischen Soziologen und Bevölkerungswissenschaftlers Gini, berücksichtigt denn auch schon mehrere solche Mechanismen, nämlich sowohl den Bevölkerungsdruck von außen wie den „sozialen Metabolismus“ mit Aufstieg und Verfall von Eliten und regelhaften Veränderungen der Fruchtbarkeit und damit des Bevölkerungswachstums (28). Aber es werden nur Griechenland und Rom untersucht und ihr bevölkerungsbiologisches Schicksal als typisch für alle Kulturnationen angesehen. Auch hinter diese Verallgemeinerung muß man jedoch ein Fragezeichen setzen. Was zunächst notwendig erscheint, ist eine sorgfältige Überprüfung der historischen Belege auch aus anderen Völkern und eine theorienfreie Durchsicht der zur Verfügung stehenden Daten, ohne daß diejenigen, die zu einer bestimmten Hypothese passen, bevorzugt werden.

Von dieser bevölkerungsbiologischen Fragestellung aus soll im folgenden vorzugsweise vorgegangen werden. Es handelt sich also nicht um ein neues geistreiches Buch zur Untergangsideologie (oder Untergangspsychose), sondern um die nüchterne Untersuchung eines Teilaspektes, die sich möglichst eng an das naturwissenschaftlich Erfaßbare hält, wenn auch das Material von der Geschichte geliefert wird. Gegenstand sind dabei wirklich die Völker als die sozialen Verbände von Menschen, für die die sozialanthropologische Fragestellung allein einen Sinn hat; nicht dagegen die Kulturen als geistige Gestalten, die auch ein Eigenleben neben oder über ihren menschlichen Schöpfern und Trägern besitzen können. Während die organizistischen Theorien bald Völker, bald Kulturen, bald Staaten oder andere Gebilde den Organismen gleichsetzen, ist eine solche Begriffsvermengung von der Bevölkerungsbiologie aus kaum möglich. Wie oftmals in der Humanbiologie stößt man allerdings auch hier leicht an die Grenzen einer rein biologischen Betrachtungsweise. Völker sind zwar als Heirats- und Fortpflanzungsgemein-

schaften auch „Naturtatsachen"; aber sie sind es nicht allein, sondern sie sind zugleich geistige Gestalt und Willensschöpfung (29), und sie sind all dies nicht in einem Nebeneinander, dessen Teile säuberlich nacheinander behandelt werden können, sondern alles gleichzeitig und in engster Verflechtung und Wechselwirkung. Trotzdem muß man versuchen, von verschiedenen Richtungen an das Ganze heranzukommen. Ähnlich wie man beim Individuum seine verschiedenen Aspekte mit verschiedenen Methoden untersucht, wie sich Anatomie, Physiologie und Psychologie in die Erforschung des „Unteilbaren" teilen, muß auch die Völkerforschung zunächst auf getrennten Wegen vorgehen, um zu sauberen, gut unterbauten Ergebnissen zu gelangen. Es ist dabei freilich gut, die Ausblicke auf die anderen Seiten des Völkerdaseins offenzuhalten und die umgrenzte Fragestellung immer wieder einmal in dem größeren Rahmen zu sehen, aus dem sie vorher herausgelöst wurde.

Schrifttum

1. Sorokin, P., Soziologische Theorien im 19. und 20. Jahrhundert. 432 S., München 1931. Kap. IV. (Contemporary Sociological Theories. New York und London 1928.) — 2. Spencer, H., Die Principien der Sociologie, 3 Bde. Stuttgart 1877—89 (The Principles of Sociology. London - New York 1876—83). II, S. 5 ff. — 3. v. Lilienfeld, P., Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 5 Bde., Mitau 1873—81. Bd. I.: Die menschliche Gesellschaft als realer Organismus. 399 S., Mitau 1873. Bd. IV, S. 280 ff: Die physiologische Socialpathologie. — 4. Schäffle, A. E. F., Bau und Leben des socialen Körpers. Encyklopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft. 3 Bde., Tübingen 1875—78. — Worms, R., Organisme et Société. 406 S. Paris 1896. — 5. Hertwig, O., Der Staat als Organismus. Gedanken zur Entwicklung der Menschheit. 264 S., Jena 1922. — 6. Hellpach, W., Sozialorganismen. Eine Untersuchung zur Grundlegung wissenschaftlicher Gemeinschaftslebenskunde. 113 S., Leipzig 1944. — 7. v. Bertalanffy, L., Das biologische Weltbild. Bd. I. Die Stellung des Lebens in Natur und Wissenschaft. 202 S., Bern 1949. S. 185 f. — v. Bertalanffy, L., Hempel, C. G., Bass, R. E., and Jonas, H., General System Theory. A new approach to unity of science. Hum. Biology XXIII, 302—361, 1951. — 8. Schwidetzky, I., Sozialanthropologische Theorien über den Aufstieg und Niedergang der Völker. Verh. 4. Internat. Kongr. Soziol. 16 S., Rom 1950. — 9. Meiners, Ch., Von den Varietäten und Abarten der Neger. Götting. Hist. Magazin VI, 625—645, 1790; Über die Natur der morgenländischen Völker. Ibid. VII, 385—455, 1790. — 10. Gobineau, Graf A., Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Dtsch. Ausgabe von L. Schemann. 4 Bde., Stuttgart 1891 (Essai sur l'inégalité des races humaines. 1853—55). — 11. Comte, A., Cours de philosophie positive. 6 Vols. 5. Aufl. 1893. (1. Aufl. 1830—42.) II, S. 461 ff. — Kant, I., Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Philos. Bibliothek Bd. 14., 266 S., Berlin 1869 (1. Ausg. 1798). S. 250. — vgl. Schemann, L., Die Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit. 441 S., München 1931. — 12. Herder, J. G., Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 4 Bde., Riga-Leipzig 1784—91. IV, S. 187. — Ders., Fragmente über die neuere deutsche Literatur. 1766—67. — 13. Klemm, G., Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. 10 Bde., Leipzig 1843—52. I, S. 204. — 14. Drews, A., Nietzsches Philosophie. 561 S., Heidelberg 1904. S. 336 ff. — 15. Nietzsche, F., Jenseits von Gut und Böse. Nietzsches Werke, Taschenausgabe Bd. VII, Leipzig 1919. Nr. 248, 257. — 16. z. B. Piper, H., Die Gesetze der Weltgeschichte. 2 Bde.,

Leipzig 1928—47. — 17. Darwin, Ch. R., On the origin of species by means of natural selection. London 1859. — Galton, F., Hereditary Genius. 390 S., London 1869. — 18. Pareto, V., Traité de sociologie générale. 1761 S., Lausanne-Paris 1917—19. — Weber, M., Wirtschaft und Gesellschaft. 892 S., Tübingen 1925. — 19. Ammon, O., Die natürliche Auslese beim Menschen. Jena 1893. — Vacher de Lapouge, G., Les sélections sociales. Paris 1896. — 20. Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S., Stuttgart 1950. — 21. de Montesquieu, Ch., Oeuvres complètes. Paris 1826. Vol. V, S. 298 (Lettres persanes. Erstausg. 2 Bde. 1721). Vgl. Mombert, P., Die Anschauungen des 17. und 18. Jahrhunderts über die Abnahme der Bevölkerung. Jb. Nationalök. Statist. CXXXV, 481—503, 1931. — 22. Landry, A., Traité de démographie. 651 S., Paris 1945. S. 383 ff. — 23. Spengler, O., Der Untergang des Abendlandes. 2 Bde., München 1922. II, S. 122 f. — Korherr, R., Geburtenrückgang. Süddtsch. Monatsh. XXIV, 155—190, 1927. — 24. Hansen, G., Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen. 407 S., München 1889. — Jacobi, P., Etudes sur la sélection dans ses rapports avec l'hérédité chez l'homme. 608 S., Paris 1881. — 25. Schwidetzky, I., 1950, zit. Anm. 20. — 26. Vacher de Lapouge, G., La dépopulation de la France. Rev. d'Anthrop. 3. Sér. II, 69—80, 1887. — 27. Baur, E., Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie. Volk und Rasse VII, 19 S., 1932. — 28. Gini, C., The cyclical rise and fall of population. Lectures on the Harris Foundation 1929, 3—140. Chicago 1930. — 29. Hellpach, W., Einführung in die Völkerpsychologie. 151 S., Stuttgart 1944.

II. Einige Völkerbiographien

Versucht man die sozialanthropologischen Theorien über den Völkertod zu überprüfen und die bevölkerungsbiologischen Vorgänge beim Erlöschen von Völkern herauszuschälen, so zeigt sich zunächst, wie sehr hier ein sauber ausgebreitetes vergleichbares Material fehlt. Die Fragestellung ist ja anthropologisch, der Stoff aber wird von der Geschichte geliefert. Es ist die Bevölkerungsgeschichte untergegangener oder abgesunkener Völker, die verglichen werden muß und aus der denn auch alle einschlägigen Theorien ihre Belege holten. Aber diese Bevölkerungsgeschichte ist noch nie aus der allgemeinen Geschichte der Völker herausgelöst worden, so daß sie ohne die dichte, überwuchernde Umhüllung von politischer und Kulturgeschichte vergleichend betrachtet werden könnte. Die bevölkerungsgeschichtlichen Daten sind vielmehr in Quellen und Darstellungen weit verstreut, bisher auch recht ungleichmäßig je nach dem theoretischen Ausgangspunkt berücksichtigt und oft ganz verschieden interpretiert worden.

Es schien deshalb notwendig, dieses Grundmaterial überhaupt erst zusammenzustellen. Das geschah in den folgenden „Völkerbiographien". Es wurde dabei versucht, möglichst zunächst nur die Tatsachen und Abläufe als solche zu schildern, also möglichst deutungs- und theoriefrei zu bleiben. Daß dies nicht im absoluten Sinne durchführbar ist, ist bei dem Charakter historischen Materials selbstverständlich. Das gilt um so mehr, als naturgemäß nicht immer zu den Quellen zurückgegangen oder gar eigene kritische Quellenforschung betrieben werden konnte, sondern das Material weithin aus Darstellungen übernommen werden mußte.

Aber auch bei dieser Arbeitsweise war eine Auswahl notwendig, schon aus Gründen von Raum und Zeit. Für die Auswahl bestimmend war, daß möglichst viel bevölkerungsgeschichtliche Daten für das betreffende Volk verfügbar waren. Zur Zeit noch „rätselhafte" Völker, wie die Etrusker, oder solche, deren Geschichte sich weitgehend aus schriftlosen Denkmälern erschließt, wie die Hethiter, wurden daher zurückgestellt gegenüber solchen Völkern, über deren Geschichte auch schriftliche Quellen berichten. Von ethnischen Einheiten ohne Hochkultur kamen daher nur solche in Frage, deren Geschichte sich im Umkreis und Lichtkegel geschichtsschreibender Völker abspielte. Absichtlich wurden aber auch solche Gruppen einbezogen, um eine etwas breitere Grundlage des Vergleichs zu ge-

winnen. Ebenso wie bei den älteren sozialanthropologischen Theorien (vgl. S. 5 ff.) wurden auch nicht nur im strengen Sinne „tote" Völker gewählt, sondern auch solche, die nach einem consensus omnium von der schöpferischen Höhe, die sie einst innehatten, abgesunken sind und daher heute als „geistige Gestalt" etwas ganz anderes bedeuten als früher. Anderenfalls hätten so interessante Fälle wie Griechen und Römer, Altägypter und Maya nicht berücksichtigt werden können.

Sehr weitherzig mußte die Auswahl auch in bezug auf das sein, was unter Volk verstanden werden sollte. Vielleicht wird es kritische Leser geben, die keinen der geschilderten „Fälle" als Volk im modernen volkstheoretischen Sinne anerkennen möchten. Wenn man zu den objektiven Merkmalen der Gemeinschaftsbildung durch Sprache und andere kulturelle Lebensformen, zu gemeinsamem Lebensraum und gemeinsamer Geschichte auch noch das subjektive Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Andersartigkeit als Bestimmungsmerkmale fordert, wird es in den meisten historischen Fällen schwer auszumachen sein, ob es vorhanden gewesen ist oder nicht. Mindestens bedürfte es darüber einer Spezialuntersuchung[1]). Erst recht können Bedenken geltend gemacht werden über die Einordnung von Tasmaniern, Wandalen usw. unter den Volksbegriff. Hier würde die Ethnologie eher von Stämmen als kleineren Gruppen geringerer Integration sprechen, ja bei den Tasmaniern liegen im Grunde die vorstammhaften Bildungen der „Horden" vor. Immerhin kommt der Sprachgebrauch gerade der Völkerkunde, die von Naturvölkern spricht, doch einer weiteren Fassung des Volksbegriffes entgegen. Es soll denn ganz allgemein eine Lebens-Dauergemeinschaft darunter verstanden werden, die durch ethnische, insbesondere sprachliche Bande zusammengehalten wird, oder abgekürzt eine „ethnische Lebensgemeinschaft".

Solche durch geistig-kulturelle Bande gebildete Gruppen haben auch gewisse bevölkerungsbiologische Merkmale: Was die Glieder einer ethnischen Gemeinschaft verbindet und gegen andere abgrenzt, bestimmt auch den Umfang des Heirats- und Fortpflanzungskreises. Mag dieser auch in sich gegliedert sein, in kleinere regionale oder soziale „Isolate" zerfallen, so wird doch in der Regel innerhalb der die gleiche Sprache Sprechenden ein engeres Netz von verwandtschaftlichen Beziehungen bestehen als über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg. Innerhalb dieser Fortpflanzungskreise vollziehen sich alle jene bevölkerungsbiologischen Vorgänge, die Gegenstand sozialanthropologischer Theorien über den Aufstieg und Niedergang der Völker waren. Was im folgenden aus dem Geflecht der Geschichte herausgeschält und beschrieben werden soll, sind also

[1]) Vgl. z. B. Jüttner, J., Hellenen und Barbaren. Aus der Geschichte des Nationalbewußtseins. 165 S., Leipzig 1923.

alle jene Wesenszüge und Veränderungen, die das Bevölkerungssubstrat eines Volkstums betreffen.

Dem Historiker wird es vielleicht sehr mager vorkommen, was dann noch von der Geschichte übrigbleibt. Aber er möge daran denken, daß dieser erste historische Teil vor allem für Anthropologen geschrieben ist, denen das historische Material ihrer Überlegungen und Schlüsse naturgemäß nicht im einzelnen gegenwärtig sein kann. Der zweite, anthropologische Teil, ist dagegen gerade auch für Historiker gedacht, da er zeigt, wie bevölkerungshistorische Daten bevölkerungsbiologisch interpretiert werden können, und sich auf diesem Feld der Geschichtsforscher meistens nur unsicher bewegt.

1. Die Altägypter*)

Die ältesten Bewohner Ägyptens lebten nicht im Stromtal selbst, sondern auf dessen Hochrändern, wo heute schon die Wüste beginnt. Sie unterschieden sich im Jungpaläolithikum nicht von denen des übrigen Nordafrika; es waren Jägerstämme der Capsien-Kultur, denen sie angehörten. Das Niltal selbst war damals wahrscheinlich noch versumpft, und Unterägypten begann sich mit dem Nildelta überhaupt erst zu bilden. Erst als die fortschreitende Austrocknung Nordafrikas den Lebensraum immer enger werden ließ, wurde auch das Stromtal selbst besiedelt. Die Bevölkerung Ober- und Unterägyptens war dabei im Neolithikum sehr verschieden. Aus Unterägypten ist eine Bauernbevölkerung wohl westhamitischer Sprache bekannt, in Oberägypten deuten dagegen die Funde auf rinderzüchtende Hirten, die wohl auch Hamiten, aber vielleicht Osthamiten waren (Badari- und I. Negâde-Kultur). Eine dritte, wohl semitische Bevölkerungsgruppe wanderte wahrscheinlich von Palästina—Syrien in das östliche Nildelta ein (26, 28). Die ägyptische Sprache läßt jedenfalls schon in den ältesten Sprachdenkmälern hamitische und semitische Beziehungen erkennen, und zwar unter den hamitischen sowohl west- wie osthamitische (31, 40). „Die glückliche Vereinigung und Mischung dieser drei Komponenten hat die erstaunliche Kulturblüte der 1. Dynastie bald nach 3000 v. Chr. zuwege gebracht" (28, S. 17/18). Als unmittelbarer Vorläufer der eigentlich historischen Zeit erscheint die II. Negâde-Kultur, die sich von Norden her ausbreitete und mit der Ägypten das erste Mal eine kulturelle Einheit bildete. Wenig später etwa muß auch die Hieroglyphenschrift erfunden worden sein.

Die Darstellungen der Fremdvölker, mit denen die Ägypter in Berührung kamen (5. Dynastie), zeigen Semiten vom Sinai, Phöni-

---

*) Für die Durchsicht des Entwurfs zu diesem Abschnitt danke ich Herrn Doz. Dr. Edel, Heidelberg. Ich verdanke ihm und Herrn Priv.-Doz. Dr. Lüddeckens, Mainz, zahlreiche ergänzende Hinweise.

zier, die braunen Libyer als die westlichen und die ebenfalls den Ägyptern nahe verwandten Nubier als die südlichen Nachbarn. Kriegerische Auseinandersetzungen gab es vor allem, und zwar schon in den Anfängen des Alten Reiches (1.—6. Dynastie, 2850 bis 2350), mit den Beduinen der Sinai-Halbinsel, die gegen die Grenzen des Kulturlandes drängten. Unternubien südlich des ersten Kataraktes war wenig später in ägyptischer Hand, aber mehr auf dem Wege friedlicher Handelsbeziehungen. Es wurde bald ägyptisiert, aber offenbar vorwiegend durch kulturelle und ethnische Assimilation der einheimischen Bevölkerung, während es eine umfangreiche ägyptische Kolonisation Nubiens aus drängendem Bevölkerungsüberschuß nie gegeben zu haben scheint (25). Neger sind aus dieser südlichen Grenzbevölkerung noch nicht bekannt (17). Friedlich scheinen zuerst auch die Beziehungen zu den Libyern, jedenfalls zu den blonden Libyern, gewesen zu sein, denn man vermutet, daß König Cheops (4. Dynastie) eine blonde Libyerin zur Gattin gehabt hat (28).

Die soziale Differenzierung der Bevölkerung war am Anfang offenbar gering. Die Kunst war jedenfalls der Besitz aller, nichts weist in den Fundumständen darauf hin, daß sie nur auf eine Oberschicht beschränkt war. Aber eine stärkere soziale Differenzierung begann mit der Aufrichtung eines machtvollen absoluten Königtums. In der zweiten Hälfte des „Alten Reiches" waren die riesigen Grabbauten der Pyramiden und die kostspieligen Totenausstattungen auf eine kleine Gruppe von Herrschenden beschränkt, nämlich die Pharaonenfamilien, mit denen aber bald andere große Herren zu wetteifern begannen. Dieser „innerste Kreis" des Staates war in der frühen Zeit wie eine einzige große Familie (4, 19). Hof und Staatsverwaltung fielen zusammen, die Beamtenschaft zeigte einen streng verwandtschaftlichen Aufbau und war auch mit dem Pharaonenhaus durch Familienbeziehungen verbunden. Es konnten jedoch auch neue Familien in diesen Kreis aufsteigen. Die straff organisierte Bürokratie regelte in bewundernswerter Weise das ganze öffentliche Leben, bedrückte aber mit ihren Akten und Listen und dem dichten Netz von Verfügungen auch die Bevölkerung. So wurden schon im Alten Reich regelmäßig, und zwar alle zwei Jahre, Zählungen durchgeführt, die in erster Linie als „Zählung des Goldes und der Felder" Vermögensschätzungen zu Steuerzwecken waren, aber über Haushalt und Betriebe auch die Bevölkerung erfaßten (23). Von den Zählungsergebnissen ist jedoch nichts erhalten. In den großen Städten wie Memphis ist bereits eine weitgehende Sonderung der Gewerbe und ein wohlhabender Kaufmannsstand anzunehmen, während die Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung dem Pharao hörig war (4, 19).

Am Ende des Alten Reiches verschärften sich die sozialen Spannungen. Die Beamten wurden immer mächtiger und anspruchs-

voller. Dabei erschien eine Unmenge neuer Geschlechter am Hof, „die alle Rang und Titel, um so weniger die Abkunft betonen“, und die die Kraft der Staatsverwaltung unterhöhlten, während andere Familien, darunter auch Verwandte der Pharaonen der 4. Dynastie, verarmten und sozial absanken (19). Der soziale Druck entlud sich nach der ebenso langen wie ruhmlosen Regierung Pepi I. in einer sozialen Revolution, der eine Periode unaufhörlicher Wirren folgt. Im sogenannten Leydener Papyrus schildert der weise Ipuwer in lapidaren Sätzen die umwälzenden Ereignisse (10, 11). Die herrschende Beamtenklasse wurde gestürzt. „Die Akten sind fortgenommen, die Listen der Sackschreiber sind ausgetilgt, und jeder kann sich Korn nehmen, wie er will ... Jede Stadt sagt, wir wollen die Starken aus unserer Mitte jagen; die Räte müssen hungern, und die Bürger an der Mühle sitzen.“ Die Herrschenden und Besitzenden wurden nicht nur entmachtet und enteignet, sondern vielfach auch umgebracht: „Die Kinder der Vornehmen ergreift man auf der Straße und schlägt sie an die Mauern ... es herrscht Raub und Mord.“ Selbst die Gräber wurden nicht verschont: „Die Herren der reinen Stätte sind herausgeworfen auf den Wüstenboden.“ Barbarische Grabzerstörungen, die offenbar aus dieser Zeit stammen, bestätigen die Klage (28. S. 79). Es war „der Ruin der Klasse, die die Kultur Ägyptens geschaffen hatte“ (11).

Neue Männer und Schichten stiegen auf. „Die Armen des Landes sind zu Reichen geworden ... Der aus Mangel ehelos schlief, findet jetzt Damen.“ Wirtschaftlicher Niedergang war die Folge der sozialen Umwälzung. „Vor Hunger raubt man den Schweinen das Futter“ und „die Hausherrinnen sagen: ach, hätten wir doch etwas zu essen.“ So ging denn auch die Bevölkerungszahl zurück: „Der Menschen werden wenig ... Oberägypten ist zur leeren Wüste geworden.“ Die Sterblichkeit durch die blutigen Auseinandersetzungen, durch Hungersnöte und Seuchen war enorm. „Viele Tote sind im Fluß begraben ... Pest zieht durchs Land und Blut ist überall.“ Aber auch die Geburten gingen zurück, und schon geborene Kinder wurden in der Wüste oberhalb des Niltals ausgesetzt. „Die Frauen sind unfruchtbar und werden nicht mehr schwanger ... Die Geburten nehmen ab ... Die Kinder, die man erbeten hat, die setzt man auf den Wüstenboden ...“

Das innere Chaos erhöhte auch die immer vorhandene Gefahr von außen. „Es finden sich Texte, in denen mit Bangen davon die Rede ist, daß damals eine zwar langsame, aber sichere Unterwanderung Unterägyptens von Osten her stattfand, die nach und nach ganze Scharen vorderasiatischer Beduinen in das fruchtbare Delta brachte“ (28, S. 77). Auch Ipuwer klagt über das Überhandnehmen der Fremden. „Das ganze Delta ist nicht mehr versteckt ... Die Fremden sind überall zu Ägyptern geworden.“ Im Süden reichte die ägyptische Herrschaft zunächst bis zum ersten Nilkatarakt,

doch stellten schon unter Pepi I. auch noch barbarische nubische Stämme im Kriegsfall Kontingente.

Revolution und äußere Gefahren wurden schließlich von den Fürsten der Einzelgaue, in die Ägypten wieder zerfallen war, gebändigt. Unter ihnen ragten für einige Zeit die Fürsten von Herakleopolis hervor, die erfolgreich die Nomaden im Norden abwehrten und dem aufsteigenden Bürgertum der Städte ihre besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwandten (19, 27). Auch die Geburtenzahlen stiegen wieder kräftig an: „Deine Bürgerschaft ist voll von Neuaufgewachsenen, von solchen, die 20 Jahre alt sind“, heißt es in der „Lehre für den König Marikarê“ (10). Aber aus den wechselvollen Kämpfen der Gaufürsten ging schließlich nicht der Norden, wo das alte Reich seinen Schwerpunkt gehabt hatte, als Sieger hervor, sondern das oberägyptische Theben mit seinen „unverbrauchten frischen Kräften“ (28). Auf beiden Seiten erscheinen bei diesen Kämpfen fremdethnische Hilfstruppen, nämlich Nubier und Libyer (28, S. 91).

Ganz Ägypten wurde im Mittleren Reich (etwa 2050—1778) erneut geeinigt. Dabei wurde aber der einheimische Adel weitgehend aufgerieben; der Bau von fürstlichen Grabdenkmälern in den Provinzen bricht ziemlich plötzlich ab (19). Besonders Sesostris III. rottete viele Adelsfamilien aus, um die Königsmacht wieder fester zu begründen (4), und stützte sich statt dessen auf eine neue Hof- und Beamtenschicht. Auch ein selbständiger handwerklicher Mittelstand tritt immer stärker hervor, dem die Beamtenlaufbahn mannigfaltige Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs bot.

Der ägyptische Lebensraum wurde gesichert und erweitert. Im Süden wurde die Grenze bis zum zweiten Nilkatarakt vorgeschoben und die politisch einverleibte Bevölkerung schrittweise kulturell und ethnisch assimiliert. Im Norden wurden die Grenzen gegen kriegerische Einfälle erfolgreich verteidigt, dauerte aber die friedliche Einwanderung Volksfremder fort. So ist im Grab Chnumhoteps II. ein kanaaneischer Fürst abgebildet, der mit seinen Stammesgenossen um Aufnahme in Ägypten bittet, und auch die Bibel weiß von solchen Vorgängen zu berichten. Auch als unter Amenemhet III. (1840—1792) durch die Entwässerung des Fajum ein ausgedehnter Landstrich für die Besiedlung gewonnen wurde, war es nicht allein der Bevölkerungsüberschuß des eigenen Volkes, der ihn füllte, sondern auch hier waren Volksfremde beteiligt.

Das Familienleben war eng und zumeist innig (12, 19, 33). In vielen Gräbern fanden sich Darstellungen von Familien und Familienszenen, und auch in der Literatur des Mittleren Reiches kommt der Familiensinn vielfach zum Ausdruck. Haushaltslisten, die alle Personen einschließlich noch nicht einjähriger Kinder umfassen, zeigen große Haushalte, in denen oft mehrere Generationen zusam-

menlebten (14, 23). Die ägyptischen Lebensregeln empfahlen frühzeitige Heirat, damit der erwünschte Erbe baldmöglichst gesichert sei, und in älteren Totentexten wird sogar das Fortdauern der Zeugungskraft im Jenseits erbeten (19).

Das Mittlere Reich endete in einer erneuten Zeit der Wirren. Thronstreitigkeiten und Palastintriguen beherrschten das politische Leben und untergruben den Wohlstand. Das Delta wurde weiterhin semitisch unterwandert, ja es kam mit den Hyksos zum ersten Mal zu einer fremdethnischen Herrschaft über Ägypten. Es scheint sich dabei aber nicht um eine große Invasion, sondern um eine dünne dynastische Oberschicht gehandelt zu haben, die durch verstreute Besatzungen die Einziehung der Steuern kontrollierte. Sie pflegte enge Beziehungen mit Vorderasien und führte von dort mancherlei technische und militärische Neuerungen ein, so Pferd und Streitwagen. Spätere Quellen beschreiben sie als Barbaren, die viele Männer niedermachten, Frauen und Kinder fortschleppten und Städte verbrannten (13, 24, 39). Von dem einheimischen Adel, der schon durch die inneren Fehden im Mittleren Reich dezimiert worden war, soll nur die Familie der Fürsten von Elkab die Kämpfe gegen die Eindringlinge überlebt haben (4).

Gegen die Fremdherrschaft sammelten sich noch einmal alle ägyptischen Kräfte unter oberägyptischer Führung. Es gelang, die Fremden zu verjagen. Aber die nun militärisch so erfolgreichen Ägypter machten nicht an ihren Grenzen halt, sondern sicherten diese durch kräftige Offensive. Ägypten wurde im Neuen Reich (1610—715) zum Militärstaat mit einer herrschenden Schicht von Berufskriegern, die Pferd und Streitwagen zu handhaben wußten, und einem aus dem Mittelstand stammenden Neuadel von hohen Regierungsbeamten (4, 19). Im Süden wurde nunmehr die Grenze bis zum 4. Katarakt hinausgeschoben und durch Festungen und Garnisonen gesichert. Im Norden wurde Syrien unterworfen. Unter den Reichtümern, die aus den eroberten Gebieten nach Ägypten strömten, befanden sich auch Menschen. Während es früher nur wenig Sklaven in Ägypten gab, trugen jetzt Negersklaven aus Nubien und asiatische Kriegsgefangene zu dem sich steigernden Luxus der Lebensführung in den wachsenden Städten bei. In den oberen Ständen war auch eine gewisse Auflockerung der Familiensitten zu erkennen. Es kam etwas Spielerisches in die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, leidenschaftliche Liebesgedichte wurden geschrieben, die Prostitution griff um sich und die reichen Jünglinge betranken sich gern im Kreise der Dirnen. Aber die große Masse des Volkes blieb von solchen städtischen Lebensformen unberührt (19).

Inzwischen wurden die ägyptischen Streitkräfte bei der immer wieder notwendigen militärischen Sicherung der Außengebiete gelichtet, und sie wurden gleichfalls in steigendem Maße mit Volksfremden aufgefüllt, von denen manche in Heer und Regierung in

führende Stellungen aufstiegen. „Indem diese Unmengen von Fremden sich mit den Eingeborenen vermischten, begann der starke Einschlag fremden Blutes sich in einem neuen Gesichtstypus bemerkbar zu machen" (4, S. 205). Trotzdem reichten die Kräfte zur Behauptung der Eroberungen, schließlich auch zur Abwehr nicht mehr aus. Im Norden verstärkte sich der Druck, beunruhigten die „Seevölker" im Bunde mit den Libyern immer wieder die Grenzen, brach Welle auf Welle ins Delta ein: den Libyern gelang dort auch eine dauernde Festsetzung. Im Inneren erstarrte das soziale Gefüge, indem die Priester und Tempel immer mehr Macht und Besitz an sich zogen. Unter Ramses III. waren etwa 15—20 % der Bevölkerung und rund 30 % des Bodens in der Hand der Tempel und damit der staatlichen Besteuerung entzogen (29).

Eine Schicht berufsmäßiger Arbeiter ohne Besitz an Boden oder Produktionsmitteln entwickelte sich in den großen Städten; unter den Ramessiden, die — ein Zeichen des damals schon sinkenden Reichtums — nicht immer die Versorgung der Arbeiter sicherstellen konnten, kam es zu Streiks, Aufständen und Attentaten (34). Die Einwohnerzahl Ägyptens wird für diese Zeit auf 8—9 Millionen geschätzt, etwas höher, als in der römischen Zeit, in der eine Ausfuhr von Getreide möglich war (29).

Von der 22. Dynastie an (seit 950) ging auch die politische Herrschaft an Volksfremde über. Libyer und Äthiopier bestiegen den Pharaonenthron (16), und zeitweise wurde Ägypten zum assyrischen und zum persischen Vasallenstaat. Der nubische Süden, jetzt stark negrid durchsetzt, wurde wieder entägyptisiert und barbarisiert. Unter der Dynastie von Sais (663—525) erreichte Ägypten noch einmal nationale Einheit und Freiheit — mit Hilfe karischer und griechischer Söldner, wie Herodot erzählt. Die Bevölkerungszahl war mit 7 Millionen unter den letzten Pharaonen beträchtlich (1, 18), und die Griechen rühmten die Gesundheit und Langlebigkeit der Ägypter (35); „aber das nationale Leben hatte schon lange sein Ende erreicht" (4, S. 317). Die hellenistische und römische Zeit, in der im Zuge der Hellenisierung des Orients Griechen und andere Fremde als Kaufleute, Künstler, Soldaten und Siedler in großen Mengen nach Ägypten kamen, in der dessen Volkszahl nach dem Absinken in der persischen Zeit erneut anstieg und die Fruchtbarkeit der ägyptischen Frauen berühmt war (1, 9, 15, 30), gehört schon nicht mehr zur Geschichte des „alten" Ägypten. Durch die römische, arabische und türkische Fremdherrschaft hindurch ging die Bevölkerung des Niltals in die heutige ägyptische Bevölkerung ein.

Schrifttum

1. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. Leipzig 1886. S. 254 ff. — 2. Bengtson, H., Die Bedeutung der Eingeborenenbevölkerung in

den hellenistischen Oststaaten. Die Welt als Geschichte XI, 135—142, 1951. — 3. Biasutti, R., Egiziani ed Etiopici. Aegyptus VI, 27—35, 1925. — 4. Breasted, J., Geschichte Ägyptens. 632 S., Wien 1936. — 5. Calderini, A., La composizione della famiglia seconde le schede di censimento delle Egitto romano; und: Le schede di censimento dell'Egitto romano secondo le scoperte più recente. Actes du Congrès internat. des études sur la population. Rom 1931, S. 422 ff. — 6. Cavaignac, E., La milice égyptienne au VIe siècle et l'empire Achéménide. Rév. Egypt. N. S. I, 192—198, 1919. — 7. Cleland, W., The population problem in Egypt. 134 S., Lancaster 1936. — 8. Dart, R. A., Population fluctuation over 7000 Years in Egypt. Trans. R. Soc. S. Africa XXVII, 95—145, 1939. — 9. Davis, S., Race-Relations in Ancient Egypt. Greek, Egyptian, Hebrew, Roman. 176 S., London 1951. — 10. Ermann, A., Die Literatur der Ägypter. 389 S., Leipzig 1923. — 11. Ders., Die Mahnworte eines ägyptischen Propheten. Sitz.-Ber. Preuß. Akad. Wiss. XLII, 804—815, 1919. — 12. Ermann, A., und Ranke, H., Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. 692 S., Tübingen 1923. — 13. Galling, K., Rez. über Stock, vgl. u. Dtsch. Lit. Ztg. LXVI—LXVIII, 13—17, 1947. — 14. Griffith, F. L., Hieratic papyri from Kahun and Gurob I. 115 S., London 1897. — 15. Heichelheim, F., Die auswärtige Bevölkerung im Ptolemäerreich. Klio 18. N. F. H. 5, 109 S., Leipzig 1925. — 16. Hölscher, W., Libyer und Ägypter. Beiträge zur Ethnologie und Geschichte libyscher Völkerschaften nach den altägyptischen Quellen. 70 S., Glückstadt 1937. — 17. Junker, H., Das erste Auftreten der Neger in der Geschichte. Akad. Wiss. Wien Almanach 289—315, 1920. — 18. Kahrstedt, U., Die Bevölkerung des Altertums. HWB Staatswiss. 4. Aufl. II, 655—670, 1924. — 19. Kees, H., Kulturgeschichte des alten Orients. I. Ägypten. 372 S. München 1933. — 20. Montevecchi, O., Contributi per una storia sociale ed economica della famiglia nell'Egitto grecoromano. Aegyptus XVII, 338—348, 1937. — 21. Modona, A. N., La vita publica e privata degli Ebrei in Egitto nell'età ellenistica e romana. Aegyptus II, 253—275, 1921; III, 19—43, 1922. — 22. Murray, M. A., Notes on some genealogies of the middle kingdom. Ancient Egypt 45—51, 1927. — 23. Petrie, W. M. Flinders, Social Life in Ancient Egypt. 210 S., London 1923. — S. 30 nennt P. eine Bevölkerungszahl von 10—12 Millionen für die Ramessidenzeit, auf Grund der 650 000 Wehrfähigen, die das militärische Drittel des Landes stellt. Drei führende deutsche Ägyptologen haben mir nicht die Quelle für diese Zahl nennen können und warnten vor ihrer Benutzung. Wahrscheinlich geht sie auf eine Stelle bei Herodot (Buch Euterpe) zurück, die auch Cavaignac Anm. 6 für die Berechnung einer Bevölkerungszahl benutzt, doch stimmt die Petriesche Zahl nicht mit der bei Herodot überein. — 24. Säve-Söderbergh, T., The Hyksos rule in Egypt. J. Egyptian Arch. XXXVII, 53—71, 1951. — 25. Ders., Ägypten und Nubien. Ein Beitrag zur Geschichte altägyptischer Außenpolitik. 276 S., Lund 1941. — 26. Scharff, A., Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. 69 S., Leipzig 1927. — 27. Ders., Der historische Abschnitt der Lehre für König Marikarê. 64 S., Bayr. Akad. Wiss. München 1936. — 28. Scharff, A., und Moortgat, A., Ägypten und Vorderasien im Altertum. 535 S., München 1950. — 29. Schedel, H. D., Die Listen des großen Papyrus Harris. Ihre wirtschaftliche und politische Ausdeutung. Leipzig. Ägypt. Studien 6, 73 S., Glückstadt-Hamburg-New York 1936. — 30. Schubart, W., Die Griechen in Ägypten. Beih. z. Alten Orient, H. 10, 54 S., Leipzig 1927. — 31. Sethe, K., Die ägyptischen Ausdrücke für rechts und links und die Hieroglyphenzeichen für Osten und Westen. Nachr. d. K. Ges. Wiss. Göttingen, Phil.-hist. Klasse, 197—242, 1922. — 32. Ders., Beiträge zur ältesten Geschichte Ägyptens. Untersuch. z. Gesch. u. Altertumsk. Ägyptens III, 147 S., Leipzig 1905. S. 42 f., 75 ff. — 33. Shaw, M. S., Family Life in Ancient Egypt. Manchester Egyptian and Oriental Soc. J. XVIII, 37—48, 1933. — 34. Spiegelberg, W., Arbeiter und Arbeiterbewegung im Pharaonenreich unter den Ramessiden. 25 S., Straßburg 1895. — 35. Stricker, G., Volkskrankheiten in den Mittelmeerländern zur Blütezeit Athens. Festschrift Bernhard Nocht, 594—610. Hamburg 1937. — 36. Stier, H. E., Die Weltreiche des vorderen Orients. Neue

Propyläen-Weltgeschichte I, 119—174. Berlin 1940. — 37. Stock, H., Studien zur Geschichte und Archäologie der 13.—17. Dynastie Ägyptens unter besonderer Berücksichtigung der Skarabäen dieser Zwischenzeit. 86 S., Glückstadt-Hamburg-New York 1942. — 38. Thurnwald, R., Staat und Wirtschaft im alten Ägypten. Z. Soz. Wiss. IV, 697—714, 767—788, 1901. — 39. Wolf, W., Der Stand der Hyksosfrage. Z. Dtsch. Morgenl. Ges. N. F. VIII, 67—79, 1929. — 40. Zyhlarz, E., Ursprung und Sprachcharakter des Altägyptischen. Z. Eingeborenen-Sprachen XXIII, 25—45; 81—110; 161—194; 241—254, 1932/33.

2. Die Babylonier*)

Als Babylonier bezeichnet man die Bevölkerung des südlichen Mesopotamien, als verschiedene ethnische Bestandteile zu einem einheitlichen Volkstum semitischer Sprache zusammengewachsen waren, eine Zeit, in der Babylon die Hauptstadt des Landes wurde. Sumerer und semitischen Akkader waren die beiden Hauptbestandteile, die über tausend Jahre lang in der Bevölkerung des Zweistromlandes zu erkennen sind. Herkunft und sprachliche Einordnung der Sumerer sind dunkel. Sie dürften aber aus dem Osten, aus einem gebirgigen Land in das Euphrat-Tigris-Tiefland gekommen sein und jenem großen neolithischen Kulturkreis der „bemalten Keramik" entstammen, aus dem sich in der Steinkupferzeit an verschiedenen Stellen Vorderasiens Ansätze zu höheren Kulturen entwickelten. Unter den ethnisch sicher schon differenzierten Trägern dieser Kulturen erwiesen sich die Sumerer als die begabtesten, die alsbald die Führung in der Entwicklung übernahmen.

Zwischen den Gebirgsländern im Osten und der Wüste im Westen entfaltete sich nun im Zweistromland eine Bauernkultur zur Hochkultur. Monumentale Architektur, Steinschneidekunst, eine von Kult und Religion her durchgeformte Gesellschaft mit einem Priesterfürsten an der Spitze einzelner Stadtstaaten und nicht zuletzt die Erfindung der Keilschrift auf der Grundlage einer älteren Bilderschrift zeugen von der schöpferischen Begabung der Bevölkerung. Auch Töpferscheibe und Metallbearbeitung fanden sich sehr früh (8, 14).

Von den einzelnen sumerischen Stadtstaaten ist uns Lagasch am besten bekannt. Die Ähnlichkeit von einzelnen Inschriften und Funden in anderen Städten läßt aber darauf schließen, daß die Verhältnisse in Lagasch die in ganz Sumer widerspiegeln (17). Bau und Unterhalt der Bewässerungssysteme, auf denen die Fruchtbarkeit des Bodens beruhte, wurde hier von einer außerordentlich arbeitsamen, einfach lebenden Bevölkerung in ursprünglich genossenschaftlicher Organisation betrieben. Es waren über 70 Berufe bekannt; daneben gab es Sklaven, jedoch nicht in sehr erheblicher

*) Herrn Professor Falkenstein, Heidelberg, danke ich für zahlreiche Auskünfte und Hinweise zu diesem Abschnitt.

Zahl, die ursprünglich Kriegsgefangene, später aber auch Einheimische waren. Der größte Teil der Bewohner war wirtschaftlich den zahlreichen (etwa 20) Tempeln angegliedert, doch erhielten die Tempelleute in periodischen Neuverteilungen auch privaten Anteil am Boden. Die Größe der Feldstücke wuchs mit dem höheren Amt. Den umfangreichsten Privatbesitz hatten die Stadtfürsten, und ihr Bestreben ging darauf, ihn auf Kosten der Tempelwirtschaft weiterhin zu vergrößern. Da auch die Priester der zahlreichen Tempel sich zu bereichern versuchten und die Abgaben mit großer Härte eintrieben, entwickelten sich allmählich im Gegensatz zur ursprünglichen sumerischen Verfassung scharfe Unterschiede in Besitz und Würde (14, S. 254). Sie treten uns auch in den sog. Königsgräbern von Ur entgegen, wo sich inmitten von 1800 einfachen Erd- oder Sarggräbern 16 prächtig ausgestattete Schachtgräber fanden, in denen zahlreiche Gefolgsleute, die ihrem Fürsten in den Tod folgten, mitbestattet waren. In Lagasch versuchte Urukagina (um 2400) als sozialer Reformator die alte sumerische Gesellschaftsform wiederherzustellen. Die Armen wurden geschützt, die Ansprüche der Priester beschnitten. „Die Esel und die schönen Rinder, die Priester nahmen sie weg ... der Priester irgend eines Ortes, im Garten der Mutter des Armen riß er an sich die Bäume, nahm weg die Früchte... Wenn ein Toter in das Grab gelegt wurde, nahm der Priester 7 Urnen Bier als sein Getränk, 420 Brote und 120 ka Korn als seine Speise, ein Kleid, ein Böckchen und ein Bett für sich... Die Leibeigenschaft bestand damals." Zu Ehren des Gottes Ningirsu befreite dagegen Urukagina „die Kinder von Lagasch von Dürre, von Diebstahl von Mord... Er setzte ein die Freiheit. Der Waise und der Witwe tat der Mächtige kein Unrecht an ... der Priester keines Ortes drang in den Garten der Mutter des Armen ein", die Beerdigungsgebühren wurden erheblich herabgesetzt. Die Reform Urukaginas konnte jedoch auch in Lagasch die soziale Differenzierung nicht mehr beseitigen (14).

In den Inschriften Urukaginas wird auch eine Bevölkerungszahl genannt: „... als er inmitten von 10 Saren Menschen ihn herausgegriffen hatte ..." Ein Sar beträgt 60 mal 60, = 3600, die genannte Bevölkerungszahl also 36000. Aus der Zahl der Tempel und Tempelleute — dem großen Bau-Tempel gehörten 1000—1200 Personen an — kommt man zu ähnlichen Zahlen, so daß die Angabe zwar abgerundet, aber sonst zuverlässig erscheint (17). Die Bevölkerung verteilte sich auf 6 verschiedene Stadtgebiete, die durch Kanäle miteinander verbunden waren. Auch die übrigen 10—12 sumerischen Stadtstaaten dürften kaum größer gewesen sein, so daß man in der frühen sumerischen Zeit kaum mit einer halben Million Menschen im südlichen Zweistromland rechnen kann.

Die einzelnen sumerischen Herrschafts- und Tempelbereiche lagen seit jeher in häufigen Streitigkeiten, bei denen es vor allem um

das knappe Wasser ging. So nahe beieinander liegende Städte wie Lagasch und Umma, Ur und Larsa konnten daher nie gleichzeitig in Blüte stehen (7). Eine politische Zusammenfassung der Mehrzahl der sumerischen Städte durch Lugalzaggisi von Umma — Inschriften in Lagasch klagen über das Blut, das dabei in allen Tempeln vergossen wurde — war auch nicht von Dauer, obwohl sich „Menschen so zahlreich wie das Gras unter meiner Regierung ausgebreitet haben". „Was Lugalzaggisi dem sumerischen Volke an politischer Leistung zumutete, war ihm im Grunde wesensfremd. Die Idee kann eigentlich nur einem anderen Volkstum ... dem Akkadertum entstammen" (14, S. 245).

Nicht viel später als der sumerische Bevölkerungsteil wird dieser semitische greifbar. Er hatte seinen Schwerpunkt mehr im Norden; Kisch und Mari waren seine frühesten städtischen Zentren. Die Semiten dürften aus dem Westen, aus Nordsyrien gekommen sein, und stellten damit die erste der semitischen Bevölkerungswellen dar, die von dorther das Zweistromland überschwemmten. Sie adoptierten in weitem Umfang die sumerische Kultur, erfüllten sie aber in vielen Einzelzügen mit eigenem schöpferischem Geist, und erwiesen sich in der politischen Begabung den Sumerern bald überlegen. Nachdem schon vorher in Königslisten semitische Namen aufgetreten waren, einigte die semitische Dynastie von Akkad (ca. 2350 bis 2150), die mit Sargon beginnt, politisch das südliche Mesopotamien. Mit der Ausbreitung ihrer Macht über Elam und Subartu erfuhr die sumerisch-akkadische Kultur eine weite Verbreitung und Stoßkraft (17, 2). In dem Nebeneinander von sumerischen und semitischen Personennamen und Texten blieb zunächst ein sumerisches Übergewicht im Süden, ein semitisches im Norden: Sumer und Akkad war der Name Babyloniens, der bis in die Zeit des neubabylonischen Reiches immer wieder verwandt wurde und den doppelten ethnischen Ursprung der Bevölkerung wiederspiegelte.

Aber das fruchtbare hochzivilisierte Zweistromland lag gefährdet zwischen dem iranischen Gebirge im Osten und der syrischen Wüste im Westen und zog immer wieder Fremde an. 90 Jahre lang (ca. 2150—2050) rissen Barbaren aus dem Gebirgsland, die Gutäer, die politische Herrschaft an sich; sie glichen sich freilich der kulturell überlegenen Bevölkerung an, indem sie die akkadische Sprache und die Keilschrift übernahmen, und ließen offenbar auch die einheimische Bevölkerung nach den Zerstörungen, Plünderungen und Bevölkerungsverschleppungen der Eroberungszeit weitgehend ungeschoren.

In der Zeit der sumerischen Renaissance nach der Vertreibung der Gutäer glichen sich die ethnischen Unterschiede immer mehr aus im Sinne einer sprachlichen Semitisierung. Wieder wissen wir über Lagasch am besten Bescheid, wo der fromme Tempelbauer

Gudea (um 2000) eine Fülle von Inschriften hinterließ. Sie sind noch in klassischem Sumerisch gehalten, die Priester und die anderen herrschenden Klassen waren Sumerer. Aber schon haben viele der anderen Einwohner semitische Namen und mischen sich semitische Phrasen in die Tempelberichte (11). Das steigende Flutwasser, von dem der Ertrag des Bodens abhing, spielte in Hymnen und Gebeten eine große Rolle. Wenn der Tempel gebaut wird, verheißt der Gott Ningirsu dem Gudea, „dann soll aus dem Himmel Überfluß dir kommen, das Land soll von Überfluß schwellen ... Die großen Felder sollen dir Frucht hervorbringen, die Wasser der Graben und Kanäle sollen steigen ... In Sumer soll das Öl in Überfluß ausgegossen werden, die Wolle im Überfluß abgewogen werden ..." Während der Tempeleinweihung wurden alle sozialen Unterschiede überbrückt. „Während sieben Tagen war gleich die Magd ihrer Herrin, der Sklave und der Herr gingen einander zur Seite, ... lagen der Mächtige und der Reiche einander zur Seite, ... der Waise tat der Reiche kein Unrecht ..." (17).

Auch eine Bevölkerungszahl wird wieder genannt. Ningirsu ließ „in der Mitte von 60 Saren Menschen die Macht wohnen" (60 Saren = 216000). Wenn die Zahl stimmt — sie wirkt allerdings als 3. Potenz von 60 mehr stereotyp als real — würde das auf einen erheblichen Bevölkerungszuwachs seit der Zeit des Urukagina schließen lassen, auch wenn das Stadtareal sich ausgedehnt hätte. Unter den etwa gleichzeitigen Städten muß auch die sumerisch-akkadische Hauptstadt Uruk recht groß gewesen sein. Eine Stadtmauer von 9,5 km Länge schloß ein Areal von 5 km^2 ein — etwa ein Drittel des kaiserlichen Rom innerhalb der aurelianischen Mauer —, von denen allerdings nur etwa zwei Drittel Wohnviertel gewesen sein dürften und nur ein Drittel als Bezirke der ärmeren Bevölkerung dichter bebaut (15). In Ur war das ummauerte Stadtgebiet etwa halb so groß (26). Der anbaufähige Boden in Babylonien betrug kaum mehr als 25000 km^2, etwa so viel wie in Ägypten (25). Da aber nie gleichzeitig alles Land unter dem Pflug war (7) und „das Nebeneinander und die mannigfaltige Durchdringung von beduinischen und seßhaften Lebensformen" (18), von intensivem Bodenbau und extensiver Viehzucht für das Wirtschaftsleben auch des späteren Mesopotamien charakteristisch war, dürfte, auch unter Berücksichtigung der ägyptischen Bevölkerungszahlen, 3 Millionen die Höchstzahl sein, die die Bevölkerung Babyloniens je erreichte (27).

In dem bebauten Kulturland muß die Bevölkerungsdichte allerdings groß gewesen sein. Die Siedlungsweise war mindestens im sumerischen Teil vorwiegend städtisch, der Handel stellte eine wesentliche Erwerbsquelle dar, so daß die Wirtschaft gegen politische Umwälzungen in den Nachbarländern, in Iran und Kleinasien, recht krisenempfindlich war (7). Ein Schlaglicht auf diese Lebens-

weise wirft ein Lied des Šulgi (um 2000), das weitverbreitet war und u. a. im Schulunterricht behandelt wurde: „... Ich rührte den Fuß, durcheilte die Straßen des Landes, befestigte die Wegstrecken, gründete dort Burgen, ihnen zur Seite legte ich Gärten an, schuf dort Orte der Rast, ließ vertraute Menschen dort wohnen... wer des Weges zieht, möge auch des Nachts ruhen, wie in eine wohlgebaute Stadt möge er sich dorthin begeben ..." (6). In dem gleichen Gedicht wird das Volk der „Schwarzköpfigen" „zahlreich wie die Mutterschafe" genannt.

Das semitische Übergewicht wurde in dieser Zeit durch eine neue Welle von Zuwanderern verstärkt. Waren die Akkader ihrer Sprache nach zu den Ostsemiten zu rechnen, so waren es jetzt Westsemiten, Amoriter, die von Norden her die Bevölkerung des südlichen Zweistromlandes durchdringen (1). Schusin aus der dritten Dynastie von Ur (um 2050) baute eine „Amoritermauer", um die noch nomadischen Zuwanderer dem Kulturland fernzuhalten. Aber die Unterwanderung war unaufhaltsam. Schon in der Zeit des akkadischen Reiches tauchten Westsemiten als Arbeiter auf, so daß Amoriter geradezu zur Klassenbezeichnung für bestimmte Arten von Lohnempfängern wurde. Später wurden sie gern als Söldner hereingerufen, und die nahe sprachliche Verwandtschaft mit den Akkadern erleichterte es ihnen, rasch in die Kultur des Zweistromlandes hineinzuwachsen. In der Zeit der sumerischen Renaissance wurden westsemitische Worte immer zahlreicher im babylonischen Wortschatz.

Die politische Macht des wiedererstandenen Sumer wurde aber nicht von ihnen zerschlagen, sondern von Elamiten, die vom Gebirge her in das Land einfielen, den letzten sumerischen König Ibi-Sin verschleppten und sich selbst in Teilen des Landes in dauernder Rivalität mit den aufsteigenden Westsemiten politisch festsetzten. Die fast 150 Jahre dauernden wechselvollen Auseinandersetzungen wurden durch den Amoriter Hammurabi von Babylon zugunsten der Semiten entschieden. Noch einmal erlebte die nunmehr völlig verschmolzene sumerisch-akkadische Kultur in westsemitischer Überformung eine glanzvolle Blüte. Das Reich Hammurabis (1728—1686) war ein zentralisierter Rechtsstaat. Seine Gesetze und seine umfangreiche Korrespondenz vermitteln ein Bild auch von der Struktur der Bevölkerung. Es gab drei soziale Schichten, von denen die oberste, die Amullu, offenbar scharf gegen die beiden anderen abgesetzt war; Vergehen gegen ihre Angehörigen wurden schärfer bestraft, Gebühren z. B. für ärztliche Eingriffe höher berechnet; nur sie hatten das Recht, Waffen zu tragen (11). Dagegen war die unterste soziale Schicht, die der Sklaven, die sich aus Kriegsgefangenen und Einheimischen zusammensetzte, von der der Freien nicht streng getrennt. Heiraten zwischen beiden waren möglich, die Kinder aus diesen Ehen waren frei und erbberechtigt, was die

biologische Verschmelzung der verschiedenen ethnischen Bestandteile beschleunigen mußte (21). Die Familie beruhte auf der Einehe, die durch die Möglichkeit, bei Kinderlosigkeit und Krankheit der Frau eine Nebenfrau zu nehmen, abgewandelt war. Auf Nachkommenschaft wurde großer Wert gelegt, wie immer wieder in Gebeten und Inschriften zum Ausdruck kommt. Über die tatsächliche Kinderzahl wissen wir aber wenig. Aus einer Reihe von Erbverträgen ist die Zahl der (allein erbberechtigten) Söhne bekannt, und zwar bis zu 6, bei einer größten Häufung bei 3 (9, 12, 19). Da es sich dabei nur um den überlebenden männlichen Teil der Nachkommenschaft handelt, kann die Geburtenzahl jedenfalls nicht sehr niedrig gewesen sein.

Die Bevölkerung war beruflich reich differenziert. Neben einer zahlreichen Beamtenschaft, zu der auch Berufsrichter gehörten, spielten die Priester der zahlreichen Tempel eine bedeutende Rolle. Sie waren auch die Hauptträger der sumerischen Tradition, da das Sumerische noch Kultsprache blieb. Auch offizielle Inschriften wurden gelegentlich noch auf sumerisch verfaßt, dann aber meist eine akkadische Übersetzung beigegeben. Sein Gesetz veröffentlichte Hammurabi dagegen auf akkadisch, damit es jeder verstehen konnte.

Nicht lange konnte sich das Zweistromland des Friedens und der nationalen Einheit erfreuen. In den sumpfigen Gegenden am Persischen Golf hatten sich allerlei Flüchtlinge und Nomaden der Wüste im Westen vereinigt und ein unabhängiges Königreich, das „Reich des Meerlandes“ gegründet. Schon Hammurabis Sohn Samsuiluna hatte wieder gegen Feinde aus den Bergen, gegen Kassiten zu kämpfen. Auch die Elamiten machten sich erneut bemerkbar. Im Zuge der großen Völkerwanderungen, die in dieser Zeit Vorderasien tiefgreifend umgestalteten, prallte Babylonien auch mit den aufsteigenden, politisch expansiven Hethitern zusammen. Sie fielen in das Land ein, nahmen dem letzten einheimischen König Samsuditana Thron und Leben, zerstörten Babylon und andere Städte und zogen mit ungeheurer Beute wieder davon. Nachhaltiger auf die Dauer als diese militärischen Überfälle war aber die unter dem Druck der Völkerverschiebungen im Norden und Osten stehende Unterwanderung. Churriter, die das nördlichere Assyrien durchdrangen und jahrhundertelang politisch beherrschten, sickerten auch ins südliche Zweistromland ein, nachdem schon in den Verwaltungsurkunden der dritten Dynastie von Ur (um 2050) gelegentlich churritische Namen aufgetreten waren. Vor allem aber tauchten immer mehr Männer mit kassitischem Namen als Erntearbeiter und Knechte auf (14). Ohne daß man etwas von einer kriegerischen Eroberung hört, erschienen schließlich die Kassiten auch als Herrscher des Zweistromlandes und blieben es etwa fünfhundert Jahre (ca. 1700—1200).

Die Kassiten, aus dem Bergland im Nordosten in das fruchtbare Stromland eindringend, waren offenbar ethnisch gemischt, ähnlich wie die Hyksos in Ägypten und die Mitanni in Assyrien. Neben solchen Bestandteilen, die sich sprachlich mit kaukasischen Völkern in Beziehung bringen lassen, fanden sich auch indogermanische Elemente (2). Ihre Zahl wird später (nämlich von Xenophon und Strabo) mit 13000 Bogen, also erwachsenen, wehrfähigen Männern angegeben, was einer Gesamtbevölkerung von 50000 bis 65000 Köpfen entspricht. Wie alle früheren Einwanderer glichen auch sie sich in Sprache und Schrift, in Kult und Verwaltungspraxis weitgehend der babylonischen Kultur an. Aber die lange Zeit ihrer Herrschaft war eine solche wirtschaftlicher Stagnation. Die Bevölkerungsdichte schien geringer zu werden, die Einwohnerzahl von Babylon nahm jedenfalls ab (11), obwohl das Land in Frieden lebte. Priester und Kaufleute bildeten die führenden Stände. Auch nach dem Ende ihrer Dynastien blieben die eingewanderten Kassiten im Land. Sie stellten bis zum 9. Jahrhundert das hauptsächliche Element des Heeres (4).

Bildeten die Kassiten aber nur eine dünne politisch-militärische Oberschicht, so strömte schon während ihrer Herrschaft eine neue semitische Welle in breiter Front in das Land: die Aramäer (5). Die Assyrer weiter im Norden setzten ihnen zunächst militärischen Widerstand entgegen. Aber in dem politisch schwächeren Babylonien hatten sie leichteres Spiel. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts usurpierte schon einmal ein Aramäer für zwei Jahrzehnte den babylonischen Thron. Das flache Land wurde von ihnen geradezu überschwemmt, wobei sie ihre nomadische Stammesorganisation zunächst beibehielten. Das Bewässerungssystem, dem Mesopotamien seine Fruchtbarkeit verdankte, wurde von ihnen nicht richtig gepflegt und verfiel allmählich, Äcker und Gärten verödeten oder versumpften daher (14). Auch von den Städten waren sie auf die Dauer nicht fernzuhalten. Wo immer ein Platz leer wurde, rückten sie nach. Als Sanherib von Assyrien Babylon zerstört hatte und Asarhaddon, Sohn einer babylonischen Mutter und babylonfreundlich gesinnt, die Stadt wiederherstellen wollte, mußte er zunächst eine Expedition gegen die Aramäer unternehmen, die sich die Ländereien der vertriebenen Babylonier angeeignet hatten. Schließlich gab der in Babylonien zahlreichste aramäische Stamm dem Land auch seinen Namen: Chaldäa. In den Städten wuchsen die Aramäer ähnlich wie frühere Einwanderer in Formen der alten babylonischen Kultur hinein. Mit ihrer Astronomie und Astrologie, die von einer mächtigen und einflußreichen Priesterklasse gepflegt wurden, gaben sie ihr eine besondere Note. Mit ihrer Sprache drang auch die phönikische Buchstabenschrift ein, die sich auf die Dauer der Keilschrift weit überlegen erweisen sollte. Im „neubabylonischen Reich“ übernahm das Aramäertum auch die politische Führung. Vom Glanz

seiner Städte, insbesondere Babylons, wußten die alten Griechen Erstaunliches zu berichten (20). Noch einmal gibt auch eine Fülle schriftlicher Überlieferungen einen gewissen Einblick in den Aufbau der Bevölkerung. Zu den umfangreichen Bauten und Wiederaufbauarbeiten insbesondere unter Nebukadnezar II. wurden syrische, arabische und assyrische Gefangene herangezogen. Das Stadtareal beträgt in seiner größten Ausdehnung etwa 12 km^2, nicht viel weniger als das des kaiserzeitlichen Rom. Familienrecht und Familienstruktur erscheinen wenig verändert; noch immer betete man um eine zahlreiche Nachkommenschaft (4, 12).

Aber vergeblich versuchte Nebukadnezar II. das Land durch den Bau einer „medischen Mauer" zwischen Euphrat und Tigris vor neuen äußeren Feinden zu schützen. Zwar fiel Babylonien nicht, wie das nördliche Assyrien, den Medern zum Opfer. Aber im Jahre 539 zogen ihre politischen Erben, die Perser, unter Kyros in Babylon ein. Babylonien wurde persische Satrapie. Eine Masse fremder Soldaten und Kaufleute strömte jetzt in die Städte; Babylon wurde zum Sinnbild des Sprachenwirrwarrs. Babylonische Sprache und Keilschrift erhielten sich bei einer Minderheit unter Führung konservativer Priester, insbesondere im Kult. Der letzte der immer seltener werdenden Keilschrifttexte stammt aus der Zeit um Christi Geburt. Damit kann das babylonische Volkstum als erloschen betrachtet werden. Seine ehemaligen Träger gingen in vielfacher Mischung mit den neuen Herrenschichten und neuen semitischen Zuwandererwellen in die heutige vorwiegend arabisch sprechende Bevölkerung Mesopotamiens ein.

Schrifttum

1. Bauer, Th., Die Ostkanaanäer. Eine philologisch-historische Untersuchung über die Wanderschicht der sogenannten Amoriter in Babylonien. 94 S., Leipzig 1926. — 2. Cameron, G. G., History of Early Iran. 260 S., Chicago 1936. — 3. Ders., Sie schrieben auf Ton. Was die babylonischen Schrifttafeln erzählen. 181 S., Zürich 1938. — 4. Delaporte, Louis, Geschichte der Babylonier, Assyrer, Perser und Phöniker. In: Geschichte der führenden Völker III, 177—362, Freiburg 1933. — 5. Dupont-Sommer, A., Les Araméens. 119 S., Paris 1949. — 6. Falkenstein, A., Sumerische religiöse Texte. Z. Assyr. N. F. XVI, 61—91, 1952. — 7. Ders., Zahlreiche mündliche Hinweise. — 7a. Falkenstein, A., und v. Soden, W., Sumerische und akkadische Hymnen und Gebete. 420 S., Zürich-Stuttgart 1953. — 8. Herzfeld, E., Völker- und Kulturzusammenhänge im Alten Orient. Deutsche Forschung H. 5, 33—67, 1928. — 8a. Jacobsen, Th., The assumed conflict between Sumerians and Semites in early Mesopotamian history. J. Amer. Oriental Soc. LIX, 485—495, 1939. — 9. Klima, J., Untersuchungen zum altbabylonischen Erbrecht. 113 S., Prag 1940 — 9a. Koehne, C., Die Bevölkerungspolitik in der Gesetzgebung König Hammurabis. Z. Sozialwiss. N. F. IX, 696—705, 1918. — 10. Koldewey, R., Das wiedererstandene Babylon. 4. Aufl. Leipzig 1924. — 11. Langdon, St. H., Early Babylonia and its cities. Cambridge Ancient History I, 356—401, 1923. — 12. Meissner, B., Babylonien und Assyrien. 2 Bde., Heidelberg 1920—1925. — 12a. Ders., Beiträge zum altbabylonischen Privatrecht. 160 S., Leipzig 1893 (u. a. Erbteilungsurkunden). — 13. Meyer, E., Sumerier und Semiten in Babylonien.

Abh. Königl. Preuß. Akad. Wiss. Phil.-Hist. Kl. Nr. III, 125 S., 1906. — 14. Moortgat, A., Geschichte Vorderasiens bis zum Hellenismus. In Scharff, A., und Moortgat, A., Ägypten und Vorderasien im Altertum, 193—535, München 1950. — 15. Nöldeke, A., Lenzen, H., v. Haller, A., und Göpner, W., 7. vorläufiger Bericht über die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Uruk-Warka unternommenen Ausgrabungen. Abh. Preuß. Akad. Wiss. Jg. 1935, Phil.-hist. Kl. Nr. 4., 57 S., Berlin 1936. — 16. Reuther, O., Die Innenstadt von Babylon (Merkes). 267 S., Leipzig 1926. — 17. Schneider, A., Die sumerische Tempelstadt. 120 S., Essen 1920. — 18. v. Soden, W., Das altbabylonische Briefarchiv von Mari. Welt des Orients I, 187—204, 1948. — 19. Schorr, M., Urkunden des altbabylonischen Zivil- und Prozeßrechts. 618 S., Leipzig 1913. — 20. Thompson, R. C., The New Babylonian Empire. Cambridge Ancient History III, 206—224, 1923. — 21. Thurnwald, R., Die rassenbiologische Bedeutung von Hammurabis Familiengesetzgebung. Arch. Rass. Ges. Biol. I, 124—131, 1904. — 22. Thureau-Dangin, F., Die sumerischen und akkadischen Königsinschriften. Vorderasiat. Bibliothek I, 275 S., Leipzig 1907. — 23. Unger, E., Babylon. Die heilige Stadt nach der Beschreibung der Babylonier. 382 S., Leipzig-Berlin 1931. — 24. Winckler, H., Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon. 46 S., 3. Aufl. Leipzig 1903. — 25. Wagner, H., Die Überschätzung der Anbaufläche Babyloniens. Nachr. Ges. Wiss. Göttingen Phil.-hist. Kl. 225—298, 1902. — 26. Wooley, C. L., Excavations at Ur. The Antiquaries J. XI, 343—381, 1931. — 27. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt (1886), schätzt die Bevölkerung Babyloniens in persischer Zeit auf 6—8 Millionen, etwa das Doppelte des damaligen Ägypten. Er geht dabei jedoch von einer Besiedlungsfläche von mindestens 130 000 km² aus, die später wesentlich herabgesetzt wurde (vgl. Wagner Anm. 25).

3. Die Assyrer*)

Bis zum Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends unterschied sich die Bevölkerung des Nordzipfels Mesopotamiens wenig von der des übrigen Zweistromlandes. Die Mischung, aus der die Assyrer hervorgegangen waren, war ähnlich: Neben den Trägern von Kulturen aus dem Kreis der bemalten Keramik (Samarra, Tell-Halaf) ist vor allem semitische Zuwanderung wahrscheinlich, da die semitische Sprache auch den Assyrern von den Akkadern gebracht wurde. Auch politisch und kulturell erscheint Assyrien stark von Babylonien abhängig. Der Stand der Kaufleute spielte neben den Priestern hier wie da eine bedeutende Rolle. Für Assyrien ist er vor allem in den kappadokischen Handelskolonien mit Kültepe als Zentrum greifbar, die weiträumige wirtschaftliche Beziehungen bezeugen, mit dem Aufstieg des Hethiterstaates aber ethnisch untergingen. Westsemitische und elamitische Zuwanderung und Beeinflussung hat dagegen in Assyrien eine relativ geringe Rolle gespielt. Dagegen wurde es von den Wanderbewegungen der Nord- und Bergvölker in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends wesentlich stärker betroffen, und es begann damit seine ethnische Sonderentwicklung.

---

*) Auch für diesen Abschnitt erhielt ich von Herrn Prof. Falkenstein, Heidelberg, Hinweise und Berichtigungen.

Schon zur Zeit der kappadokischen Handelskolonien (um 1900) muß die Durchsetzung Assyriens mit Churritern begonnen haben, die „rein bevölkerungspolitisch die expansivste Macht des zweiten Jahrtausends gewesen, eine Macht, die von Persien bis nach Palästina gereicht hat“ (9, S. 322). Jahrhundertelang war dann Assyrien Teil des Mitanni-Reiches, in dem neben churritischen Elementen auch indogermanische erkennbar sind. Die Mittanni-Oberschicht schloß sich zwar, wie spätere Gesetzesüberreste vermuten lassen (1, 12), zunächst durch Heiratsschranken gegen die Unterworfenen ab, entging aber nicht der Mischung und ethnischen Einschmelzung. Die Sprache blieb in Assyrien semitisch, in der Kunst aber sowohl wie im gesellschaftlichen Aufbau war das Erbe der Überschichtung bemerkbar. Auf die Durchsetzung mit churritischem Rittertum dürfte es zurückgehen, wenn nunmehr an die Stelle des Großkaufmanns als führender Stand der Großgrundbesitzer trat. Der kriegerische Landadel war tonangebend, er stellte in den assyrischen Eroberungskriegen die wichtigen Wagenkämpfer. Aber auch die anderen Stände, Bauern und Städter, waren am Aufbau der Heere beteiligt, und zwar, wie ihr Kampfgeist beweist, nicht nur unter despotischem Druck. In den immer neuen Kämpfen um die assyrische Freiheit seit etwa 1400 scheint „die heldische Kraft des an Zahl nur geringen Assyrervolkes nicht zu erlahmen“ (9, S. 379). „Es tanzten im verderblichen Waffenspiel die gewaltigen starken Männer“ (aus einem assyrischen Epos). Gelegentlich werden in den Königsinschriften Heereszahlen genannt, die größte unter Salmanassar III. (858—824): „In meinem 14. Regierungsjahr hob ich das Land zahllos aus, mit 120 000 meiner Truppen überschritt ich den Euphrat bei seiner Hochflut.“ Es handelte sich hier um unmittelbare Landesgefahr unter dem Druck der „Westkönige“; bei anderen Gelegenheiten werden kleinere Aufgebote genannt (7). 120 000 wehrfähige Männer würden einer Gesamtbevölkerung von rund 600 000 entsprechen, wenn wirklich alle erwachsenen Männer aufgeboten wurden. Da das aber nicht wahrscheinlich ist und auch das Land nicht ganz von Truppen entblößt worden sein dürfte, wird man die Kopfzahl der Assyrer für diese Zeit auf etwa eine Million schätzen können.

Nach der Befreiung von der Mitanniherrschaft war Assyrien dem ständigen Druck der überlegenen babylonischen Kultur ausgesetzt. Sprache und Schreibweise wurden stark babylonisiert, assyrische Gottheiten wurden sumerischen und babylonischen gleichgesetzt; insbesondere der Marduk-Kult Babyloniens breitete sich aus. Dagegen gelang es den Assyrern länger, die Aramäer und andere vorderasiatische Wandervölker fernzuhalten. Schon im 13. Jahrhundert erwähnten Adad-Nirari (1305—1274) und Tukulti-Ninurta I. (1243 bis 1207) die Aramäer; Tiglatpilesar I. (1112—1074) kämpfte wie-

derholt erfolgreich gegen sie, ebenso gegen Scharen vorderasiatischer Kaska; er wußte auch von einem früheren Einfall von angeblich 20 000 Muški zu berichten. Nachdem Assyrien zeitweise durch die Aramäerstaaten auf sein engstes Gebiet zwischen Tigris und Zab beschränkt blieb, kämpfte Assunasirpal II. mit unmenschlicher Härte gegen die Aramäer zwischen Euphrat und Tigris und gelang es Salmanassar III. (858—824), über den Tigris vorzudringen und die Hauptstadt des wichtigsten Aramäerstaates zu zerstören. Darüber hinaus erkämpften sich die Assyrer insbesondere seit Tiglatpilesar III. (745—727) die Vorherrschaft in der damaligen Welt. Auf seinem Höhepunkte umfaßte ihr Reich Ägypten, Palästina und Syrien, Babylonien und Ostkleinasien.

Eine Maßnahme zur Sicherung dieses im Verhältnis zur Volkszahl ungeheuren Herrschaftsgebietes war die Deportationspolitik der assyrischen Könige, durch die sich die Zusammensetzung der Bevölkerung auch des Mutterlandes stark veränderte. Schon Tukulti-Ninurta soll Chatti (Hethiter) nach Assyrien übernommen und dort angesiedelt haben. Tiglatpilesar III. betrieb den Bevölkerungsaustausch in größtem Maßstab. Weitaus den Hauptanteil daran hatten die Aramäer, die kriegerisch immer im Zaum gehalten werden konnten. Besonders durch Assurnasirpal II. (883—859) kamen aus Babylonien so viele von ihnen nach Assyrien, daß sich auch hier das Aramäische als Geschäftssprache auszubreiten begann und in der Haupthandelsstadt Ninive die Assyrer zur Minderheit wurden. Aber auch Israeliten wurden nach der Eroberung von Samaria durch Sargon nach Assyrien verpflanzt, Damaszener nach Elam, Kaldi in das Orontestal. Die Gesamtkopfzahl der Deportierten wird — wohl zu Unrecht — auf mehrere Millionen geschätzt (12), wovon allerdings nur ein Teil auf das assyrische Kerngebiet entfallen würde. Die höchste Zahl von Umsiedlern, die einmal genannt wird, sind 30 000 Chatti, die Tukultininurta in Assyrien angesiedelt haben soll. Sargon (721—705) überführte nach seiner Prunkinschrift 6300 Assyrer, „gehorsame Leute", nach Hamat, als dieses unterworfen worden war. Auch für die Söldner, die aus den unterworfenen Heeren in die assyrischen übernommen wurden, sind die höchsten Zahlen, die genannt werden, 20000 (nämlich bei Sargon und Sanherib, vgl. unten). Immerhin sind es große Menschenmengen, die innerhalb des Reiches hin- und herbewegt wurden.

Es strömten auch Massen von Kriegsgefangenen und Sklaven nach Assyrien, die die Lage der einheimischen Bauern und Handwerker herabdrückten. Die Sklaven konnten Eigentum erwerben und stiegen zum Teil zu einflußreichen Stellungen empor. Auf der anderen Seite mußte die Zahl der wehrfähigen Assyrer durch die zahlreichen Kriege und die oft lange Abwesenheit in den unterworfenen Ländern dezimiert werden. Auch Seuchen im Heere dürften

dabei eine Rolle gespielt haben. So berichtete Jesaia, daß ein Wunder Jerusalem vor dem Angriff eines riesigen assyrischen Heeres rettete: „In derselben Nacht ging der Engel Jahwes aus und schlug im Lager der Assyrer 185000 Mann, und als man des Morgens aufwachte, fand man sie alle als Leichen" (die Zahl dürfte freilich wie so oft phantastisch übertrieben sein). Die weitausgreifenden Eroberungskriege verlangten daher in zunehmendem Maße eine Aushebung von Söldnern auch aus den unterworfenen Reichsteilen. Gegen Ende des Reiches wurde sogar versucht, sich mit den reichsfremden Skythen gegen Kimmerier und Meder zu verbinden. Da andererseits das Erobervolk nur durch dauernde neue Kriege seine Stellung in einem Großreich halten konnte, in dem es wegen seiner Deportationen und der unerhörten Grausamkeit seiner Kriegführung erbittert gehaßt wurde, waren Staat und Heer zusätzlichen Belastungen schließlich nicht mehr gewachsen. Als daher mit den Medern eine neue starke Macht aus den immer drohenden und drängenden Nordvölkern erstand, diese sich zudem noch mit dem zweiten Erbfeind, mit Babylon, verbanden, hatte die Stunde der Assyrer geschlagen. Mit der Eroberung von Ninive durch die Meder (612) hatte nicht nur das assyrische Reich ein Ende; auch das assyrische Volk verschwand merkwürdig rasch und ohne wesentliche Spuren zu hinterlassen. Eine kleine assyrische Restgruppe hielt sich noch kurze Zeit in Harran, im Westen des einstigen ethnischen Kerngebietes. Zahlreiche Künstler und Handwerker wurden ferner nach Medien verschleppt, wo sie am Aufbau der großen Residenz mitwirkten (11). Dann verschwanden auch diese Spuren in den neu aufsteigenden Völkermischungen.

Schrifttum

1. Driver, G. R., and Miles, J. C., The Assyrian laws. 534 S., Oxford 1935. — 2. Götze, A., Hethiter, Churriter und Assyrer. 194 S., Oslo 1936. — 3. Ders., Kleinasien, Handb. Altertumswiss. 3. Abt. München 1933 (S. 61—76 über assyrische Handelskolonien). — 4. Hunger, J., Heerwesen und Kriegführung der Assyrer. 40 S., Leipzig 1911. — 5. Kittel, R., Die Völker des vorderen Orients. Propyläen-Weltgesch. I, 407—568, 1931. — 6. Landsberger, B., Assyrische Handelskolonien in Kleinasien aus dem 3. Jahrtausend. Der Alte Orient H. 24. 34 S., Leipzig 1925. — 7. Manitius, W., Das stehende Heer der Assyrerkönige und seine Organisation. 93. S., Diss. Marburg 1910. M. nennt das Volksaufgebot von 120000 Mann für Salmanassar II., doch geht aus dem Zusammenhang und aus den genannten Jahreszahlen hervor, daß es sich um Salmanassar III. handelt. — 8. Meissner, B., Babylonien und Assyrien. 2 Bde., Heidelberg 1920—25. — 9. Moortgat, A., Geschichte Vorderasiens bis zum Hellenismus. In Scharff, A., und Moortgat, A., Ägypten und Vorderasien im Altertum, 193—535, München 1950. — 10. Schenk von Stauffenberg, Graf, A., Die großen Völkerwanderungen und das Hethiterreich. Welt als Gesch. VII, 331—359, 1941. — 11. Smith, S., The Assyrian Empire. The Cambridge Ancient History II, 1—131, Cambridge 1929. — 12. v. Soden, W., Der Aufstieg des Assyrerreiches als geschichtliches Problem. 42 S., Leipzig 1937.

4. Die Hellenen*)

Zwei begabte Bevölkerungen verbanden sich, als indogermanische Stämme von Norden her in den Südteil der Balkanhalbinsel vordrangen, hier eine altmediterrane Bevölkerung überlagerten und sich mit ihr vermischten. Die mediterrane Vorbevölkerung hatte ihre Schöpferkraft nicht nur in einer ganzen Reihe regionaler Kulturen erwiesen, sondern mit der kretischen Kultur auch einen der frühesten Höhepunkte der Menschheitsgeschichte erreicht; und daß die einwandernden indogermanischen Stämme nicht schlechthin Barbaren waren, zeigten sie schon damit, daß sie nach der Eroberung die vorgefundene höhere Kultur weitgehend annahmen. In der Götter- und Mythenwelt, dem gesellschaftlichen Aufbau bis ins Familienleben hinein, der wirtschaftlichen Nutzung des Bodens, im Kunststil und nicht zuletzt der Sprache ist vielfach altmediterranes Kulturgut zu erkennen, so daß die Auseinandersetzung mit den Einwanderern nicht nur eine kriegerische gewesen sein kann, sondern auch eine Vermischung im friedlichen Nebeneinanderleben stattgefunden haben muß (43). Wurde also die Vorbevölkerung nicht vernichtet, so ist doch auch der Anteil der einwandernden indogermanischen Stämme an der späteren eigentlich hellenischen Kulturentwicklung unbestritten. Schon der hohe Prozentsatz nordischer Blonder unter hervorragenden Persönlichkeiten der klassischen Zeit spricht für ihn (45), und in allen Epochen der hellenischen Geschichte treten Nordische und Mediterrane neben Anteilen anderer Rassen als Hauptelemente der Bevölkerung auf (40—42).

Eine frühe Welle der Einwanderer aus dem Norden, wohl noch wenig zahlreich, wird in Verbindung mit der dichteren Vorbevölkerung Träger der sog. minyschen und mykenischen Kultur; eine wesentliche Komponente der Träger der mykenischen Kultur wird mit dem Namen der Achäer verbunden, die über die Balkanhalbinsel hinausschwärmten und in Vorderasien, auf Kreta und unter den Ägypten heimsuchenden Seevölkern als unruhige, kriegerische Wandervölker bekannt und gefürchtet waren. Weitere Schübe, mit denen auch illyrische und thrakische Stämme mitgerissen wurden, werden als dorische Wanderung zusammengefaßt. Die mykenische Kultur war zu dieser Zeit schon im Niedergang begriffen; mancherlei Indizien sprechen dabei dafür, daß daran das Aussterben einer schöpferischen geistigen Oberschicht kretisch-ostmediterraner Herkunft mitbeteiligt war. So erscheinen schon vor der neuen Zuwanderung anspruchslosere Motive nördlicher Herkunft in der Keramik, was auf eine wachsende Beteiligung von Menschen frühgriechischer („achäischer") Herkunft an den bisher von alteinheimischen Künstlern betriebenen Handwerken spricht (9a).

---

*) Für Durchsicht dieses Abschnitts und zahlreiche ergänzende Hinweise danke ich Herrn Professor J. Wiesner, Weil a. Rh., besonders herzlich.

Die „dorische Wanderung“ schob einen Teil der vorgriechisch-frühgriechischen („ionischen“) Mischbevölkerung über die Inseln bis an die kleinasiatische Küste, die kolonisiert und hellenisiert wurde, setzte sich vor allem in Kreta und auf dem Peloponnes als kriegerische Oberschicht fest, durchsetzte aber in vielfachen Auseinandersetzungen untereinander und mit den vorgefundenen Stämmen auch die anderen Teile Festlandgriechenlands. Das Mischungsverhältnis war dabei regional verschieden. So scheint in Attika ein noch lebensvoller Staat dem dorischen Eindringen Widerstand entgegengesetzt zu haben und eine Zuflucht für viele achäische Flüchtlinge geworden zu sein. An anderen Stellen erzwangen die Neueinwanderer Aufnahme in die bestehenden Staatswesen und Anteile an Acker und Weide; die spätere Zeit läßt hier ebensowenig wie in Athen Reste ethnischer Gegensätze erkennen. Im Eurotastal (Sparta) wurde dagegen die Vorbevölkerung lange in der Rolle einer hörigen Unterschicht gehalten, die auch durch Heiratsschranken von den dorischen Einwanderern getrennt war. Gegen die kriegerische Unterwerfung behauptete sich hier nur Amyklä, dessen Bevölkerung daher später als sozial Gleichberechtigte in den lakädämonischen Stammesverband aufgenommen wurde.

Das griechische Mittelalter, das seinen Niederschlag in den homerischen Epen fand, spiegelte noch manche Züge dieser Landnahmezeit und des Werdens eines neuen Volkes wider. Es ist eine ausgesprochene Ritterzeit, in der sich alles kulturelle und politische Leben in einer dünnen Schicht fehdelustiger, herdenreicher Großgrundbesitzer zusammendrängte. Unter ihr stand die Menge der freien Bauern und Hirten, die in den Kriegen das Fußvolk stellte, und die Theten, freie, aber besitzlose Wanderarbeiter. Eroberungszüge, wie die nach der kleinasiatischen Küste, brachten auch Sklaven ins Land, die durch Landerwerb in die Schicht der Freien aufsteigen konnten, und vor allem Sklavinnen. „Ich zerstörte die Stadt und vertilgte die Männer, aber die blühenden Frauen . . . teilten wir gleich“, berichtete Odysseus (Od. 9, 40). Auch Handwerker wurden gelegentlich aus der Fremde geholt; am Ende dieser Zeit traten phönikische Händler an den griechischen Küsten auf (6), und die orientalischen Handelsbeziehungen mehrten den Reichtum.

Es war trotz der zahlreichen ritterlichen Fehden eine Zeit kulturellen Aufschwungs und kräftigen Bevölkerungswachstums. Aus dem zu eng werdenden Raum schwärmten seit der Mitte des 8. Jahrhunderts Scharen von Kolonisten über alle Gestade des Mittelmeeres, einen Kranz blühender Tochtersiedlungen gründend. Die Kulturzentren der Zeit, Chalkis und Korinth vor allem, aber auch Elis und Megara und in Kleinasien das reiche Milet, waren gleichzeitig die Hauptausgangspunkte, Sizilien und Süditalien, die Halbinsel Chalkidike und die Schwarzmeerküste die Hauptziele der Kolonisation. Sie wurde in erster Linie von den landhungrigen ritter-

lichen Geschlechtern getragen (7), doch waren auch die anderen Bevölkerungsschichten, wenn auch wohl verhältnismäßig geringer, daran beteiligt. In dieser herrschenden, kulturtragenden Schicht dürfte daher auch die Bevölkerung am raschesten gewachsen sein. Der Kleinbauer Hesiod aus Böotien (um 800) empfahl dagegen, nur einen Sohn großzuziehen, und Landarbeiter mit Familien hatten geringe Aussicht, Arbeit zu finden (Hesiod, Werke und Tage 376, 602).

Je länger sich die adlige Schicht absperrte, Macht und Grundbesitz zusammenballte, desto drückender wurde ihre Herrschaft. In fast 2 Jahrhunderten währenden sozialen Unruhen kämpfte sich das Bauerntum von der Schuldherrschaft des Adels frei, wurde zum politisch berechtigten Vollbürger, der waffendienstfähig und waffendienstverpflichtet war. In den neuen Stadtgemeinschaften blieb zwar der Adel trotz der Schläge, die die Tyrannen gegen ihn führten, die tonangebende Schicht, bestimmte nun aber nicht mehr die Geburt, sondern der Besitz den Anteil an den politischen Rechten. Damit trat auch eine Mischung der früheren Stände ein, sowohl durch sozialen Aufstieg wie durch Heirat. „Es herrschen jetzt andere in der Stadt; die früher weder Recht noch Gesetze kannten und Ziegenfelle um den Leib trugen, und außerhalb der Stadt wie Hirsche lebten, sind jetzt die Guten ... Reichtum vermischt das Geschlecht ... der Gerechte heiratet aus Not die Ungerechte und vom schlechten Vater Stammende, und die verarmte Tochter des Edlen den reichgewordenen Schlechten", so klagt ein Vertreter des gestürzten Adels (Theognis, 53, 185, 190, 193). Diese Demokratisierung der Gesellschaft offenbarte sich aber auch in starken geistigen Individualitäten; im Bruch mit den mystisch-mythischen Traditionen des griechischen Mittelalters traten die ersten Philosophen, Historiker und Mediziner hervor.

Die Neuordnung der Gesellschaft ging jedoch in den einzelnen Stadtstaaten verschieden weit und verschieden schnell vor sich. In Athen ließ schon die Reform des Kleisthenes (507) auch die Theten am politischen Leben teilnehmen, wie diese auch in die Schicht der Besitzenden aufsteigen konnten. Das andere Extrem stellte Sparta dar. Hier hatte sich aus der Gesamtheit der freien Grundbesitzer der neue Adel der Spartiaten herausgebildet. Er saß auf den besten Böden des zentralen Eurotasbeckens, während die Periöken in den mehr randlichen Gebieten zwar auch frei und auch Herren über der Helotenbevölkerung waren, aber geringere politische Rechte hatten. Die politische und militärische Führung lag ausschließlich in den Händen der sich streng abschließenden Spartiaten. Zu diesem Kreis konnten nur diejenigen gehören, die durch ihren Besitz in der Lage waren, in Sparta zu leben und sich ganz dem Staats- und Waffendienst zu widmen. Die jüngeren Söhne schieden daher oft aus dem Spartiatenkreis aus und wurden zu Periöken. Es wurden

jedoch auf der anderen Seite keine reichen Periöken in den Kreis der Spartiaten zugelassen, wohl aber die illegitimen Söhne von Spartiaten und Helotenfrauen, die sogenannten Mothakes, wenn sie die strenge spartiatische Erziehung genossen hatten. Aus ihnen sind einige berühmte Männer wie Lysander, Gylippos und Kallikratidas hervorgegangen.

Die Zeit nach dem sozialen Ausgleich war eine solche aufblühenden kulturellen Lebens und weiteren Bevölkerungswachstums. Die große Kolonisation war allerdings — zum Teil unter dem Druck der aufsteigenden Nachbarvölker, insbesondere der Italiker, Phöniker und Skythen — zum Stillstand gekommen, und nur die staatliche Kleruchensiedlung in der engeren Nachbarschaft des Mutterlandes setzte sie in bescheidenem Ausmaße fort. Aber die Auswanderung hielt an: überall im Orient dienten Griechen als Söldner, in Ägypten, in Babylon, in Medien und später Persien, in Karthago (7, 9, 15). Daneben begannen Exportgewerbe und Handel zusätzliche Erwerbsquellen für die wachsende Bevölkerung des Mutterlandes zu bieten, so vor allem in Attika. Sie lagen allerdings noch lange vorwiegend in fremden Händen und brachten auch Phryger, Syrer, Inder und andere buntgemischte „Barbaren" ins Land; schon im ausgehenden 6. Jahrhundert versahen Skythen in Athen Polizeidienste. Die Fremden standen jedoch ebenso wie die nicht sehr zahlreichen Freigelassenen als „Metöken" unter Fremdenrecht und vermischten sich zunächst kaum mit der einheimischen Bevölkerung (18).

Von der Leistungsfähigkeit dieser neuen hellenischen Gesellschaft zeugte es, daß sie in den Perserkriegen (490—480) eine mächtige orientalische Großmacht abzuwehren vermochte und gleichzeitig das sizilische Westgriechentum sich erfolgreich der Großmacht Karthago erwehrte. Das kleinasiatische Griechentum allerdings, von jeher mehr wendig und beweglich, mehr intellektuell als politisch und militärisch begabt, gelangte unter lydische und später unter persische Herrschaft. Es war auch sonst eine Zeit der Lebensfülle, eine Zeit förmlicher „Genieausschüttung". In dem Jahrhundert zwischen 530 und 430 brachte allein Athen neben vielen anderen hervorragenden Geistern 14 geniale Höchstbegabungen ersten Ranges hervor (25), Staatsmänner, Wissenschaftler und Künstler; und das bei einer Bevölkerung von kaum 100 000 Freien (15): zweifellos die höchste Geniequote, die eine Bevölkerung je erreicht hat. Die gesamte Kopfzahl der Griechen ohne die kleinasiatische Küste betrug jetzt etwa 3 Millionen, darunter vielleicht ½ Million Unfreie. Peloponnes und Mittelgriechenland, der Kern des griechischen Lebens- und Kulturraumes, zählte nicht einmal 1½ Millionen Köpfe, Thessalien und Makedonien, beide fast noch barbarisch, zusammen weniger als eine Million. Je etwa 400 000 Köpfe hatte das Griechentum im Westen, in Sizilien und Süditalien, und das auf der östlichen

Inselwelt. Der Bevölkerungsüberschuß wandte sich jetzt vor allem in die Städte, die größer und volkreicher wurden (7).

Aber kaum zwei Menschenalter, nachdem sich die Mehrzahl der rivalisierenden griechischen Stadtstaaten zur gemeinsamen Abwehr der Perser zusammengefunden hatten, begannen sie sich aufeinanderzustürzen und sich mit allen neuen Errungenschaften ihrer Kriegstechnik gegenseitig zu befehden. Die Last der Kämpfe lag jetzt bei dem schwerbewaffneten Fußvolk, den Hopliten. Wehrfähig war der, der seine Rüstung zu bezahlen vermochte, also die besitzende, politisch bevorrechtete Oberschicht. Im spartanischen Staat dienten die Heloten zunächst fast nur im Troß, in Athen die Theten vorwiegend auf der Flotte, die während des größten Teils des Krieges verhältnismäßig geringe Verluste hatte. Die Landschlachten des peloponnesischen Krieges waren dagegen blutig und verlustreich. Dazu kam eine steigende Barbarisierung des Krieges (12), die auch vor der Zivilbevölkerung nicht haltmachte. Vor allem die führenden Köpfe der jeweils unterlegenen Partei waren dabei gefährdet. So ließ Lysander nach den spartanischen Siegen 800 Führer der gegnerischen Volkspartei in Milet ermorden, umgekehrt wurden nach der Schlacht bei Leuktra (371) alle diejenigen Regierungen, die mit Hilfe Spartas oben gewesen waren, mit den entsetzlichsten Gewalttaten aus der Welt geschafft. Von Argos erzählt Isokrates, daß es in beständigem Kriege mit seinen Nachbarn lag und bei Niederlagen mit den Verwüstungen seines Gebietes auch regelmäßig die Hinrichtung der angesehensten und reichsten Bürger erlebte; als Mytilene, das sich gegen die attische Herrschaft aufgelehnt hatte, sich nach langer Belagerung unterwarf, wurden mehr als 1000 seiner besten Bürger hingerichtet, ebenso nach einem Aufstand auf Lesbos. In Melos, das nie zum attischen Bund gehört hatte, wurden die Bürger doch nach dem barbarischen Kriegsrecht gegen abgefallene Bundesgenossen behandelt: Die erwachsenen Männer wurden hingerichtet, Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft (2, 4 u. a.) usw. Eine schwere Epidemie in Athen (429 bis 426) und ein Erdbeben in Sparta, dem ein Helotenaufstand folgte (464), brachten weitere Bevölkerungseinbußen.

Die Verluste der Bürgerschaften zwangen dazu, in wachsendem Maße Fremde und Angehörige der Unterschicht für den Kriegsdienst heranzuziehen und in die Reihen der Vollbürger aufzunehmen. Im 4. Jahrhundert hatte Griechenland mehr Einwohner als im 5., aber zugenommen hatte nur die Zahl der Zugewanderten und Sklaven (15). In Athen, über das wir am besten unterrichtet sind, hatte sich die Zahl der Metöken etwa verdoppelt, die der Sklaven, die allerdings vielfach Stammverwandte waren, vervielfacht. „Alljährlich errichtete man ein Massengrab", sagt Isokrates (436—338), „dabei bemerkte man nicht, daß man die Gräber mit Bürgern, die Phratrien und Bürgerlisten aber mit solchen anfüllte, welche den

Staat nichts angingen ... die Familien der erlauchtesten Männer und die großen Häuser, welche die Tyrannenzeit und den persischen Krieg überlebt haben, finden wir vertilgt ..." Der Verfall der bekannten Familien war so deutlich, daß Aristoteles darin gewisse Regelhaftigkeiten zu erkennen glaubte: die glänzend begabten Familien entarten nach der Seite der Tollheit, die, bei denen ein gesetzter und ernster Charakter vorherrschte, nach der Seite der Einfalt und Trägheit (Rhet. II, 15, 3). Zur Zeit des Demosthenes (384 bis 322) hatte kaum noch jemand eine berühmte Herkunft. In Sparta ging die Zahl der vollfreien Spartiaten gleichfalls immer mehr zurück. Am Anfang der Perserkriege zählte die adlige Kerntruppe 7500 Mann, am Ende nur noch 6000. 415 gab es keine 3000 Vollspartiaten mehr, nach Mantinea (362) weniger als 1000 (3). Eine immer ungleichmäßigere Besitzverteilung in der erstarrenden Adelsgesellschaft und damit die Verarmung früherer Vollbürgerfamilien mögen daran ebenso beteiligt sein wie die Kriegsverluste. Vielleicht trugen auch relativ früh absinkende Geburtenzahlen dazu bei: Schon Aristoteles berichtet, daß in Sparta die Väter von drei Söhnen gewisse Vorrechte haben, was gern als bevölkerungspolitische Maßnahme gedeutet wird (23, 26, 39). Mit dem Zusammenschmelzen der Herrenschicht mußten immer größere Zugeständnisse an die Heloten gemacht werden; spätestens im 3. Jahrhundert war die alte Schichtung völlig verfallen.

Während so die früheren Oberschichten verschwanden, wuchsen die anderen Schichten weiter und bildeten aus ihren Reihen eine neue Schicht von Besitzenden und Gebildeten. Sie erhielten und erhöhten nicht nur die Gesamtkopfzahl Griechenlands, sondern stellten auch eine erneut ansteigende Zahl von Auswanderern. Durch die persische Fremdherrschaft, die Folge der inneren politischen Zerrissenheit, war die wirtschaftliche Verbindung mit dem Orient wiederhergestellt und dieser wieder der griechischen Auswanderung geöffnet. „Es beginnt eine griechische Kolonisation, die die alte Kolonialperiode weit hinter sich läßt. In Ägypten wird Memphis eine halbgriechische Stadt. An der syrischen Küste wohnen griechische Menschen in allen Handelszentren." Jeder Fürst „ruft griechische Söldner, Offiziere, Ingenieure und Fachleute auf allen Gebieten, jeder kleine Hof wird eine griechische Zelle. Dann folgt der Bauer. Keine neue Polis entsteht, aber in all den Flußtälern durchsetzen die Griechen Dorf um Dorf und rücken immer tiefer ins Binnenland. Im Westen durchtränken griechische Zuwanderer das Binnenland und schon die Punierstädte ... Trotz des Abströmens Hunderttausender von Menschen wachsen in der Heimat die Städte weiter, am stärksten in Ionien und am Hellespont ..." Die Griechen „waren nicht nur die zivilisierteste ... sie waren ziffernmäßig außer allem Vergleich die stärkste Nation der Welt" (7: 73—75).

Die politische Einigung durch das Makedonentum, das in der gesellschaftlichen Entwicklung mit seiner ausgesprochenen Adelsherrschaft und einem starken Königtum noch hinter der in Hellas zurückstand, und die Eroberungen Alexanders des Großen in Asien weiteten Raum und Ansehen dieser neugriechischen Kolonisation noch aus. Im Iran, in Südturkestan, selbst in Indien siedelten sich Griechen in griechischen Städten an, von denen allein in Kleinasien mehr als 100 gegründet wurden. Das ägyptische Alexandria mit seiner buntgemischten Bevölkerung, in der die Griechen aber die Führung hatten, wurde eine neue Weltstadt (20, 34), deren Einwohnerzahl auf 300000 geschätzt wurde (16). Ununterbrochen wurden „die besten Teile der Bevölkerung ans Ausland abgegeben“ (8:304), wo die Reallöhne und Einkommen höher lagen (7:162) und sich größere Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs boten als in den weiterhin rivalisierenden Kleinstaaten des Heimatlandes. Griechen waren überall die soziale Oberschicht und politisch die Herren. Eine Fülle genialer Köpfe ging auch in dieser Zeit aus ihnen hervor, allerdings weniger Philosophen und Künstler, sondern vor allem Wissenschaftler, Astronomen und Physiker, Geographen, Mediziner und Philologen (11). Und das Zentrum dieser Wissenschaft lag nicht mehr in Hellas, sondern lag im ägyptischen Alexandria. Die bedeutendsten griechischen Bauten dieser Zeit, wie der Pergamonaltar, wurden im Orient errichtet.

Mit dem Niedergang der Diadochendynastien sanken aber auch Stellung und Ansehen der Kolonialgriechen. Sie begannen, in der größeren Masse der einheimischen Bevölkerung des weitausgedehnten Siedlungsraumes unterzugehen. Hatten sich die Griechengemeinden zuerst streng abgeschlossen, so ließ sich das auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Hier und da stiegen Einheimische in die herrschende Schicht auf, und die Griechen näherten sich orientalischen Lebensformen. Vor allem fanden sie im religiösen Leben des Orients Ergänzung für ihre eigene, immer mehr intellektuelle Kultur. In Ägypten untergrub Ptolemäus IV. (217) die Vorrangstellung der Griechen, als er in der Kriegsnot einheimische Ägypter ins Heer einstellte: nach dem Sieg mit ihnen hörten diese nicht auf, Forderungen zu stellen und gegen die Fremdherrschaft zu rebellieren; Nichtgriechen stiegen im wachsenden Maße in Heer und Verwaltung empor (7: 182, 194, 221, 231). In Kleinasien versuchte Antiochos IV. vergeblich, durch staatliche Kulturpolitik die Hellenisierung der einheimischen Bevölkerung zum Abschluß zu bringen. Das Griechentum in Baktrien wurde durch den Einfall der Parther von den anderen Diadochenstaaten abgeschnitten und verbrauchte seine griechische Bevölkerung in großen Eroberungskriegen. Im Westen wurde das griechische Sizilien durch die punischen Kriege schwer heimgesucht und schlossen sich die gleichfalls heruntergekommenen griechischen Kleinstädte Süditaliens, wo von 100000 Griechen im

Hannibalischen Krieg etwa die Hälfte umkam (15), dem aufsteigenden römischen Staat an, wo sie schrittweise romanisiert wurden (1).

In Griechenland selbst wuchsen während der großen Auswanderungsperiode die Städte noch weiter, aber fast nur durch Fremde und Sklaven, die in den Exportindustrien beschäftigt wurden, und auf Kosten der Landbevölkerung, deren Produktion mit dem billigeren ägyptischen Getreide nicht mehr konkurrieren konnte. Mit dem Zerfall der hellenistischen Reiche begann jedoch die Wirtschaft im griechischen Heimatland zu stagnieren. Dann griff die römische Herrschaft über die Adria, und mit Makedonien wurde auch das eigentliche Hellas furchtbaren Strafgerichten unterworfen. Die böotischen Städte z. B. wurden zerstört, ihre ganze Bevölkerung versklavt. Die Achäer mußten aus den hervorragendsten Personen des öffentlichen Lebens tausend Geiseln nach Rom senden, von denen viele auf dem Transport, andere durch Freitod oder in den römischen Quartieren umkamen. Auch der makedonische Adel wurde deportiert, das Land in vier ohnmächtige Teile zerschlagen, die den von Norden andrängenden Illyrern keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnten. Korinth wurde vollständig zerstört, alle Bürger zum Tode verurteilt, ihre Familien in die Sklaverei geführt, ebenso der ganze Stamm der Molosser in Epirus, deren Land zu einer Wüstenei wurde und sich damit gleichfalls den von Norden einsickernden Barbaren öffnete. Schwere soziale Unruhen, in denen sich Arbeiter und Sklaven gegen die Schicht der Gebildeten und Besitzenden erhoben, trugen weiterhin zum wirtschaftlichen Ruin und zur Dezimierung des Bürgertums bei (7:243 ff; 8:343 ff).

Dann genoß allerdings auch Griechenland den Frieden des Imperiums und gelangte wieder zu einigem Wohlstand. Trotzdem nahm die Bevölkerung nicht mehr zu. Die Geburtenzahlen gingen zurück, ein Vorgang, der im zweiten Jahrhundert schon so auffällig war, daß seine Anfänge wohl spätestens im 3. Jahrhundert lagen (24). „Zu meiner Zeit", schrieb Polybios, einer der achäischen Deportierten (um 210—127), „litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und überhaupt an Bevölkerungsrückgang ... obwohl wir weder von längeren Kriegen noch von ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurden. Die Menschen sind in Trägheit, Geldgier und Vergnügungssucht verfallen, sie wollen nicht mehr heiraten, oder, wenn sie es tun, nicht die ihnen geborenen Kinder aufziehen, sondern nur eins oder zwei, um diese reich zurückzulassen und in Üppigkeit aufwachsen zu lassen ... So ist binnen kurzem das Unglück unbemerkt so groß geworden".

Die Hellenen kannten von jeher als Methode der Beschränkung der Kinderzahl die Aussetzung von Neugeborenen (30). Auch abtreibende und konzeptionsverhütende Mittel waren bekannt. Aristoteles (Politik 7. 14) empfiehlt, nur verkrüppelte Kinder auszusetzen, sonst aber abzutreiben, wenn mehr Kinder erzeugt werden

als die Eltern wünschen. Zufällige Einblicke in den Familienaufbau örtlicher Gruppen zeigen denn auch einen hohen Anteil von Ledigen und eine geringe durchschnittliche Kinderzahl. Nach einer Einwohnerliste von Ilion aus hellenistischer Zeit (24, 27, 33) sind unter 102 Bürgern 68 ledig, 17 Ehen sind kinderlos; die durchschnittliche Kinderzahl in den fruchtbaren Ehen beträgt 1,5, in allen Ehen 0,8; unter den Neubürgern von Milet des 1.—3. Jahrhunderts ist die Kinderzahl mit 1,36 etwas höher, was wohl auf der günstigeren Altersgliederung der Zugezogenen beruht (Landry). Viele Bürgerfamilien führten nicht mehr durch eigene Kinder, sondern durch Adoptionen ihre Tradition fort. Es mehrten sich auch die Sklavenbefreiungen und die Aufnahme von Freigelassenen in die Bürgerschaft, sowie der soziale Aufstieg von Volksfremden, von Syrern, Phönikern, Arabern u. a. Trotzdem waren viele Städte entvölkert. „Fast zwei Drittel unseres Gebietes liegen öde“, klagt in einer euböischen Kleinstadt ein Bürger in einer Volksversammlung, „weil wir zuwenig Bevölkerung haben ... In der Stadt stehen viele Häuser leer“ (Dion Chrysostomos 7, 35; vgl. Lit.-Verz. 27). Auch Strabo (ca. 63 v. Chr. bis 19 n. Chr.) und Pausanias (2. Jahrhundert n. Chr.) schildern auf Grund von Reisen durch Griechenland viele Wüsteneien und verfallene Städte. „In Arkadien sind die altberühmten Städte infolge der fortwährenden Kriege verschwunden, und die Bauern sind schon seit der Zeit ausgegangen, wo Megalopolis gegründet wurde; jetzt ist auch dies eine große Einöde“ (Strabo VIII, 8); „Theben sieht nicht einmal mehr aus wie ein ansehnliches Dorf, ebenso die anderen Städte Böotiens außer Tanagra und Thespiae“ (Strabo IX, 2); „von den thessalischen Städten haben nur wenige ihr altes Ansehen erhalten“ (Strabo, IX, 5); „nachdem Corinth lange Zeit öde gelegen, wurde es von dem göttlichen Cäsar wegen seiner günstigen Lage wieder aufgebaut, welcher eine große Anzahl Freigelassener als Kolonisten dahin schickte“ (Strabo VIII, 6); Pausanias (X, 4) spricht von der Stadt Panopeus am Eingang von Phokis, „wenn man einen Ort eine Stadt nennen darf, die kein Amtshaus, kein Gymnasium, kein Theater, keinen Markt hat.“ Und doch sind es nach Dion Chrysostomos (ca. 40—120 n. Chr.) am ehesten noch die „Steine und Trümmer der Gebäude, in denen die Erhabenheit und Größe von Hellas zur Anschauung kommt, denn diejenigen, die sie bewohnen und verwalten, möchte man kaum als Nachkommen von Mysern gelten lassen“. „Früher“, sagt er zu den Rhodiern, „trugen viele zu der gemeinsamen hervorragenden Stellung und zur Hebung von Hellas bei, ihr, die Athener, die Lakedämonier, die Thebaner, eine Zeitlang die Korinther, vor alters die Argeier. Jetzt sind die anderen nicht mehr zu rechnen, — — ... die Griechen sind überall in der Achtung der Menschen unter die Phryger und Thraker heruntergesunken“ (Rhodische Rede 157—160).

Politisch hat das hellenische Volk keine Rolle mehr gespielt, überragende Köpfe kaum noch hervorgebracht. Im Norden bröckelte der griechische Lebensraum durch die andrängenden Illyrer ab. Die griechische Bevölkerung der spätrömischen Zeit ging durch die byzantinische und türkische Herrschaft hindurch und nach zahlreichen weiteren Beimischungen, insbesondere auch von Slawen, in das neugriechische Volk auf.

Schrifttum

Allgemeines: 1. Altheim, F., Italien und Rom. 2 Bde. Amsterdam-Leipzig 1941. — 2. Beloch, J., Griechische Geschichte. I. 637 S., Straßburg 1893. — 3. Berve, H., Sparta. 148 S., Leipzig 1937. — 4. Burckhardt, J., Griechische Kulturgeschichte. 4 Bde. Berlin-Leipzig 1931. — 5. Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. I. Das Altertum. 3. Aufl. 619 S. Berlin 1920. — 6. Hasebroek, J., Griechische Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte bis zur Perserzeit. 296 S. Tübingen 1931. — 7. Kahrstedt, U., Geschichte des griechisch-römischen Altertums. 588 S. Münchener Verlag 1948. — 8. Kornemann, E., Römische Geschichte. 2 Bde. 2. durchges. Aufl. Stuttgart 1941. — 9. Ders., Weltgeschichte des Mittelmeerraumes, von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. Hrsg. v. H. Bengtson. I. Bd. bis zur Schlacht bei Actium (31 a. Chr.). 508 S. München 1948. — 9a. Kraiker, W., und Kübler, K., Die Nekropolen des 12.—10. Jahrhunderts. Kerameikos I. 266 S. Berlin 1939. — 9b. Myres, J. L., Who were the Greecs? 634 S. Berkeley 1930. — 10. Rostovtzeff, M., The social and economic history of the Hellenistic world. 3 vol. Oxford 1941. — 11. Schneider, H., Die Kulturleistungen der Menschheit. 2 Bde. Leipzig 1927—32. — 12. Stadtmüller, G., Thukydides — das Zurücksinken des Hellenismus in die Barbarei. Universitas I, 519 bis 532, 1946. — 13. Stier, H. E., Geschichte Griechenlands und des Hellenismus. Neue Propyläen-Weltgeschichte I, 175—272. Berlin 1940. — 14. Wiesner, J., Vor- und Frühgeschichte der Mittelmeerländer. 2 Bde. Berlin 1943. — **Bevölkerungsfragen:** 15. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. 520 S. Leipzig 1886. — 16. Bengtson, H., Die Bedeutung der Eingeborenenbevölkerung in den hellenistischen Oststaaten. Welt als Gesch. XI, 135—142, 1951. — 17. Calderini, A., La manomissione e la condizione dei liberti in Grecia. 464 S. Milano 1908. 18. Diller, A., Race mixture among the Greeks before Alexander. 187 S. Illinois studies in language and literature XX/1—2, 1937. — 19. Duff, A. M., Freedman in the Early Roman Empire. 252 S. Oxford 1928. — 19a. Glotz, G., et Humbert, E., Expositio. In Daremberg, Ch., et Saglio, E., Dictionnaire des antiquités grecques et romaines. II/1, 930—939, Paris 1892. — 20. Heichelheim, F., Die auswärtige Bevölkerung im Ptolemäerreich. Klio, Beih. 18, 109 S. Leipzig 1925. — 21. Jones, W. H. S., Ross, R., and Ellett, G., Malaria, a neglected factor in the history of Greece and Rome, 1085. Cambridge 1907. — 22. Kahrstedt, U., Die Bevölkerung des Altertums. Handwörterb. Staatswiss. 4. Aufl. II, 655—670, 1924. — 23. Ders., Griechisches Staatsrecht. I. Sparta und seine Symmachie. 443 S. Göttingen 1922. — 24. Landry, A., Quelques aperçus concernant la dépopulation dans l'antiquité gréco-romaine. Revue historique 177, 1—33, 1936. — Ders., La révolution démographique. Etudes et essais sur les problèmes de la population. 227 S. Paris 1934. — 25. Galton, F., Hereditary genius. 390 S. London 1869. — 26. Meier, Th., Das Wesen der spartanischen Staatsordnung. Klio Beih. XLII, N. F. H. 99, 96 S., 1939. — 27. Meyer, E., Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums. Kl. Schriften. 2. Aufl. I, 79—168. Halle 1924. — 28. Moissidès, M., Le malthusianisme dans l'antiquité Grecque. Janus XXXVI, 169—179, 1932. — Ders., La puéroculture et l'Eugonique dans l'antiquité Grecque. Janus 289—292, 1914. — Moreau, J., Les théories demographiques dans l'antiquité Grecque. Population IV, 597—614, 1949. —

29. Mühlmann, W. E., Biologische Gesichtspunkte in J. Burckhardts „Griechischer Kulturgeschichte". Arch. Kulturgesch. XXIV, 175—185, 1934 — 30. Myres, J. L., The cause of rise and fall in the population of the ancient world. The Eugenics Rev. VII, 15—45, 1915. — 31. Oertel, F., Die soziale Frage im Altertum. Neue Jb. Wiss. Jugendbild. III, 1—18, 1927. — 31a v. Pöhlmann, R., Die Übervölkerung der antiken Großstädte. 169 S. Leipzig 1884. — 32. Sargent, Rachel Louisa, The size of the slave population at Athens during the fifth and forth centuries bevore Christ. Univ. of Illinois Studies in Social Sciences XII, Nr. 3. 136 S., 1924. — 33. Schliemann, H., Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. 60 S. Leipzig 1891. — 34. Schubart, W., Die Griechen in Ägypten. Beih. zum Alten Orient Heft 10. 52 S. Leipzig 1927. — 35. Toepffer, J., Attische Genealogie. 335 S. Berlin 1889. — 36. Viereck, P., Philadelpheia. Die Gründung einer hellenistischen Militärkolonie in Ägypten. 70 S. Leipzig 1928. — 37. Weber, M., Agrarverhältnisse im Altertum. Ges. Aufs. z. Soz. und Wirtschaftsgesch. 1—288. Tübingen 1924. — 38. v. Wilamowitz-Moellendorf, U., u. a., Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer. 2. Aufl. 437 S. Berlin 1923. — 39. Ziehen, L., Das spartanische Bevölkerungsproblem. Hermes LXVIII, 218—237, 1933. — **Indogermanisierung:** 40. Angel, J. L., A racial analysis of the ancient Greeks. Amer. J. Phys. Anthrop. N. S. II, 329—376, 1944. — 41. Breitinger, E., Die Skelette aus den submykenischen Gräbern. In Kraiker, W., und Kübler, K., Die Nekropolen des 12. bis 10. Jahrhunderts. Kerameikos I, 223—255. Berlin 1939. — 42. Fürst, C. M., Zur Anthropologie der prähistorischen Griechen in Argolis. Lunds Univ. Arsskrift XXVI, 1—130, 1930. — 43. Krahe, H., Die Vorgeschichte des Griechentums nach dem Zeugnis der Sprache. Die Antike XV, 175—194, 1939. — 44. Kraiker, W., Nordische Einwanderungen in Griechenland. Die Antike XV, 195—230, 1939. — 45. Sieglin, W., Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums. 151 S. München 1935. — 46. Schachermeyr, F., Zur Rasse und Kultur im minoischen Kreta. Wörter und Sachen N. F. II, 97—157, 1931. — 47. Ders., Zur Indogermanisierung Griechenlands. Klio XXXII, 235—288, 1939. — 48. Schuchhardt, C., Die Indogermanisierung Griechenlands. Die Antike IX, 303—319, 1933.

5. Die Römer*)

Die Geschichte des „römischen" Volkes beginnt, als die Bevölkerung einer nicht allzu bedeutenden Ansiedlung der Latiner, einem der beiden indogermanischen Hauptstämme der Apennin-Halbinsel, ihren politischen Machtbereich über die Grenzen der eigenen Gemeinde und des eigenen Staates hinaus auszudehnen sich anschickte und damit die sprachliche und ethnische Assimilierung des übrigen Italien einleitete. Es war eine außerordentlich bunte, in viele einzelne Stämme aufgegliederte Bevölkerung, der Rom am Anfang seiner Geschichte gegenüberstand (10). Seit dem Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, vor allem seit der Wende zum ersten Jahrtausend, hatten in immer neuen kleineren und größeren Wellen indogermanische Zuwanderer eine altmediterrane Bevölkerung, von der einzelne Stämme, wie die Ligurer in Oberitalien, die Sikaner in Sizilien, die Aboriginer in Latium, schattenhaft greifbar sind, überschichtet, durchsetzt und sprachlich indoger-

*) Die erste Fassung dieses Abschnittes wurde freundlicherweise von Herrn Professor Wiesner-Weil kritisch durchgesehen und mit vielen ergänzenden Hinweisen versehen. Ich danke ihm dafür herzlich.

manisiert: in zwei Schüben waren über die Alpen „Italiker“ gekommen; zuerst die latino-faliskische Gruppe, später die größeren Raum einnehmende umbro-sabellische. Daneben spielten illyrische Stämme, um 800 teils über die Alpen, teils über die Adria zugewandert, eine erhebliche Rolle, in erster Linie die Veneter in Venetien, die Messapier in Apulien und die Liburner in Picenum. Im Norden unmittelbar vor den Toren Roms begann das Herrschaftsbereich der Etrusker, die sich aber in einer Periode machtvoller Ausbreitung auch in Campanien festgesetzt und zeitweise Rom selbst beherrscht hatten; ein offenbar aus dem Ostmittelmeerraum stammendes Volk mit mancherlei in Italien fremdartig wirkenden Zügen, wie die indogermanischen Zuwanderer wohl zunächst eine Herrenschicht, die die vorgefundene Bevölkerung überlagerte und ethnisch umprägte. Eine zweite etwas jüngere Gruppe aus dem Ostmittelmeerraum stellten die Troer dar, die unter Aeneas nach Latium kamen. Die stärkste ostmediterrane Gruppe bildeten schließlich die Griechen, die in ihrer großen Kolonisationsperiode Teile von Sizilien und die Küsten Süditaliens besetzt hatten. Zu einer Zeit, da Rom sich schon auszudehnen und die etruskische und griechische Macht abzubröckeln begann, kam eine neue Wanderwelle aus dem Norden über die Alpen: die Kelten. Während ihre ersten Einfälle im 6. Jahrhundert das ethnische Bild nicht dauerhaft veränderten, führte die große Invasion um 400 zur Keltisierung von Oberitalien.

Nach der Abschüttelung der etruskischen Herrschaft (etwa 490) begannen die Römer in dieser vielgestaltigen Stammeswelt ihre politische Macht und damit auch langsam Zusammengehörigkeitsgefühl und latinische Sprache auszubreiten; eine kulturelle Angleichung und gewisse gemeinsame Züge der sprachlichen Entwicklung hatten sich allerdings schon vor der politischen Einigung abgezeichnet (1: I, 151 ff., 163). Durch vorsichtige Bündnispolitik, durch Kriege und die Aussendung zahlreicher römischer und latinischer Kolonien wurde zunächst ein vergrößertes Latium geschaffen, dann der größte Teil Mittelitaliens an Rom gebunden, in harten Kämpfen wurden schließlich auch die Samniten als politisch und militärisch stärkste Gruppe der umbro-sabellischen Schicht angegliedert. Auch die niedergehenden süditalischen Griechenstädte schlossen sich dem neuen Staat an (285 Thurii als erste, 272 Tarent als letzte). 265/64 war die politische Einigung der Halbinsel Italien (ohne das keltische Oberitalien) abgeschlossen. Es war zunächst eine „Wehrgenossenschaft“ (5), in der alle Teile Kontingente zum Heer zu entsenden hatten; die latinische Kommandosprache stellte ein erstes gemeinsames sprachliches Band dar. Im übrigen ging jedoch die sprachliche Angleichung langsam vor sich und wurde erst durch die Verleihung des Bürgerrechts an alle Italiker (90 v. Chr., nach Abschluß des Bundesgenossenkrieges) und die zahlreichen Veteranenkolonien der Bürgerkriege rascher vorangetrieben. Die oskischen Inschriften von

Pompeji als Zeugnisse für die umbro-sabellische Schicht reichen bis in die Zeit des Augustus. Das Etruskische war zu Anfang der Kaiserzeit noch nicht ganz ausgestorben, nachdem im ersten Jahrhundert v. Chr. noch etruskische Komödien gedichtet worden waren, und auch die letzten messapischen Inschriften reichen wohl in nachchristliche Zeit hinein.

Die Bevölkerung des jungen Staates war vorwiegend bäuerlich. Von ihrem Kinderreichtum zeugen die während der Einigungskämpfe in rascher Folge gegründeten Kolonien. Ihre Wehrkraft erschien in den blutigen Auseinandersetzungen mit der Großmacht Karthago noch fast unerschöpflich (2: I, 305 ff.).. Dazu trugen freilich nicht nur Zahl und physische Kraft der Rekruten bei, sondern auch die militärische Disziplin, die die römische Führungsschicht dem bunt zusammengewürfelten Heer einpflanzte. Mit den militärischen und politischen Aufgaben nahm auch diese Führungsschicht an Umfang zu, blieb aber an die Stadt Rom gebunden.

In der römischen Bürgerschaft hatten sich nämlich am Anfang der Republik zwei soziale Schichten gegenübergestanden: Patriziat und Plebs; den Geschlechtern des Patriziats waren ursprünglich der Dienst in der berittenen Waffe, die Besetzung der höchsten Ämter und Priesterstellen und des Senates vorbehalten. Während vorher offenbar Ehegemeinschaft mit auswärtigen Adelsgeschlechtern bestand und auch der soziale Aufstieg aus der Plebs möglich war, schloß das Patriziat sich in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts durch Heiratsverbote gegen die Plebs ab (1, 11) — dieses Stadium wird in den Zwölftafelngesetzen festgehalten —, die aber erfolgreich gegen die politische und rechtliche Benachteiligung ankämpfte. Durch Aufnahme hervorragender plebejischer Geschlechter erweiterte sich damit das Patriziat zur Führungsschicht der nobilitas, die in der Zeit des aufsteigenden Weltreichs Senat und Staatsämter fest in der Hand hielt. Die Schicht war kein streng abgeschlossener Geburtsadel. Solange die Bundesgenossen noch gleichberechtigt neben Rom standen, wurden immer wieder außerrömische Geschlechter in den römischen Adel aufgenommen, und auch als mit dem wachsenden Übergewicht Roms dessen Führungsschicht sich strenger abschloß, konnten niedere Familien durch hervorragende Leistungen in sie aufsteigen, und zwar auf dem Wege über den plebejischen Anteil auch solche aus den Provinzstädten (5: 141, 17, 24). „Innerhalb der fähigsten Familien, die sich nach dem Leistungsprinzip in strenger Auslese aus frischem Blut ergänzten, wurde die politische Tradition von Generation zu Generation weitergegeben. Der Führung dieser Kaste von geborenen Berufspolitikern verdankte Rom seinen einzigartigen Aufstieg" (26).

Diese Bevölkerungsstruktur — eine vorwiegend bäuerliche Bevölkerung unter einem durch Grundbesitz reichen Amtsadel — wurde aber seit den punischen Kriegen einschneidend verändert.

Die Anspannung aller militärischen Kräfte zur Abwehr Karthagos hielt viele Männer jahrelang von ihrem Grund und Boden fern, und mit dem Ausgreifen über die eigene Halbinsel (229 Dalmatien) rissen die auswärtigen Kriege nicht mehr ab. Gleichzeitig strömten aus den eroberten Gebieten große Mengen von Edelmetall und anderen Gütern und große Mengen von Sklaven nach Italien. Die Nobilität legte ihren neuen Reichtum in Grundbesitz an, auf Kosten der durch die langen Kriege vielfach schon entwurzelten Bauern, die in die nach Zahl und Größe wachsenden Städte strömten. Allein nach Fregellae zogen in wenigen Jahren mehr als 4000 samnitische Familien (4:209). Handwerk und Gewerbe begannen nun über den Eigenbedarf hinaus zu produzieren, und ein reicher Kaufmannsstand vermittelte den Handel mit den Provinzen: ein neuer Geldadel, die „Ritter", begann sich damit neben den Amtsadel der Nobilität zu stellen. In wachsendem Maße wurde die Landarbeit auf den großen Gütern, aber auch die gewerbliche Arbeit in städtischen Großbetrieben von den durch die auswärtigen Kriege immer neu ins Land strömenden Sklaven geleistet. Die Mehrzahl dieser aus den unterworfenen Ländern Verschleppten lebte familienlos in Kasernen und hinterließ keinen oder nur sehr geringen Nachwuchs. Aber durch Freilassungen war auch ein Aufstieg in die Bürgerschaft möglich. Sie wurde vor allen Dingen Haussklaven, die vorwiegend aus Griechenland und dem Orient stammten und die sich durch besondere Leistungen oder aber auch durch Diebstahl und Unterschlagungen ein eigenes Vermögen erwerben konnten, zuteil (13: 206, 25). In das italische Kernstück des aufsteigenden Reiches strömten aber auch fremde Gewerbetreibende und Kaufleute, während römische Kaufleute, Unternehmer und Beamte eine neue Oberschicht in den Ländern des Ostmittelmeeres bildeten. Das Italikertum begann sich von Italien zu lösen und den Heeren folgend in die neugewonnenen Lande einzuziehen (5: 276).

Die Bedrohung des Kleinbauernstandes und das Anwachsen der städtischen Massen hatte die Zeit der Bürgerkriege heraufgeführt (133—59), die neue tiefgreifende Änderungen der Bevölkerungsstruktur brachten. Marius vollendete die schon im zweiten Punischen Krieg begonnene Entwicklung, indem er aus dem Bürgerheer ein Berufsheer machte (2: 333 ff.), das sich vor allem aus den besitzlosen Schichten der Städte rekrutierte. Die dadurch notwendige Versorgung der Veteranen, und zwar durch Grundbesitz in Italien, beschleunigte nicht nur die sprachliche Angleichung innerhalb der Halbinsel — etwa ½ Million Menschen wurde in der Zeit der Bürgerkriege mit Grund und Boden versorgt —, sondern erhöhte ganz allgemein die Mobilität der Bevölkerung: von den für die Veteranensiedlung konfiszierten Ländereien wurden viele Kleinbauern und Pächter verdrängt, die den aus den wechselnden Parteienkämpfen gespeisten Auswandererstrom verstärken halfen (8, 4: 287). „Wäh-

rend der Bürgerkriege nahmen Gallien, Spanien und Afrika eine römische Auswandererwelle nach der anderen auf" (8), Kaufleute vor allem, aber auch Unternehmer, Siedler, Angestellte der Steuerpachtgesellschaften, Angehörige der Nobilität, die in den Provinzen Grundbesitz erwarben usw. Damit blühten die städtischen Mittelpunkte in den westlichen Provinzen auf und wurden gleichzeitig Schrittmacher der Romanisierung und der wirtschaftlichen und kulturellen Angleichung der Außenländer an das Kernland des Reiches.

Die Bürgerkriege wandten sich aber auch gegen die Herrschaft des Senats und der Nobilität, die durch Macht und Reichtum zu demoralisieren begannen. In dieser Schicht scheint schon im 2. vorchristlichen Jahrhundert der Geburtenrückgang begonnen zu haben (17: 420). Immer wieder mußten Adoptionen die Erhaltung großer Familien sichern, von denen trotzdem viele erloschen. In den blutigen Parteienkämpfen der Bürgerkriege wurden ihre Reihen und die der politisch hervorragenden Köpfe überhaupt weiter gelichtet. „Die begeisterten hochgemuten Jünglinge, die sich um die beiden Gracchen geschart hatten, wurden nach deren Niederlage und gewaltsamem Tod umgebracht. Die Demokraten Marius und Cinna mordeten die Aristokraten, und daneben ihre persönlichen Feinde zu Hunderten und Tausenden; als Sulla zur Macht kam, tat er dasselbe mit den Demokraten. Die Proskriptionen der Triumviren räumten weiterhin unter den politischen Köpfen auf" (9: 257 f.). Die Nobilität war zwar als Schicht noch in der frühen Kaiserzeit vorhanden, aber sie spielte eine mehr gesellschaftliche und inoffizielle Rolle (18) und wurde durch Kinderarmut immer weiter dezimiert. Von 45 patrizischen Familien zu Cäsars Zeiten ist nur noch eine unter Hadrian bekannt, von 25 plebejischen Geschlechtern, die Augustus und Claudius in das Patriziat aufnahmen, zur Zeit des Nerva nur noch 6 (14, 36). Das Patriziat war angesichts der fortschreitenden Verminderung der Geschlechter überhaupt nicht mehr in der Lage, genügend Kandidaten für die höchsten Ämter aufzustellen (17: 422). Seit Cäsar stiegen daher auch in dem bis dahin national weitgehend geschlossenen Senatoren- und ebenso in den Ritterstand in wachsendem Maße Fremdstämmige auf, zunächst vor allem aus den romanisierten Provinzen. Gleichzeitig wurden Freigelassene in die Oberschicht der Provinzstädte, den Decurionenstand, zugelassen (4: 349), so daß nunmehr eine ununterbrochene Leiter sozialer Aufstiegsmöglichkeiten von der Sklavenschicht zum Senatorenstand führt.

Augustus (27 v. Chr. bis 14 n. Chr.) versuchte die Überfremdung aufzuhalten: er schloß die beiden oberen Stände, Senatoren- und Ritterstand, listenmäßig auf Grund eines bestimmten Census ab — Neuaufnahmen erfolgten nur noch durch den Kaiser — und beschränkte gesetzlich die Zahl der Freilassungen. Er versuchte auch, dem Geburtenrückgang und dem Aussterben der Familien insbeson-

dere in den oberen Schichten durch bevölkerungspolitische Gesetze zu steuern: Das Hauptgesetz, die lex Papia Poppea, auf Veranlassung des Augustus von zwei Junggesellen im Senat eingebracht, benachteiligte z. B. steuerlich Junggesellen, Kinderlose und sogar Witwen, und beschränkte ihre Erbfähigkeit. Diese Bestrebungen waren für Rom nicht völlig neu. Von jeher hatten die Censoren von Zeit zu Zeit an die Pflicht der Bürger erinnert, zu heiraten, um dem Staat Bürger und sich selbst rechtbürtige Nachkommen zu schaffen; berühmt ist die Mahnung des Metellus Macedonicus vom Jahre 131 v. Chr. Bei der Censur des Jahres 141 v. Chr. wird zum ersten Mal die Bevorzugung von Familienvätern erwähnt (55). Cäsar ordnete zur Bekämpfung der Landflucht an, daß ein Drittel der Gutsarbeiter aus freiem Stand sein soll, und stellte bei der Verteilung des ager publicus in Campanien die Bedingung, daß die Siedler mindestens 3 Kinder haben müssen. Augustus zahlte Kinderprämien an arme Bürger, belobte öffentlich kinderreiche Familien und führte Ehrenzeichen für Mütter ein, und unter späteren Kaisern kamen mit dem System der Alimentationen Kinderbeihilfen für ärmere Bürger hinzu (4, 53). Einige Hinweise auf die Kinderzahlen breiterer Bevölkerungsschichten geben wiederum die Inschriften. Unter 1478 Familien, auf deren Grabinschriften Kinder aufgeführt waren, fanden sich nur 171, die mehr als ein Kind nennen (52).

Die Gesamtbevölkerung des Römischen Reiches wird für die Zeit des Augustus auf etwa 54 Millionen geschätzt, davon entfallen etwa 6 Millionen auf das italienische Mutterland (48). Die Befriedung des Reichs, die zahlreichen Veteranenkolonien in Italien, von denen freilich nicht alle bäuerliche Ansiedlungen waren, und die Wertsteigerung der freien Arbeit durch das Aufhören der Sklavenzufuhren mögen in der frühen Kaiserzeit die Bevölkerung auch des flachen Landes wieder verdichtet haben (15). Mit dem Aufhören der Sklavenzufuhren setzte aber auch eine erhöhte Selbstreproduktion der Sklaven ein. Familiengründungen wurden unterstützt, Sklavinnen mit mehreren Kindern sogar durch Freilassung belohnt (13: 4). Dabei scheinen wesentliche Unterschiede in Heiratshäufigkeit und Kinderzahl zwischen Sklaven und Freigelassenen auf der einen Seite, dem Bevölkerungsdurchschnitt auf der anderen Seite bald nicht mehr zu bestehen (36, 52). Aber trotzdem rissen in Italien die Klagen über die wüsten Äcker nicht ab, war der Verfall der Landwirtschaft ein vielerörtertes Thema, und hielt der Zustrom in die Städte, insbesondere nach Rom an; dessen Bevölkerung wird seit G. Gracchus auf Staatskosten mit Getreide versorgt, und seine Einwohnerzahl wird auf 700000 (49, 50) bis 1 Million (51) geschätzt. Die Provinzen zeigten dagegen ein sehr viel günstigeres Bild. Hier gingen die Städtegründungen und damit die Romanisierung in der Kaiserzeit weiter. Besonders die Provinz Afrika zeigte eine aufblühende Wirtschaft und zunehmende Bevölkerungs-

dichte, aber auch die beiden Gallien überflügelten in dieser Richtung das Kernland des Reiches. Der wirtschaftlichen und kulturellen Angleichung folgten damit jetzt Selbständigkeitsbestrebungen, zuerst auf wirtschaftlichem, dann auch auf politischem Gebiete.

Das Auseinanderstreben der Reichsteile wurde durch die Entwicklung des Heeres verstärkt. Bestand unter Augustus das Heer noch vorwiegend aus Italikern, so wurde das in der Folgezeit anders. Besonders seit Vespasian nahm der Anteil der Italiker im Heere ab — allerdings nicht oder nicht nur aus Menschenmangel —, der der romanisierten Provinzialen zu. In Carnuntum (Pannonien) z. B. zeigen die Grabinschriften der XV. Legion bis etwa zur Mitte des 1. Jahrhunderts fast keine Provinzialen, 20 Jahre später dagegen nur noch wenig Italiker (20). Die Rekrutierung der in den Grenzprovinzen stationierten Legionen wurde zunehmend lokal, dazu traten in wachsendem Maße Hilfstruppen nicht romanisierter Barbaren mit eigener Kommandosprache, denen aber über den Heeresdienst der Weg in die Bürgerschaft und der Aufstieg in die Oberschichten geöffnet wurde. Der Menschenaustausch zwischen den Teilen des Reiches hielt damit noch an. Italiker fanden sich bis in ägyptische Kleinstädte hinein, und „der provinziale Römer war der Schaffende, Tätige, der das Reich trug und hielt, während der Stadtrömer immer mehr zu einem Parasiten- und Drohnendasein herabsank“ (9a: 53). Dafür kamen weiterhin Spanier, Marokkaner, Illyrer, Thraker, Griechen und Orientalen der verschiedensten Herkunft nach Italien (33, 35, 38, 40, 41, 43, 44, 46). Für die Unfreien und Freigelassenen ist eine genauere Statistik für die Kaiserzeit nach den Grabinschriften möglich: Die Mehrzahl von ihnen stammte dem Namen nach aus den griechisch sprechenden östlichen Reichsteilen: 70 % in Rom, 64 % im übrigen Latium, 53 % in Süditalien, und selbst im Cisalpinischen Gallien 46 % (36). Der Anteil der Freigelassenen an den in Inschriften erwähnten Personen betrug in verschiedenen italienischen Landgebieten und Kleinstädten zwischen 15 und 48 %, in Rom, wo wenig mehr als 10 % der Bevölkerung rein italischer Herkunft waren, noch mehr.

Diese Durchsetzung mit Provinzialen drang auch in den Oberschichten weiter vor. Die Kaiser selbst stammten vorwiegend aus den Provinzen: Traian und Hadrian aus Spanien, Septimius Severus mit seiner Dynastie aus Afrika, Philippus Arabs aus dem Ostjordanland, die späteren Kaiser zu einem großen Teil aus Illyrien oder Thrakien. Im Senat erschienen unter Vespasian die ersten Kleinasiaten und Nordafrikaner, im 2. Jahrhundert waren die geborenen Italiker nur noch eine kleine Minderheit. „Bei der Auswahl gaben eben persönlicher Wert, Leistungen, Verdienst und Begabung den Ausschlag, und diese entfalteten sich in den romanisierten Provinzen reicher und kräftiger als in Italien“ (9a). Gleichzeitig wurde der Senatorenstand aus sozial immer tieferen Schichten der Bevölke-

rung ergänzt (24: 323). Beim Ritterstand, der im Laufe der Kaiserzeit zu einem Beamten- und Offiziersstand wurde, waren die Verhältnisse ganz ähnlich: Stammten im ersten Jahrhundert noch rund 50 % der Ritter aus Italien, so waren es zur Zeit von Traian bis Septimius Severus nur noch weniger als 40 %, im dritten Jahrhundert kaum ein Viertel. Auch hier kam die Ergänzung immer mehr aus den niedrigeren sozialen Schichten einschließlich Freigelassener und Sklaven. Die Gebildeten und Besitzenden aller Reichsteile bildeten damit eine neue Führungsschicht, die immer noch in Italien und Rom ihr Schwergewicht hatte. Aber in den Thronwirren und unaufhörlichen Militärrevolten des 3. Jahrhunderts wurde auch diese Führungsschicht dezimiert. Mit jedem der Soldatenkaiser seit Septimius Severus ging eine neue Welle von Niedermetzelungen durch das Land (4: 490 ff.). Der Senatorenstand wurde überhaupt von der Staats- und Heeresführung ausgeschaltet, das Heer, immer mehr aus den weniger zivilisierten Teilen des Reiches und aus barbarischen Hilfsvölkern zusammengesetzt, wurde zur Hauptmacht. Die Währungskatastrophe des dritten Jahrhunderts beschleunigte die allgemeine Verarmung und wirtschaftliche Stagnation. Vergebens versuchten Zwangsmaßnahmen der späteren Kaiser den Vorgang aufzuhalten: die Kolonen wurden an den Boden gebunden, sie waren persönlich frei, aber nicht freizügig; die Berufe wurden erblich, der soziale Aufstieg damit weitgehend gesperrt. Selbst das Heer reproduzierte sich in zunehmendem Maße aus sich selbst. Die Geldnot zwang dazu, die Soldaten mit Land und Naturalien zu entschädigen; sie wurden als Grenzmiliz seßhaft, und die Zahl der in solchen Militärsiedlungen geborenen Soldaten stieg von wenigen Prozent auf fast die Hälfte (29). Der Geldmangel führte sogar dazu, daß der Verstädterungsprozeß rückläufig wurde (4: 531). Die Grundbesitzer zogen auf ihre Güter und bewirtschafteten sie wieder selbst; vergebens eiferten die Kaiser gegen die Flucht aus der Stadt. Den Besitzenden folgten die kleinen Leute; sie flohen in die Kolonenhörigkeit, weil bei dem Mangel an ländlichen Arbeitern die Grundbesitzer das größte Interesse daran hatten, sie vor der Rekrutierung zu schützen. Die Masse der mittleren kleinen Städte ging damit an Bevölkerungszahl zurück. Ganze Städte verfielen, woran allerdings auch der allgemeine Bevölkerungsrückgang durch Kinderarmut beteiligt gewesen sein mag (28, 29, 53). Auch Roms Bevölkerungszahl nahm seit dem 4. Jahrhundert absolut ab (49, 50, 51).

Dieser Niedergang von Wirtschaft und Bevölkerung fiel zeitlich mit dem sich steigernden Druck der Germanen an der ganzen Nordgrenze des Reiches zusammen, zu dessen Abwehr die militärische Kraft des Reiches nicht mehr ausreichte. Mit Mühe noch hatte Marc Aurel (161—180) die Markomannen besiegt. Aber die Besiegten wurden zum Teil ins Reich aufgenommen: Sie hatten Kontingente für das Heer zu stellen, andere erhielten Landzuweisungen bis nach

Italien hinein; nach den Verheerungen durch die Pest, die die siegreichen Heere des Marcus aus dem Orient mitgebracht hatten — in Rom starb jeder fünfte Mensch, anderswo lagen die Sterberaten zum Teil noch höher — war der Menschenbedarf in Landwirtschaft und Heer besonders groß. Das war der Anfang der germanischen Unterwanderung. In der Folgezeit wurden die Germanen immer mehr von germanischen Söldnern abgewehrt (2: II, 260 ff.), von denen mancher auch in höhere und höchste Stellen aufstieg; der Franke Arbogast, magister militum Valentinians, und der Vandale Stilicho, Schwiegersohn Kaiser Theodosius I. und Vormund seines Sohnes, sind nur zwei der hervorragendsten Gestalten. Immer wieder wurden auch germanische Stämme oder Stammesteile in den Reichsgrenzen angesiedelt. Gelang zunächst noch ihre oberflächliche Romanisierung, so mußte doch mit dem Anwachsen ihrer Zahl der Zeitpunkt kommen, wo ihre Assimilation nicht mehr gelang. Ein Stück nach dem andern rissen nunmehr Germanen aus dem Reichskörper heraus und machten sich auf ehemals römischem Boden, meist als grundbesitzende Oberschicht über einer romanisierten, mit Nachkommen der Römer durchsetzten Bevölkerung selbständig. Der außeritalische Teil dieser römischen oder romanisierten Bevölkerung ging in die sich neu bildenden Völker West- und Mitteleuropas ein.

Italien selbst erfuhr die Invasion der Westgoten (401—410), deren Hauptmasse jedoch nach Gallien weiterzog, erhielt mit Odoakar seinen ersten germanischen König (476) und mit der Ansiedlung der Ostgoten durch Theoderich in Poebene und Toskana einen kräftigen germanischen Bevölkerungszuschuß, der allerdings in der Folgezeit wieder dezimiert wurde; Theoderich hielt Germanen und Romanen voneinander fern und verbot Mischehen. Die Männer fielen zum großen Teil bei der Niederlage durch Belisar, der Rest wurde ins oströmische Heer gesteckt oder zog sich in die Alpentäler zurück. Eine dauerhafte germanische Überschichtung erfuhr Oberitalien jedoch durch die Langobarden (568), die die romanische Oberschicht vertrieben oder ausrotteten, durch Aufnahme von Romanen in den Stammesverband, durch Mischehen und die Freilassung von Sklaven sich dann aber selbst romanisierten. Süditalien und Sizilien wurden inzwischen unter der Herrschaft Ostroms wieder gräcisiert (9a), Sizilien auch von den Arabern überflutet. Die sprachlich nun wieder uneinheitliche, aber vorwiegend romanische Bevölkerung Italiens ging in den „finsteren Jahrhunderten“ des frühen Mittelalters in die Anfänge des italienischen Volkes über.

Schrifttum

Allgemeines: 1. Altheim, F., Italien und Rom. 2 Bde. Amsterdam-Leipzig 1941. — 2. Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Bd. I, II. Berlin 1900—1902. — 3. Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum

Ausgang der Antonier. 9. Aufl. besorgt v. G. Wissowa. 4 Bde. Leipzig 1919. — 4. Kahrstedt, U., Geschichte des griechisch-römischen Altertums. 588 S. München 1948. — 5. Kornemann, E., Römische Geschichte. I. Die Zeit der Republik. 2. durchges. Aufl. Stuttgart 1941. — 6. Ders., Weltgeschichte des Mittelmeerraumes von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. Hrsg. v. H. Bengtson, I. Bd. Bis zur Schlacht bei Actium (31 a. Ch.). München 1948. — 7. Rehm, W., Der Untergang Roms im abendländischen Denken. 176 S. Leipzig 1930. — 8. Rostovtzeff, M., Gesellschaft und Wirtschaft im Römischen Kaiserreich. 2 Bde. Leipzig 1932. — 9. Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Bd. I. 404 S. Berlin 1895. — 9 a. v. Wartburg, W., Die Entstehung der romanischen Völker. 180 S. Halle 1939. — 10. Wiesner, J., Italien und die große Wanderung. Welt als Gesch. VIII. 197—243, 1942. — **Sozialgeschichte:** 11. Altheim, F., Patriziat und Plebs. Welt als Gesch. VIII, 217—233, 1940. — 12. Dessau, H., Die Herkunft der Offiziere und Beamten des römischen Kaiserreichs während der ersten zwei Jahrhunderte seines Bestehens. Hermes XLV, 1—26, 1911. — 13. Duff, A. M., Freedman in the Early Roman Empire. 252 S. Oxford 1928. — 14. Gelzer, M., Die Nobilität der römischen Republik. 118 S. Leipzig-Berlin 1912. — 15. Hartmann, L. M., Über den römischen Colonat und seinen Zusammenhang mit dem Militärdienste. Archäol. Epigr. Mitteilungen aus Öster.-Ungarn XVII, 125—134, 1894. — 16. Kübler, Equites Romani. Realencykl. klass. Altertumswiss. VI, 272—312, 1907. — 17. Münzer, F., Römische Adelsparteien und Adelsfamilien. 438 S. Stuttgart 1920. — 18. O'Brien Moore, Senatus. Realencykl. klass. Altertumswiss. Suppl. VI, 660—812, 1935. — 19. v. Pöhlmann, R., Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus im Altertum. 3. Aufl. m. Anh. v. Oertel. 1925. — 20. Ritterling, E., Legio. Realencykl. klass. Altertumswiss. XII, 1211—1829, 1925. — 21. Rostovtzeff, M., Studien zur Geschichte des römischen Kolonats. 432 S. Leipzig-Berlin 1910. — 22. Sherwin-White, A. N., The Roman citizenship. 315 S. Oxford 1939. — 23. Stech, B., Senatores Romani qui fuerint inde a Vespasiano usque ad Traiani exitum. Klio, Beih. 10, 205 S. Leipzig 1912. — 24. Stein, A., Der römische Ritterstand. Ein Beitrag zur Sozial- und Personengeschichte des römischen Reiches. 503 S. München 1927. — 25. Strack, M. L., Die Freigelassenen in ihrer Bedeutung für die Gesellschaf der Alten. Hist. Z. CXII, 1—28, 1914. — 26. Strasburger, H., Nobiles. Realencykl. klass. Altertumswiss. XVII/1, 785—791, 1936. — 27. Vittinghoff, F., Römische Kolonisation und Bürgerrechtspolitik unter Caesar und Augustus. 149 S. Akad. Wiss. Lit. Mainz. Wiesbaden 1951. — 28. Weber, M., Agrarverhältnisse im Altertum. Ges. Aufz. z. Soz.- u. Wirtsch.-Gesch., 1—288. Tübingen 1924. — 29. Ders., Die sozialen Gründe des Unterganges der antiken Kultur. Ges. Aufz. z. Soz.- u. Wirtsch.-Gesch., 289—311. Tübingen 1924. — 30. Willems, P., Le Sénat de la République Romaine. Sa composition et ses attributions. 2 Vols. 638, 784 S. Paris-Berlin 1878—1883. — **Rassenmischung:** 31. Bang, M., Die Germanen im römischen Dienst bis zum Regierungsantritt Constantins I. 111 S. Berlin 1906. — 32. Ders., Die Herkunft der römischen Sklaven. Mitt. Archäol. Inst. Röm. Abt. XXV, 223—251, 1910; XXVII, 189—221, 1912 — 33. Barrow, R. H., Slavery in the Roman Empire. 259 S. New York 1928. — 34. Dessau, H., Geschichte der römischen Kaiserzeit I, 585 S. Berlin 1924, S. 63 ff. — 35. v. Domaszewski, A., Die Rangordnung des römischen Heeres. 275 S. Bonn 1908. (SA Bonner Jahrbücher H. 117.) — 36. Frank, T., Race mixture in the Roman Empire. Amer. Hist. Rev. XXI, 689—708, 1916. — 37. Geyer, F., Die Bedeutung der Rassenmischung für die Entwicklung Roms. Verg. u. Gegenw. XXV, 1—15, 1935. — 38. Hatzfeld, J., Les trafiquants italiens dans l'Orient hellénique. Paris 1909. — 39. Lully, G., De Senatorum Romanorum patria. 271 S. Roma 1918. — 40. Mateescu, G. G., I Traci nelle epigrafi di Roma. Ephemeris Dacoromana I, 57—290, 1923. — 41. Pârvan, V., Die Nationalität der Kaufleute im römischen Kaiserreich. 132 S. Diss. Breslau 1909. — 42. Schenk v. Stauffenberg, Graf A., Die Germanen im römischen Reich. Welt als Gesch. I, 72—100, 1935; II, 117—168, 1936. — 43.

Solari, A., I Siri nell' Emilia antica. Rivista Indo-Greco-Italica. V, 35—37, 1921. — 44. Ders., Delle antiche relazioni commerciali fra la Siria e l'occidente. I. In Roma e in Gallia. Annali delle Università Toscana XXXV/6, 36 S. Pisa 1916. — 45. Vogt, J., Rassenmischung im römischen Reich. Verg. u. Gegenw. XXVI, 1—11, 1936. — 46. Vulpe, R., Gli Illiri dell'Italia Imperiale Romana. Ephemeris Dacoromana III, 129—258, 1925. — 47. Walson, C. S., Oriental senators in the service of Rome. J. Roman studies XIX, 38—63, 1929. — **Bevölkerungsstatistik:** 48. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. 520 S. Leipzig 1886. — 49. v. Gerkan, A., Die Einwohnerzahl Roms in der Kaiserzeit. Mitt. Dtsch. Arch. Inst. Röm. Abt. LV, 149—195, 1940. — 50. Ders., Weiteres zur Einwohnerzahl Roms in der Kaiserzeit. Mitt. Dtsch. Arch. Inst. Röm. Abt. LVIII, 213—243, 1943. — 51. Kahrstedt, U., Die Bevölkerung des Altertums. HWB Staatswiss. 4. Aufl. II. 655—670, 1924. — 52. Macchioro, V., Die anthropologischen Grundlagen des römischen Verfalls zur Kaiserzeit. Polit.-Anthr. Revue V, 557—581, 1906—1907. — 53. Meyer, Ed., Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums. Kleine Schriften 2. Aufl. I, 79—168. Halle 1924. — 54. Vogt, J., Bevölkerungsrückgang im römischen Reich. Verg. u. Gegenw. XXV, 653—664, 1935. — **Bevölkerungspolitik des Augustus:** 55. Bouché-Leclercq, A., Les lois démographiques d'Auguste. Rev. Histor. LVII, 241—292, 1895. — 56. Dessau, H., Geschichte der römischen Kaiserzeit I, 585 S. Berlin 1924, S. 75 ff. — 57. v. Gardthausen, V., Augustus und seine Zeit. Leipzig 1891. — 58. Jörs, P., Die Ehegesetze des Augustus. 65 S. Marburg 1893. — 59. Oppermann, H., Die Bevölkerungspolitik des Augustus. N. Jb. Wiss. u. Jugenderz. XII, 116—133, 1933. — 60. Rüger, C., Die Ehegesetze des Kaisers Augustus. Verg. u. Gegenw. XXV, 140—149, 1935. — 61. Stella Maranca, F., Le leggi demografiche di Augusto. Instituto di Studi Romani, 19 S. Rom 1939.

Vgl. auch Schrifttum S. 42 f. und S. 96 Anm. 6, 12, 13.

6. Die Phöniker*)

Die Phöniker sind aus jenen westsemitischen Stämmen hervorgegangen, die etwa am Beginn des 3. vorchristlichen Jahrtausends, vielleicht in mehreren Wellen, aus der arabischen Steppe nach Syrien-Palästina einwanderten „(Kanaanitische Wanderung"). Ohne scharfe ethnische Grenzen nach Süden und Norden, umfaßte ihr Hauptwohngebiet die dem Libanon und dem galileischen Gebirge vorgelagerte Küste in Länge von etwa 200 km, ein schmaler, aber ertragreicher Lebensraum. Aus den mannigfachen Kultureinflüssen von Ägypten einerseits, Mesopotamien andererseits vermochten sie etwas durchaus Eigenständiges zu gestalten, das eine starke Wirkung auf die frühen Hellenen ausübte, die von den Phönikern u. a. die historische Schrift erhielten. Dieser Einfluß entfaltete sich vor allem seit der Mitte des 2. Jahrtausends: In ihren Ausdehnungen ins Binnenland durch kriegerische Nachbarn wie die Amoriter und Assyrer beengt, fanden die Phöniker bald den Weg aufs Meer, und nach dem Niedergang der kretischen Macht und Kultur wurden sie deren Erben in der Seeherrschaft im Mittelmeer. Auf ihren leistungsfähigen Schiffen befuhren sie zunächst alle Küsten und Inseln des Ostmittelmeeres, an vielen Stellen Handelsfaktoreien und Kauf-

*) Für die Durchsicht auch dieses Abschnittes danke ich herzlich Herrn Professor Wiesner, Weil a. Rh.

mannskolonien gründend. Großer Reichtum strömte durch den auswärtigen Handel in die phönikischen Städte, unter denen Byblos, Sidon und Tyrus hervorragten, Tyrus aber schließlich die führende Rolle übernahm. Seit dem Ende des 2. Jahrtausends begannen die phönikischen Schiffe auch das Westmittelmeer zu befahren. Lebhafter Handel wurde mit dem spanischen Tartessos getrieben, in Gades und Lixus (Marokko) wurden Niederlassungen gegründet und zur Sicherung des Seeweges auch auf Gaules, Malta und Sizilien Kolonien angelegt. Als eine der letzten dieser Niederlassungen entstand an der nordafrikanischen Küste Karthago (nach neuesten Forschungen zwischen 673—663), unter dessen Führung die Westphöniker eine eigene und bedeutende geschichtliche Rolle spielten zu einer Zeit, als unter assyrischem Druck das Eigenleben des Mutterlandes niederzugehen begann, um schließlich ganz zu verlöschen: Zwar blieben auch unter assyrischer und später persischer Herrschaft die phönikischen Städte wohlhabende Handelszentren, aber der Zusammenhang untereinander zerriß. Besonders die Oberschicht wurde schon seit der Perserzeit hellenisiert, so daß bei der Einverleibung in das römische Reich (64 v. Chr.) ein phönikisches Eigenleben in der großen orientalisch-hellenistischen Kultur- und Völkermischung nicht mehr existierte.

Die westphönikischen Handelskolonien schlossen sich unter karthagischer Führung erst zu einem festeren Verband zusammen, als auch die Griechen ins Westmittelmeer eindrangen und zu lästigen Konkurrenten wurden. Im ersten Vertrag mit Rom, von der römischen Überlieferung ins 6. Jahrhundert gesetzt, erschienen Sardinien, Nordafrika und Sizilien als karthagische Gebiete, die von einzelnen Handelszentren aus politisch beherrscht wurden. Um den sizilischen Besitz wurden mit den Griechen schwere Kämpfe ausgetragen, die Ausdehnung der karthagischen Herrschaft über die ganze Insel und die Monopolisierung des Handels im Westmittelmeer gelangen aber bei der geringen Bevölkerungszahl nicht: für 415 sind in Sizilien unter rund 800000 Einwohnern nur etwa 40000 Phöniker anzunehmen (1, S. 298). Nur in Nordafrika wurde die soziale und wirtschaftliche Basis der Herrschaft über die städtische kaufmännisch-gewerbliche Schicht hinaus etwas erweitert: durch Niederwerfung der libyschen Eingeborenen gelangte Karthago in der Umgebung in den Besitz von Boden: die Großhandelsherren wurden zu Großgrundbesitzern, die ihre Latifundien durch Sklaven bewirtschaften ließen. Das politische Gefüge blieb aber auch hier locker, und der kulturelle und sprachliche Einfluß reichte kaum über die Städte hinaus, von denen einige weitere an der Nord- und westafrikanischen Küste durch Karthago gegründet wurden.

Für den Anfang des dritten Jahrhunderts wird die Einwohnerzahl des phönikischen Herrschaftsbereiches ohne die Hauptstadt auf 4000000 geschätzt, darunter nur einige Hunderttausend Punier, und

zwar ganz vorwiegend in den Städten (5). Die Einwohnerzahl Karthagos selbst dürfte in dieser Zeit etwa 200 000 bis 300 000 betragen haben (6, 7; vgl. auch 1), wovon die Mehrzahl, sicherlich mindestens drei Viertel Punier waren. Die Mehrheit der Westphöniker lebte also in der Haupt- und Großstadt Karthago. Nur hier saß auch die herrschende und regierende Schicht von Großkaufleuten und Großgrundbesitzern, die die Staatsoberhäupter, den Rat, die Priester, die Feldherren und Offiziere stellte. Die kleineren punischen Städte lebten zwar in Ehegemeinschaft mit der Hauptstadt, aber sie waren vorwiegend ärmliche Kleinstädte; es ist nicht bekannt, ob aus ihnen irgendwelche hervorragenden Familien in die hauptstädtische Oberschicht aufstiegen.

Auch auf kulturellem Gebiet wurde von dieser nichts bedeutend Neues geschaffen, nur Altes bewahrt und zum Teil griechische Kultur angenommen. So waren die Erzeugnisse des einheimischen Gewerbes meist grob und unschön, die feineren und höheren Formen verrieten zumeist den griechischen Einfluß und sehr oft die Hand des zugewanderten griechischen Handwerkers. Selbst der Schiffsbau, in dem die Phöniker einst führend gewesen waren, machte keine Fortschritte mehr: Hannibal verfügte beim Beginn des zweiten Punischen Krieges nicht mehr über eine leistungsfähige Flotte. Die auswärtigen Kriege hatte Karthago schon früh mit Söldnern zu führen begonnen, die vorwiegend aus den eingeborenen Untertanen, vor allem Libyern und Iberern ausgehoben, gelegentlich aber auch in Griechenland, Italien und Gallien geworben wurden. Der punische Teil der Bevölkerung wurde dagegen weitgehend vom Kriegsdienst verschont, er hatte inzwischen das Geld zu verdienen, mit dem die Söldner bezahlt wurden. Die kleinen Bürgerkontingente wurden seit dem Übergang zum Söldnerheer vorwiegend von der Oberschicht gestellt, nur die Flottenmannschaften aus dem Demos genommen, doch erschienen zu Beginn des Hannibalischen Krieges auch hier schon, und selbst unter den Offizieren, Fremde (5, S. 140).

Die politische Macht Karthagos als Grundlage seiner Handelsherrschaft wurde in den ersten beiden Kriegen mit Rom zerschlagen. Zuerst gingen Sizilien und Sardinien verloren, dann auch das als Ersatz dafür in Spanien aufgebaute Herrschaftsgebiet. Mit den spanischen Silbergruben versiegte auch eine der Hauptquellen des karthagischen Reichtums. Aber der phönikische Bevölkerungskern in Nordafrika blieb zunächst, abgesehen von den Kriegsverlusten der Bürgerkontingente, erhalten. Hier griff jedoch der dritte Punische Krieg hart ein: Nach der Ablieferung der Waffen an die Römer sollte die Bevölkerung Karthagos ausgesiedelt, die Stadt selbst niedergerissen werden (5, S. 643 ff.). Da erhob sich die Bürgerschaft unter Führung des Rates zu einem „heroischen Todeskampf“. Nach dreijähriger Belagerung wüteten Hunger und Krankheiten in der Festung, viele liefen über, viele begingen Selbstmord. Die Ordnung

in der Stadt konnte von dem Kommandanten Hasdrubal nur durch größte Härte und rücksichtslose Beseitigung aller Gegner aufrecht erhalten werden. Nach der Einnahme der Stadt begann ein Morden sondergleichen. Große Teile der Stadt wurden angezündet, „Kranke, Halbverhungerte und von dem Wahnsinn der Angst in die Winkel und die Schuttmassen Getriebene erstickend, zerreißend und verbrennend ... der Rest der Bevölkerung — Polybios schätzte ihn auf 50 000 Menschen — ergab sich. Er wanderte in die Sklaverei, wovon nur die Angehörigen der Oberschicht verschont blieben". „Viele, von Hunger und Krankheiten geschwächt, starben in der Haft noch ehe sie auf den Markt kamen" (5).

Die phönikische Bevölkerung der übrigen Städte hatte dagegen erheblich geringere Verluste. Schon die Befriedung des libysch-numidischen Hinterlandes durch Massinissa hatte der Ausbreitung phönikischer Kaufleute und Kultur die Wege geöffnet (5, S. 597 ff.). Die Zerschlagung der auf der politischen Macht beruhenden Handelsmonopole (7) zwang nunmehr zu einer weiteren wirtschaftlichen Umstellung durch stärkeren Kontakt mit dem ländlichen Hinterland. In dieser Verbindung mit der eingeborenen libyschen Bevölkerung hat sich das Punische noch lange erhalten, ja sprachlich sogar noch eine gewisse Entwicklung erfahren. Spuren sind noch in der Severer-Zeit vorhanden. Dann geht der Rest der nordafrikanischen Phöniker wie vorher schon die anderen westphönikischen Kaufmannskolonien in der römisch-griechischen Bevölkerung der späten Kaiserzeit unter, manche Züge seines Wesens aber auch in dieser neuen Mischbevölkerung hinterlassend (3, 9).

Schrifttum

1. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. 520 S. Leipzig 1886. — 2. Eissfeld, O., Phoiniker. Realencykl. klass. Altertumswiss. XX/1, 350—380, 1941. — 3. Ehrenberg, V., Karthago. Ein Versuch weltgeschichtlicher Einordnung. 48 S. Leipzig 1927. — 4. Gesell, S., Histoire ancienne de l'Afrique du Nord. 5 Vols. Paris 1913—27. 5. Kahrstedt, U., Geschichte der Karthager von 218—146. 690 S. Berlin 1913 — S. 7 ff. (schätzt die Einwohnerzahl Karthagos auf nur 125—130 000.) — 6. Kromayer, J., Rezension von Kahrstedt, Geschichte der Karthager von 218—146. Gőtting. Gel. Anz. CLXXIX, 449—477, 1917. — 7. Lenschau, Karthago. Realencykl. klass. Altertumswiss. X, 2, 2150—2242, 1919. — 8. Meltzer, O., Geschichte der Karthager. 2 Bde. Berlin 1879—1896. — 9. Moscati, S., Geschichte und Kultur der semitischen Völker. 213 S. Stuttgart 1953. — 10. Vogt, J. (Hrg.), Rom und Karthago. 382 S. Leipzig 1943.

7. Die alten Perser*)

Unter den ostindogermanischen Stämmen, die seit Beginn des 1. Jahrtausends an den Grenzen Vorderasiens erschienen, befanden sich die Perser, die möglicherweise an der Seite der Meder über den Kaukasus nach Vorderasien kamen. Als sie in der Fülle der

*) Herr Professor Wiesner, Weil a. Rh., war so freundlich, diesen Abschnitt durchzusehen.

indogermanischen Einzelgruppen als eigener Stamm greifbar wurden, war ihr Hauptsiedlungsgebiet der südwestliche Teil des iranischen Hochlandes, die Persis der Griechen; sie stiegen jedoch auch in die fruchtbare Landschaft von Susa herab, nachdem Assurbanipal von Assur hier die Macht der elamitischen Könige zerschlagen hatte. Ebenso wie die Meder stellten die Perser eine ritterliche Oberschicht über der Vorbevölkerung dar; sie saßen auf großen Gütern, züchteten Pferde, lagen dem Kriegshandwerk ob und ließen von ihren Hintersassen den Boden bebauen. In der Persis war ihre Zahl immerhin so groß, daß die „kaspische" Urbevölkerung rasch assimiliert wurde, während in Elam diese Einvolkung auch zur Zeit des persischen Großreiches noch nicht abgeschlossen war. Aus der Menge des Kriegeradels hoben sich einige besonders vornehme und reiche Geschlechter als Hochadel heraus, der bevorzugt untereinander heiratete und zur Reinhaltung der Sippen vielfach engste Verwandtenehen, darunter auch Geschwisterehen, schloß.

Unter den nahe verwandten ostindogermanischen Stämmen stiegen zuerst die Meder zur politischen Macht empor, indem sie ein Großreich auf den Trümmern des assyrischen aufbauten. Aber unter babylonischem Vorbild wurden ihre Könige bald zu Despoten, gegen die sich ihr ritterliches Gefolge auflehnte. Einem Geschlecht des persischen Hochadels, den Achämeniden, gelang es dadurch, die Führung über Meder und Perser zu übernehmen. In raschen Eroberungszügen wurden die Grenzen des assyrischen Reiches nicht nur erreicht, sondern weit überschritten, sowohl nach Westen, wo ganz Kleinasien einschließlich der griechisch besiedelten Küste unterworfen wurde, wie nach Norden und Osten, wo bis zum Kaukasus und bis Turkestan und Nordindien eine Vielzahl indogermanischer oder indogermanisch überschichteter Stämme dem Reiche einverleibt wurde. Durch die Reichsordnung Darius I. erhielt dieses Großreich eine feste Form. Es wurde jedoch nicht von dem persischen Kernland, der Persis, aus regiert, sondern von den Großstädten der fruchtbaren mesopotamischen Ebene, von Susa und Babylon aus, wo Herrscherfamilie und Hof bald ein üppiges orientalisches Wohlleben, Korruption und Intrigantentum übernahmen (1).

Das Rückgrat des Reiches war der persische und medische Adel. Er stellte die höheren Beamten in den 20 Satrapien und die Offiziere des Heeres. Besonders unter Darius I. wurde er dafür mit großen Landschenkungen in allen Reichsteilen belohnt. So bildeten sich in allen Satrapien persisch-medische Kolonien, die ebenso regelmäßig am Hof des Satrapen zusammenzukommen hatten, wie der Adel des persischen Kernlandes am Hof des Großkönigs (10, 13). Nur in Kleinasien waren die Kolonien jedoch so kopfreich, daß eine gewisse Iranisierung des Inneren der Hellenisierung der Küsten gegenüberstand. In manchen Teilen, wie in Kappadokien, hatten hier

zudem schon die Meder einer Kolonisation des persischen Adels vorgearbeitet (15). Überall aber war die persische Überschichtung so dünn, daß nicht Persisch, sondern Aramäisch Reichssprache über den verschiedenen Landessprachen wurde (6, S. 266). Das bedeutete zugleich „das Eindringen eines land- und volksfremden Bestandteils in die Reichsverwaltung. Neben den persischen Adel trat eine Schreiber- und Beamtenkaste babylonisch-aramäischer und überhaupt semitischer Herkunft, die sich durch Unentbehrlichkeit ihre Stellung zu sichern verstand“ (1, S. 156).

Dem Großkönig am nächsten stand der persische Adel, insbesondere der Hochadel, doch stiegen auch medische Adlige zu den höchsten Reichsstellen auf, ja, es wurden auch Hellenen in die herrschende Schicht aufgenommen (10). Die unteren Schichten der Perser, zum Teil sicher aus der unterworfenen, nichtpersischen Bevölkerung hervorgegangen, bildeten die Kerntruppen des Reichsheeres. Kinderreichtum stand bei den Persern in hohen Ehren — Tapferkeit und Kinderreichtum galten den Persern als das Rühmlichste, sagt Herodot (I, 135) —, und für ein Anwachsen ihrer Bevölkerungszahl könnte die Siedlungspolitik Darius I. sprechen, der unter anderem in Chorassan durch Bewässerungsanlagen das besiedelbare Land auszudehnen versuchte. Aber dem standen sicherlich erhebliche Verluste in den zahlreichen inneren und äußeren Kriegen gegenüber. Zur Zeit Alexanders schätzte Xenophon die Zahl der erwachsenen persischen Männer auf 120 000, was einer Gesamtbevölkerung von etwas über ½ Million entsprechen würde (2, S. 252).

Ein solches auf der Herrschaft einer kleinen Minderheit aufgebautes Reich konnte nur durch starke und fähige Herrscher zusammengehalten werden. Unter den weniger bedeutenden Nachfolgern Darius I. sanken daher Umfang und Ansehen ab. Durch die Selbständigkeitsbestrebungen der Satrapien wurde die Verbindung der persisch-medischen Kolonien mit dem Stammland gelockert und mit der vernichtenden Niederlage durch Alexander den Großen und die darauffolgende Hellenisierung Vorderasiens auch die soziale Vorzugsstellung der Perser untergraben. Zwar hatte Alexander versucht, Perser und Hellenen zu einer neuen Führungsschicht zu verschmelzen: die Schließung von 10 000 Mischehen in Susa sollte der erste Schritt dazu sein. Aber die meisten Nachfolger Alexanders trennten sich nach dessen Tod wieder von ihren persischen Frauen; einen wesentlichen Anteil an der Führung des entstehenden hellenistischen Staatssystems hatten die Perser nicht mehr. Aber Perser dienten in den hellenistischen Heeren und wurden auch in die Reihen der militärischen Siedler in allen hellenistischen Staaten aufgenommen. Sie fanden sich vom ptolemäischen Ägypten bis Baktrien.

Im persischen Stammland gab es allerdings auch in der Folgezeit persische Lokalfürsten, die zum Teil die Namen der großen Achämeniden trugen. Aber nach dem Zusammenbruch des hellenistischen Staatensystems übernahmen nicht sie wieder die politische Führung im iranischen Osten, sondern die Parther, ein in die achämenidische Satrapie Parthia eingedrungenes und nach ihr benanntes iranisches Reitervolk. Unter der Dynastie der Arsakiden (250 v. Chr. bis 227 n. Chr.) bauten sie einen feudalen Staat auf, in dem der Adel den Boden kontrollierte, die übrige Bevölkerung in fast sklavenhafter Abhängigkeit hielt — in dem gegen Antonius aufgebotenen Heer sollen sich unter 15 000 Männern nur 500 Freie befunden haben — und die höchsten Posten im Heer, am Hofe und in der Verwaltung beanspruchten. Ihre Streitigkeiten untereinander und mit der königlichen Familie ließen die parthische Herrschaft schließlich zusammenbrechen (5, 7).

„Frisches Blut und neue Inspirationen für eine Welt, die ein solches Stimulans bitter nötig hatte" (7, 269), brachten die Sassaniden, mit denen wieder der persische Adel die Führung im Iran und im Kampf gegen das römische Reich übernahm (224—651). Der Sozialaufbau kennt jetzt vier Stände: Priester, Krieger, Beamte und „das Volk", das mit Bauern und Handwerkern die Hauptmasse der Bevölkerung bildete. Die Blutsreinheit der adligen Familien und ihr Besitz waren durch Gesetze geschützt, die großen Familien in Standesregistern aufgenommen. Niemand durfte einen höheren Rang annehmen als ihm durch Geburt zukam. Ein Aufstieg aus der vierten Schicht in eine der höheren war zwar durch königlichen Erlaß möglich, scheint aber selten vorgekommen zu sein. Schlimm war die Lage der Bauern, ihre rechtlichen Verhältnisse waren bis ins einzelne gesetzlich reglementiert; freier dagegen die Stellung der Städter, die z. B. vom Kriegsdienst befreit waren. Wieder also herrschte eine adlige Minderheit, die sich besonders streng gegen die unteren Schichten des eigenen Volkes, aber ebenso auch gegen Nichtiranier abschloß (3, 5, 7). Sie allein war auch Trägerin der glänzenden Kultur der Sassanidenzeit. Aber der herrschende Adel scheint in seiner Zusammensetzung nicht mehr derselbe gewesen zu sein wie der der Achämenidenzeit. Damals wurden die Perser z. B. von Herodot als hochwüchsig geschildert, und hellfarbige Individuen schienen unter ihnen nicht selten gewesen zu sein. Das läßt auf Anteile der nordischen Rasse schließen (9, 10, 19), neben der allerdings schon zur Zeit Darius I. auch die Rassen der Vorbevölkerung häufig gewesen sein müssen, wofür etwa die Dünnwandigkeit der persischen Schädel, die Herodot auf dem Schlachtfeld von Pelusion (525) auffiel, die Darstellungen aus der Alexanderzeit oder die Greifennase des Kyros sprechen. Jetzt jedoch waren die persischen Herren fast alle grazil mit fahldunkler Haut (5),

wenn auch hier und da der Gesichtsschnitt noch nordischen Einschlag vermuten läßt.

Eine soziale Bewegung gegen die Adelsherrschaft knüpft zuerst an die religiöse Lehre des Matztak Ende des 5. Jahrhunderts an, der zur Überwindung des Hasses in der Welt Güter- und Frauengemeinschaft predigte. Auch in der wachsenden Bedeutung der Städte und der beginnenden Unabhängigkeit der Frauen kündigt sich ein Umbau der Gesellschaft an. Die zahlreichen Kriege und Fehden trugen zur Dezimierung des Adels bei. Der Staat behauptete sich noch gegen die Einfälle der weißen Hunnen, eine der ersten Wellen aus dem türkisch-mongolischen Unruhezentrum, dann aber, nachdem er durch Überschwemmungen, Seuchen und Thronwirren geschwächt war, überrannten ihn die Araber. Der rasch sich ausbreitende Islam zerschlug völlig die strenge Abschließung der Stände. Iranische und iranisierte Bevölkerungsteile wuchsen, unter Einschmelzung noch manches Fremden, zum neupersischen Volk zusammen, das heute als 8-Millionen-Volk den größten Teil des Staates Persien mit der alten Persis als Kerngebiet bewohnt.

Schrifttum

1. Altheim, F., Weltgeschichte Asiens im griechischen Zeitalter. 2 Bde. 1947—48. — 2. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. 520 S. Leipzig 1886. — 3. Benveniste, E., Les classes sociales dans la tradition avestique. J. Asiatique **221**, 117—134, 1932. — 4. Cameron, G. G., History of early Iran. 260 S. Chicago 1936. — 5. Christensen, A., L'Iran sous les Sassanides. 559 S. Kopenhagen 1936. — 6. Ders., Die Iranier. Handb. Altertumswiss. III, Abt. I, 200—310, 1939. — 7. Debevoise, N. C., A political history of Parthia. 303 S. Chicago 1938. — 8. Götze, A., Kleinasien. Handb. Altertumswiss. III. Abt. I, 1—199, 1933. — 9. Günther, H. F. K., Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. 247 S. München 1934. — 10. Junge, P. J., Dareios I. König der Perser. 208 S. Leipzig 1944. — 11. König, Altpersische Adelsgeschlechter. Wiener Z. Kunde d. Morgenlandes. XXXI, 287—309, 1924; XXXIII, 23—56, 1926. — 12. Kornemann, E., Atossa. In: Große Frauen des Altertums. 47—63. Leipzig 1942. — 13. Ders., Weltgeschichte des Mittelmeerraumes von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. 2 Bde. München 1949. — 14. Ders., Die Geschwisterehe im Altertum. Mitt. schles. Ges. Volksk. XXIV, 17—45, 1913. Nachträge Klio XIC, 355 ff. 1925. — 15. Meyer, Eduard, Geschichte des Altertums. IV 3/1, 909 S. Stuttgart 1939. — 16. Modi, Jivanji Jamshedji, Was there any Institution in Ancient Iran like that of Caste in India? J. Anthrop. Soc. Bombay XIII, 816—822, 1928. — 17. Moortgat, A., Geschichte Vorderasiens bis zum Hellenismus. In Scharff, A., u. Moortgat, A., Ägypten und Vorderasien im Altertum. 193—535. München 1950. — 18. Nyberg, H. S., Die Religionen des alten Iran. 506 S. Leipzig 1938. — 19. Semper, M., Zur Rassengeschichte der Indogermanen Irans. Germanen und Indogermanen. Festschr. H. Hirt, I, 341—356. Heidelberg 1936. — 20. Stier, H. E., Alt-Iran und die Entstehung des neueren Orients. Neue Propyläen-Weltgesch. II, 425—462, 1941. — 21. Vallois, H. V., Les ossements de Sialk. Contribution à l'étude raciale de l'Iran ancien. In Ghirshmann, R., Fouilles de Sialk près Kashan, 113—192, Mus. Louvre, Dép. Antiqu. Orient. Sér. Archéol. 5, II. Paris 1939 (zur Anthropologie der Vorbevölkerung).

8. Die alten Maya

Die Urheimat der Maya wird heute im südlichen Veracruz, etwa zwischen Tuxtla und Oaxaca gesucht, von wo auch die älteste ihrer Inschriften stammt (162 n. Chr.). Sie waren hier Nachbarn der Zapoteken und Tonataken, die ebenso wie sie eine bereits höhere Kultur auf der Grundlage der „archaischen Kultur", entwickelten, die schon den Maisbau, Töpferei und Weberei, eine figürliche Plastik und in ihren letzten Phasen auch monumentale Kultbauten kannte. Die Maya erwiesen sich aber unter diesen kulturell aufsteigenden Stämmen als der begabteste. Sie werden gern die Griechen der Neuen Welt genannt (Spinden). Ihre astronomischen Kenntnisse und das darauf aufbauende Kalendersystem, ihre eigenständige Schrift und ungezählte Überreste ihrer Architektur und Plastik erweisen sie als ein Hochkulturvolk, das sich mit den Völkern der Alten Welt durchaus messen kann.

Seit dem Anfang unserer Zeitrechnung ist bei den Maya eine starke Süd- und Ostwärtsbewegung zu beobachten: in Guatemala und Yukatan spielt sich ihre eigentliche Geschichte ab. Sie fanden hier eine ältere Bevölkerungsschicht vor, deren Kultur mancherlei Beziehungen zu der nördlicheren „archaischen" Kultur aufwies, ihr in manchen Zügen, so in der Plastik und Steinbaukunst, sogar überlegen war. Diese Vorbevölkerung und manche ihrer Kulturelemente scheinen friedlich assimiliert worden zu sein; ihre Spuren verschwinden überall im Lebensraum der Maya bis zum Ende des 7. Jahrhunderts.

In Guatemala, im feucht-heißen Peten, lagen die ältesten städtischen Zentren der Maya, umgeben von einem dichten Kranz kleinerer ländlicher Siedlungen. Die Kalenderstelen, auf denen offenbar in bestimmten Abständen die wichtigsten Ereignisse eingehauen wurden und auf denen bisher wenigstens die Daten entziffert werden konnten, geben für eine Reihe von Orten die Mindestzeit der Besiedlung an. Das älteste Datum stammt aus Uaxactun (328), ebenso das jüngste (889), so daß sich eine Entwicklung von 561 Jahren belegen läßt. Von hier aus wurden eine ganze Reihe weiterer Städte gegründet. Die Siedlung richtet sich zunächst nach Süden. Aus dem Jahre 445 stammt das älteste Datum von Tikal, der größten der Mayastädte, nicht weit davon liegen Naranjo, Nakum und andere Orte der gleichen Siedlungsperiode, 500 Kilometer weiter südlich Copan, dessen erste Stele nur wenig jünger ist (455). (Hier fand am 2. September 763 ein Astronomenkongreß statt, dem gleichfalls eine Erinnerungsstele gesetzt wurde.) Anderthalb Jahrhunderte später als im Süden begann die Kolonisation im Nordosten, im Osten von Yukatan (Ichpaatun 593). Hauptstädte sind hier Tulum, Coba und das große Chichen Itza, das nach Überlieferungen 710 gegründet worden sein soll. Etwa gleichzeitig setzten

die Städtegründungen im Westen, am oberen Usumacinta ein. Hier liegen u. a. Piedras Negras (ältestes Datum 608), Palenque (633), Yaxlichan und andere Orte, die ihrerseits Kolonien nach Tabasco im Norden und Chiapas im Süden entsandten. Im ganzen sind bisher über 100 Mayastädte aus der Zeit des sog. „Alten Reiches" bekannt, die aber vielleicht nicht alle gleichzeitig bewohnt gewesen waren. Die rasche Folge der Neugründungen und die Vielzahl der Kolonisationsrichtungen sprechen immerhin für ein starkes natürliches Bevölkerungswachstum.

Dieses „Alte Reich" war ein großes Friedensgebiet, Krieg war praktisch unbekannt, die großen Städte blieben unbefestigt. Es gliederte sich politisch wahrscheinlich in eine Reihe kleinerer theokratischer „Stadtstaaten", zwischen denen aber mindestens ein wirtschaftlicher und kultureller Austausch bestand. Dafür spricht etwa, daß die Schrift nach einer Zeit starker lokaler Verschiedenheiten einheitlicher wurde, um später allerdings wieder mehr in Lokalformen zu zerfallen, und daß die spezifischen Erzeugnisse einzelner Städte eine weite Verbreitung fanden (2). Eine gewisse soziale Schichtung ist zu erkennen. Eine große Rolle müssen die Priester gespielt haben, da die Städte vor allem Kultmittelpunkte mit riesigen sakralen Bauten waren. Es gab zweifellos eine zahlreiche Kaufmannschaft, die die Erzeugnisse des städtischen Gewerbes über das ganze Mayagebiet verbreitete, und ein hochdifferenziertes Handwerkertum, das spezielle Kunstfertigkeiten von Generation zu Generation weitergab. So ragte Tikal durch schöne Holzschnitzereien, Copan durch seine Stelen, Pusilha durch feine Keramik, das besonders kunstreiche Palenque durch Stuckarbeiten und Jadeschnitzereien hervor. Der größte Teil der Bevölkerung dürfte jedoch den Boden bebaut haben, um die zahlreichen Bewohner mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Hauptgrundlage dafür war der Mais-Hackbau.

Die Schätzungen für die Einwohnerzahl des „Alten Reiches" gehen weit auseinander, von 300000 (12) bis zu 13 Millionen oder mehr (6). Die tatsächliche Zahl dürfte näher der niedrigeren Schätzung gelegen haben, aber wohl doch die Millionengrenze überschritten haben (8). „Bevor die Spanier dieses Land eroberten", schreibt Bischof Landa kurz nach der Conquista (1566), „lebten die Eingeborenen in sehr zivilisierter Weise in Städten zusammen. Sie hielten das Land sauber und frei von Unkraut ... Ihr Wohnplatz war wie folgt: In der Mitte der Städte waren ihre Tempel mit schönen Plätzen, und um die Tempel standen die Häuser der Herren und Priester und dann die der (sonstigen) bedeutendsten Leute ... In den Vorstädten der Stadt waren die Häuser der niedrigsten Klasse." Die Ausgrabungen insbesondere in Uaxactun haben diese Anlage bestätigt (6). Das Kultzentrum umfaßte dabei in Tikal etwa zweieinhalb Quadratkilometer, in Uaxactun noch

mehr. Für eine große Ausdehnung der Siedlungszentren spricht auch, daß die verschiedenen kultischen Baugruppen manchmal weit auseinander liegen (3 km zwischen Gruppe A und B in Seibal, etwa 4½ km zwischen Gruppe A und Hauptgruppe in Quirigua) (5). Dazwischen dürften locker bebaute Wohngebiete gelegen haben.

Glanz und Blüte des „Alten Reiches" fanden um 900 ein plötzliches Ende. Die großen Kultzentren wurden aufgegeben, die Bevölkerung der Städte wanderte zum Teil ab, vorwiegend in das wasserärmere Yucatan und damit einer schon früher eingeschlagenen Kolonisationsrichtung folgend. Keine Anzeichen sprechen dabei für eine gewaltsame Vertreibung. Am wahrscheinlichsten ist, daß zwei natürliche Faktoren bei diesem Exodus zusammenwirkten: die Erschöpfung des Bodens durch den Rodungsbau und vielleicht ein Feuchterwerden des Klimas, das den Urwald immer unaufhaltsamer gegen die Maisfelder vordringen ließ. Es wurden denn auch die großen Städte, in denen die Ernährungsschwierigkeiten eher fühlbar werden mußten, früher aufgegeben als viele kleinere, die erst in der letzten Zeit des „Alten Reiches" gegründet worden waren (2). Sicher ist auch nicht die ganze Bevölkerung abgewandert, sondern es blieben Teile zurück, die sich in dem eingeengten Raum weiter halten konnten, wie auch noch heute im Gebiet des „Alten Reiches" Maya-sprechende Stämme wohnen. Aber die städtische Kultur brach ab; es wurden keine Kalenderstelen mehr errichtet, die städtischen Gebäude verfielen allmählich und wurden vom Urwald überwuchert.

In Yucatan aber gründeten die Auswanderer neue Städte, dort begann eine zweite, freilich etwas weniger glänzende Blütezeit ihrer Kultur, das sog. „Neue Reich". Uxmal entstand, Kabal und Labah, Chichen Itza wurde nach kurzer Preisgabe wieder besiedelt. Bei diesen Neugründungen traten zum ersten Mal einzelne große Fürstengeschlechter hervor: Chichen Itza wird unter der Führung der Itza besiedelt, Uxmal von den Xiu, einem aus Tabasco stammenden Geschlecht, begründet. Zwischen diesen beiden Geschlechtern bestand Rivalität und zu Zeiten offener Kampf, in den um 1200 eine dritte Partei eingriff: Nahua drangen von Norden in Yucatan ein, sie setzten sich für einige Zeit in Chichen Itza fest und gründeten von hier aus Mayapan. Unter Führung des Geschlechtes der Cocom, das immer neue mexikanische Söldner heranzog, wurde Yucatan politisch zusammengefaßt und für zweihundert Jahre befriedet. Dann aber brach ein blutiger Bürgerkrieg aus, in dem eins der großen Fürstengeschlechter nach dem anderen mit vielen ihrer Gefolgsleute in blutigen Massakern dezimiert wurde. Zuerst verbündeten sich Xiu und Itza gegen die mexikanische Fremdherrschaft. Aber die Verschwörung wurde aufgedeckt, Chichen Itza von dem Fürsten von Mayapan überfallen und der größte Teil seiner Bevölkerung umgebracht. Die Xiu setzten den Kampf allein fort. Ihnen

gelang die Eroberung und Zerstörung von Mayapan, wo nunmehr fast die ganze Cocom-Sippe niedergemacht wurde. Der entwaffnete Rest der Mexikaner ließ sich in den alten Städten der Ostküste nieder, wurde aber bald wieder mächtig und setzte die Feindseligkeiten fort, in deren Verlauf die Xiu bei einer Wallfahrt nach Chichen Itza überfallen und zum großen Teil umgebracht wurden. Während der Zeit der Bürgerkriege setzten auch Naturkatastrophen, wie Hurrikane und Heuschreckenplagen, der Bevölkerung schwer zu, und 15 Jahre lang wütete eine Seuche, „unter der die Eingeborenen wie Fliegen starben“ (2).

Die Spanier fanden in Yucatan einen in kleine Fürstentümer zerfallenen Staat, eine niedergehende Kultur und eine schwer mitgenommene Bevölkerung vor, für die nun eine neue Periode grausamer Schlächtereien begann. „Die oberen Stände der Fürsten- und Adelsgeschlechter sowie die Priesterkaste wurden ausgerottet ... oder gingen rasch im Vermischungsprozeß mit den fremden Eindringlingen auf: was blieb, war die große Masse der abhängigen Schicht“ (10). Guatemala und Yucatan sind auch heute noch zu einem erheblichen Teil von Maya-sprechenden Indianern bewohnt, die den gleichen physiognomischen Typus zeigen wie die Steinplastiken und Zeichnungen ihrer Vorfahren. Aber sie sind wieder zu Naturvölkern geworden, die kaum ein geschichtliches Bewußtsein mit den einstigen Schöpfern und Bewohnern der großen Ruinenstädte ihrer Heimat verbindet.

Schrifttum

1. Camavitto, D., La Decadenza delle Popolazioni Messicane al Tempo della Conquista. 343 S. Roma 1935. — 2. Gann, Th., and Thompson, J. E., The History of the Maya from the Earliest Times to the Present Day. 264 S. London 1931. — 3. Krickeberg, W., Bericht über neuere Forschungen zur Geschichte der alten Kulturen Mittelamerikas. Welt als Geschichte II, 488—505, 1936. — 4. Ders., Mexikanische Kulturen. In Bernatzik, H. A. (Hrg.), Die große Völkerkunde Bd. III, 164—187. Leipzig 1939. — 5. Morley, S. G., The inscriptions of Peten. 5 Vols. Carnegie Inst. Washington 1937—38. — 6. Ders., The Ancient Maya. 520 S. London 1946. — 7. Sapper, K., Zahl, Rasse und Dichte der mexikanischen Bevölkerung. Atti del XXII. Congr. Internat. American. Rom 1926. — 8. Schwidetzky, I., Betrug die Bevölkerung des Alten Reiches der Maya 300000 oder 13 Millionen? Homo IV, 102—107. 1953. — 8a. Smith, A. L., Uaxactun, Guatemala. Excavations of 1931—1937. 108 S. Washington 1950. (Unter 110 Bestatteten finden sich 38 = 35 % Jugendliche und Kinder.) — 9. Spinden, H. J., The population of Ancient America. Geogr. Rev. XVIII, 641—660, 1928. — 10. Termer, F., Zur Ethnologie und Ethnographie des nördlichen Mittelamerika. Ibero-amerik. Arch. IV, 303—472, 1930 (Zitat: S. 470). — 11. Ders., Die Mayaforschung. Nova Acta Leopoldina N. F. Nr. 105, 163 S. Leipzig 1952. — 12. Ders., The density of population in the Southern and Northern Maya Empires as an archeological and geographical problem. Sel. Pap. 29th. Internat. Congr. Americanists I, 101—107. Chicago 1951. — Ders., La densidad de población en los imperios Mayas como problema arqueológico y geográfico. Bol. Soc. Mexic. Geogr. y Estadistica LXX, 213—239, 1950. — 13. Trimborn, H., Indianische Welt in geschichtlicher Sicht. 94 S. Iserlohn 1948.

9. Die Azteken

Als älteste Bevölkerungsschicht im Hochland von Mexico sind die „Korbmacher“ (Basket-maker) bekannt, Pflanzensammler mit hochentwickelter Flechtkunst. Schon den Anbau von Pflanzen, und zwar des aus einem einheimischen Gras gezüchteten Mais, dazu Töpferei, Weberei und die Anfänge einer figürlichen Plastik kannten die Träger der folgenden „archaischen Kultur“ (ca. 300 v. — 300 n. Chr.), aus deren jüngster Phase die ersten mexikanischen Pyramidenbauten (Cuicuilco) stammen. In ihrem weiten Verbreitungsgebiet gingen einzelne Stammesgruppen den Weg zur Hochkultur weiter, so die Tonataken in Veracruz und die Zapoteken im Tal von Oaxaca, am raschesten und weitesten aber die Bevölkerung in und um Teotihuanacán (n.-ö. von Mexico), das jahrhundertelang (ca. 200—800 n. Chr.) Zentrum der ersten Hochkultur des mexikanischen Hochlandes war. Es waren kurzköpfige Menschen, ähnlich denen an der Golfküste, deren kulturelle Beziehungen gleichfalls nach Osten und Südosten, zu den Maya wiesen (7).

Seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts stand das Hochland von Mexiko jedoch unter dem Druck von Nahuastämmen, die in immer neuen Schüben und Stößen von Norden her einwanderten: langköpfige nomadische Jägervölker, ebenso nach Rasse wie nach Kultur und Wirtschaftsform von den Trägern der Teotihuanacán-Kultur verschieden. Zunächst blieben diese zahlenmäßig überlegen und konnten die Zuwanderer kulturell assimilieren. In der Mischung der beiden Bevölkerungselemente gewannen die Nahua jedoch immer stärker das Übergewicht, ohne daß die Kulturtradition von Teotihuanacán ganz unterbrochen wurde. Das geschah erst am Anfang des 12. Jahrhunderts mit einer neuen aus Norden hereinbrechenden Nahua-Invasion. Sie zerstörte die alten Metropolen, verdrängte einen Teil der älteren Mischbevölkerung, der nach Südosten abwanderte, wurde aber schließlich wie die älteren Nahua-Einwanderer seßhaft und übernahm den Ackerbau und andere Formen höheren kulturellen Lebens von dem zurückgebliebenen Teil der Vorbevölkerung (7, 14).

Diese „chichimekische“ Bevölkerungsschicht stand zunächst kulturell nicht auf der Höhe der Unterworfenen und Verdrängten, aber aus dem Bevölkerungs- und Kulturkontakt begann ein neuer Aufstieg. Große städtische Siedlungen mit monumentalen Kultbauten und zum Teil steinernen Wohnhäusern, große Kunstfertigkeit in Metall- und Federarbeiten und die Erfindung einer Schrift legten Zeugnis davon ab. Vor allem wurde auch die militärisch-politische Organisation vorangetrieben. In einer Reihe kleinräumiger rivalisierender Stadtstaaten trat bald der eine, bald der andere stärker hervor. Dahinter standen ethnische Neugruppierungen und -differenzierungen, die sich nach der Einwanderung auf mexikanischem

Boden vollzogen. Etwa seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts sind unter den mexikanischen Nahua-Stämmen die Azteken bekannt. Um den See von Mexico seßhaft, gründeten sie im Jahre 1324 mitten im See, in militärisch glänzend geschützter Lage, die Stadt Tenochtitlán, das spätere Mexico. Von hier aus erkämpften sie die Vorherrschaft über eine Reihe benachbarter Stadtstaaten und trieben in unaufhörlichen Kämpfen die politische Zusammenfassung der mexikanischen Bevölkerung voran. Beim Einmarsch der Spanier (1518) bildete der Dreibund der Städte Tenochtitlán, Tezcoco und Tlacopan im Tal von Mexico den Kern des Staates, der den größten Teil des zentralen und südlichen Mexico von der atlantischen bis zur pazifischen Küste umfaßte. Randgebiete bewahrten jedoch noch ihre Selbständigkeit oder kämpften auch erbittert und erfolgreich darum wie Tlaxcalla im Nordosten von Tenochtitlán.

Die militärische und politische Führung in diesem locker gefügten Staatswesen hatten die Azteken, „eine Nation von Kriegern" (15). Sie sicherten ihre Herrschaft durch Garnisonen in den eroberten Städten, die auch mit Landbesitz ausgestattet wurden, ließen aber im übrigen Besitzverhältnisse und Bevölkerungsstruktur der Unterworfenen unverändert. Sie waren in räumlich geschlossene Sippenverbände gegliedert, doch bildete sich quer dazu, insbesondere in der Hauptstadt, eine neue soziale Schichtung heraus. An ihrer Spitze stand der Adel, in den man ursprünglich durch hervorragende Kriegstaten oder Ämter aufsteigen konnte, den Montezuma II. aber gegen die anderen Schichten abschloß. Er war abgabefrei, konnte privaten Landbesitz erwerben und sammelte große Reichtümer an; so gut wie vollständig war er in der Stadt Tenochtitlán ansässig. Von nur wenig geringerem Rang waren die Kaufleute, auch sie auf die Städte konzentriert; ihre Handelsreisen waren oft Vorläufer kriegerischer Expeditionen, und sie holten alle die Waren heran, die die gewerbetreibende und kunstfertige Bevölkerung von Tenochtitlán brauchte. Eine zahlreiche und einflußreiche Priesterschaft — am Haupttempel von Tenochtitlán soll es allein 5000 Priester gegeben haben (9) — hatte die mannigfaltigen kultischen Handlungen und die Erziehung der Jugend in der Hand. Darunter gab es eine Schicht von Hörigen, wohl der unterworfenen Vorbevölkerung entstammend (7), und eine von Sklaven, die sich vorwiegend aus Kriegsgefangenen und aus Schuldknechten zusammensetzte. Die Sklaven konnten jedoch heiraten, auch in die anderen Schichten hinein, ihre Nachkommen waren frei.

Das Land der Azteken, insbesondere das damals gut bewässerte und überaus fruchtbare Hochtal von Mexico, war volkreich und dicht besiedelt. Die Spanier staunten bei ihrem ersten Besuch über die dicht beieinanderliegenden Ortschaften und das Menschengewimmel in den Städten, insbesondere, wenn an den Markttagen die Landbevölkerung hereinströmte (9). Hauptnahrungsgrundlage

war der Mais. Mißriet die Ernte, so brachen schwere Hungersnöte aus, die 1454 und 1506 trotz Vorratswirtschaft der aztekischen Herrscher Teile der Bevölkerung zur Abwanderung in die dünner besiedelten Küstengebiete zwangen (7). Ein dauernder Aderlaß für die Bevölkerung stellten die Kriege und die Menschenopfer dar. Krieg war im Aztekenstaat der normale Zustand. Auch die unterworfenen und angegliederten Gebiete hatten Hilfstruppen zu stellen, sie hatten aber vor allem die Männer zu liefern, die an religiösen Festtagen zu Ehren der Götter geschlachtet wurden und deren Zahl in den zwei Jahrhunderten aztekischer Herrschaft immer mehr wuchs. Mehr als einmal wird von 20000 Geopferten berichtet (2). Deren Köpfe wurden abgeschlagen und die Schädel aufbewahrt. Auf einem der Schädelberge von Tenochtitlán zählten zwei spanische Soldaten 136000 Schädel, aber auch in anderen mexikanischen Städten fanden sich solche Schädel-Häuser (9). Die Gesamtzahl der im aztekischen Staat Geopferten wird auf jährlich 100000 geschätzt (1). Daß die Bevölkerung trotzdem dicht und zahlreich war, läßt auf ein kräftiges natürliches Wachstum schließen. Polygamie, besonders in den Oberschichten verbreitet, gab einen gewissen Ausgleich für die kriegerische Übersterblichkeit der Männer. Mütter und Kinder standen in hohen Ehren. Im Kindbett gestorbene Frauen wurden sogar im Jenseits den gefallenen Kriegern gleichgesetzt (1, 7).

Die Schätzungen für die Bevölkerungszahl des Aztekenstaates zu Anfang des 16. Jahrhunderts schwanken zwischen 6 Millionen (1) und etwa 10 Millionen (5); sie beruhen auf Heereszahlen, Steuerlisten, direkten Nachrichten u. a. Die Einwohnerzahl von Tenochtitlán wird von den Spaniern auf 300000 angegeben, von neueren Autoren wird sie teils niedriger (7) angesetzt, für die Zeit nach dem Wiederaufbau (1604) bei verkleinertem Stadtumfang aber auch höher (1).

Im Jahre 1518 landeten Spanier unter Cortez an der mexikanischen Küste und brachen wenig später, 500 Mann stark, ins Landesinnere auf. Sie schlugen vernichtend das 30000-Mann-Heer von Tlaxcalla und verbündeten sich dann mit diesem Feind der Azteken. Der erste Besuch in Mexico verlief dank des Entgegenkommens und der Nachgiebigkeit Montezumas II. friedlich. Aber als eine zurückgelassene spanische Garnison unter Alvarado 600 Azteken, darunter viele Söhne der besten adligen Familien (9), bei einem Gottesdienst niedergemacht hatte, war eine kriegerische Auseinandersetzung nicht mehr aufzuhalten. Ihr Höhe- und Endpunkt war die Belagerung und Eroberung von Tenochtitlán im Jahre 1521, bei der Cortez über 400 Spanier und indianische Hilfstruppen verfügte. Die Belagerten verteidigten unter Führung Guatemozins, des Nachfolgers Montezumas II., erbittert und heroisch ihre Stadt, nachdem ein Teil der nichtkriegsfähigen Bevölkerung evakuiert worden war. Aber die Feuerwaffen der Spanier und der Hunger wüteten furchtbar unter

ihnen, und durch die Unzahl von Toten, die nicht mehr begraben werden konnten, kamen Seuchen auf, die noch mehr Opfer forderten als Kämpfe und Entbehrungen. Den Belagerern strömten dagegen aus der indianischen Bevölkerung der Umgebung immer wieder frische freiwillige Hilfstruppen zu, die gnadenloser gegen ihre aztekischen Zwingherren kämpften als die Spanier und auch erheblich höhere Verluste hatten. Den Überlebenden der Stadt — ihre Zahl wird auf 30000 bis 70000 geschätzt, darunter auch Sklaven, Frauen und Kinder — gewährte Cortez auf ihre Bitte freien Abzug. Die Zahl der Toten unter den Belagerten betrug nach den Angaben von Cortez etwa 120000, nach denen eines indianischen zeitgenössischen Geschichtsschreibers 240000 (9), darunter die Mehrzahl des aztekischen Adels. Die Stadt wurde völlig niedergebrannt und in vier Jahren wieder aufgebaut mit verbreiterten Straßen, zahlreichen christlichen Kirchen an Stelle der heidnischen Heiligtümer und einem spanischen Viertel.

Die übrigen Städte und die Landbevölkerung unterwarfen sich nach dem Fall von Tenochtitlán fast kampflos der spanischen Herrschaft. Spanische Siedler kamen ins Land, nahmen Boden und Bergwerke in Besitz, brachten neue Nutzpflanzen und Haustiere und neue Krankheiten. Die indianische Bevölkerung wurde zum größten Teil hörig, und die eingeschleppten Krankheiten ebenso wie gewaltsame Ausrottungen trugen dazu bei, ihre Zahl in den nächsten Generationen auf etwa die Hälfte zu senken (5, 11, 13). Der Verfall der einheimischen Landwirtschaft mit ihren Bewässerungsanlagen und die daraus folgende Bodenerosion ließen weiterhin die Bevölkerungszahl sinken (3, 4, 12). Der Männerüberschuß der spanischen Einwanderer begünstigte die Rassenmischung, die schon in den Zeiten Montezumas und Cortez' durch Eheschließungen zwischen aztekischen Fürstentöchtern und spanischen Adligen eingesetzt hatte. Der indianische Bevölkerungsteil blieb aber, insbesondere außerhalb der Städte, in der Überzahl. Im Jahre 1930 wurde für Mexico die Zahl der Indianer auf 4,2 Millionen, die der Weißen auf 1,4 Millionen geschätzt, während die Zahl der Mischlinge mit 8,5 Millionen angegeben wird (8). Aber nur ein Siebentel der Bevölkerung sprach noch eine Indianersprache, zumeist neben dem Spanischen. Die soziale Lage der Indianer hat sich seit den Revolutionen zwischen 1911 und 1920 gebessert, sie nehmen wieder am sozialen Aufstieg und damit an der wirtschaftlichen und politischen Führung des Landes teil. Die Erinnerungen an die vorspanische, aztekische Vergangenheit Mexicos wurden dabei wiederbelebt, und sie werden heute mit nationalem Stolz gepflegt. „Die Azteken leben noch; die aztekische Kultur ist tot" (15).

Schrifttum

1. Camavitto, D., La Decadenza delle Popolazioni Messicane al Tempo della Conquista. 343 S. Roma 1935. — 2. Cook, S., Human Sacrifice and Warfare as

factors in the Demography of pre-colonial Mexico. Hum. Biol. XVIII, 81—102, 1946. — 3. D e r s., Soil erosion and population in central Mexico. Ibero-Americana 34. 86 S. Berkely-Los Angeles 1949. — 4. D e r s., The historical demography and ecology of the Teotlalpan. Ibero-Americana 33. 59 S. Berkeley-Los Angeles 1949. — 5. C o o k, S. F., and S i m p s o n, L. B., The Population of Central Mexico in the sixteenth century. Ibero-Americana 31. 241 S. Berkeley - Los Angeles 1948. — 6. G a n n i o, M., La populaciŏn del valle de Teotihuacán. 2 Vols Mexico 1922. — 7. K r i c k e b e r g, W., Mexikanische Kulturen. In Bernatzik, H. A. (Hrg.), Die große Völkerkunde Bd. III, 164—187. Leipzig 1939. — 8. M ü h l - m a n n, W. E., Die Völker der Erde. 416 S. Berlin 1944. — S. 371—72. — 9. P r e s c o t t, W. H., History of the Conquest of Mexico. 3 Vol. Rev. Ed. Philadelphia 1879. — 10. Q u e l l e, O., Iberoamerika von der präkolumbianischen Periode bis zum Zeitalter der Entdeckungen. In große Weltgeschichte Bd. XV/2, 274 S. Leipzig 1942. — 11. S a u e r, C., Aboriginal Population of Northwestern Mexico. 35 S. Berkeley 1935. — 12. S i m p s o n, L. B., Exploitation of land in Central Mexico in the sixteenth century. Ibero-Americana 36. 92 S. Berkeley-Los Angeles 1952. — 13. S t i c k e r, G., Die Einschleppung europäischer Krankheiten in Amerika während der Entdeckungszeit und ihr Einfluß auf den Rückgang der Bevölkerung. Ibero-amer. Arch. VI, 62—83, 194—224, 1932/33. — 14. T r i m b o r n, H., Indianische Welt in geschichtlicher Sicht. 94 S. Iserlohn 1948. — 15. V a i l l a n t, G. C., The Aztecs of Mexico. 333 S. Melbourne-London-Baltimore 1951 (1. Ausg. 1944).

10. Die Westgoten

Um die Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts erscheinen die Westgoten als ein selbständiger Teil der Goten. Der ungeteilte Stamm hatte bis dahin schon eine bewegte Geschichte hinter sich. Auswanderer aus Skandinavien,wohl der Überschuß einer rasch wachsenden Bevölkerung, deren zurückbleibende Teile noch lange den Gotennamen bewahren, setzten sich zunächst an der Weichselmündung fest, als Nachbarn und Rivalen von Burgundern und Wandalen. Wahrscheinlich sind schon hier mancherlei Mischungen, Absplitterungen und Angliederungen fremder Stammessplitter erfolgt. Die Goten breiteten sich dann (um 200) weit nach Südosten aus, ohne die bisherigen Sitze zu räumen, wo sich die Gepiden zu einem selbständigen Stamm entwickelten. In den neuen Gebieten fanden sie eine ethnisch vielgegliederte Bevölkerung vor, darunter die vor ihnen nach Südosten abgewanderten Bastarnen, Slawen, den Hunnen verwandte Stämme sowie Teile der iranischen Alanen. Diese Völker wurden teils unterworfen und überschichtet, teils verdrängt.

Um das Jahr 230 haben die Goten neue feste Sitze am Schwarzen Meer inne, und in diesem weiten Siedlungs- und Herrschaftsgebiet begannen sie sich in West- und Ostgoten zu trennen.Während die Ostgoten in erster Linie die Ausbreitung ihrer Herrschaft nach Norden über slawische und finnisch-ugrische Stämme betrieben, waren die westlich des Dniestr sitzenden Westgoten Nachbarn des Römischen Reiches geworden, dessen Grenzen sie immer wieder

beunruhigten und überschritten. Dakien, die nördlich der Donau gelegene römische Provinz, wurde 271 unter Kaiser Aurelian aufgegeben und unter Umsiedlung der römischen Bevölkerung den Goten überlassen. Diese erhielten bei ihren Beute- und Plünderzügen Zuzug durch immer neue kriegerische Scharen aus den Ostseegebieten. So schlossen sich ihnen die Heruler, die (wohl ungermanischen) Boraner und Teile der ostdeutschen Burgunder an, wie sich auch Ostgoten, Wandalen, Alanen und viele andere Fremdstämmige unter ihnen fanden. Von ihren Plünderzügen brachten sie ferner Sklaven und Sklavinnen mit, mit denen sie auch Mischehen eingingen. So wurde das Christentum unter ihnen durch kleinasiatische Christen verbreitet; Wulfilas, der „Apostel der Goten" (geb. 311), war Sohn eines Goten und einer Kappadokierin, sein Nachfolger Selenas Sohn eines Goten und einer Phrygierin; unter den 26 Märtyrern der Christenverfolgung von 369/372 fanden sich neben gotischen auch phrygische, kappadokische und syrische Namen.

Auf der anderen Seite hatte der Volkskörper erhebliche Verluste. Viele Männer fielen bei den Einfällen in römisches Gebiet; bei der Schlacht von Nikopolis 250 wollen römische Quellen sogar von 30000 gefallenen Feinden wissen, und bei dem großen Einfall in die Balkanländer 268/70 wurden ganze Scharen so gut wie völlig in mehrfachen Niederlagen aufgerieben. Die Reste wurden als Kolonien auf den kriegsverwüsteten Ländereien der Donauprovinzen angesiedelt. Auch sonst fanden sich in den verschiedensten Teilen des Reiches solche Gotensiedlungen, die zumeist rasch romanisiert wurden, so in Phrygien, in Gallien und im Banat. Auch in Thrakien dürfte es sie schon vor 268/70 gegeben haben, da Kaiser Maximilian Thrax (235—238) Sohn eines Goten und einer Alanin war. Unter den großen Mengen germanischer Sklaven, die als Kriegsgefangene nach Italien kamen, dürften gleichfalls viele Goten gewesen sein (vgl. u.). Massenhaft strömten Goten ferner zu den kaiserlichen Fahnen und gingen damit zum großen Teil ihrem Volkstum verloren. Sie hatten hier ein solches Übergewicht, daß sie römischen Kaisern, Heerführern und Beamten vielfach als Gefahr erschienen. So schickte Kaiser Theodosius (346—395) gotische Truppen nach Ägypten und holte dafür ägyptische Truppen an die Balkangrenze; ein in Kleinasien kommandierender magister militum Julius ließ die dort dienenden Goten, nachdem er sie unter dem Vorwand der Soldzahlung an bestimmten Punkten vereinigt hatte, sämtlich niederhauen; und dem Blutbad, das auf Veranlassung des Kanzlers Olympius (408) unter barbarischen Truppen in Italien angerichtet wurde, fielen auch Goten zum Opfer. Einem gotischen Offizier, Gainas, gelang es sogar, gestützt auf vorwiegend gotische Truppenteile, 399/400 in Konstantinopel einzumarschieren und für kurze Zeit zum tatsächlichen Beherrscher des oströmischen Reiches zu werden.

Unter dem Druck der Hunnen überschritten die Mehrzahl der Westgoten im Jahre 376 die Donau und erzwangen mit der Schlacht bei Adrianopel (378) ihre Aufnahme auf dem Boden des römischen Reiches. Die Zahl der Übertretenden wird auf etwa 50000 Köpfe geschätzt, darunter etwa 10000 Wehrfähige. Entflohene germanische Sklaven und thrakische Bergarbeiter liefen dem gotischen Heer nach dem Übertritt zu. Zur Ansiedlung wurde ihnen Land in Niedermösien zugewiesen, das aber bei der wenig intensiven germanischen Wirtschaftsweise bald nicht mehr ausreichte, obwohl sich der Abstrom junger Männer zu den römischen Fahnen fortsetzte und durch vertragsmäßige Waffenhilfe für die Römer zusätzliche Subsistenzmittel gewonnen wurden. Ein starkes natürliches Bevölkerungswachstum dürfte an der zunehmenden Unruhe unter den Goten ebenso beteiligt sein, wie ein gotisches Selbstbewußtsein, das sich gegen die Ausnutzung ihrer Wehrkraft für römische Zwecke auflehnte (5, S. 423ff.).

Unter Führung des hochbegabten jungen Alarich setzte sich im Jahre 395 die Hauptmasse der Goten erneut in Bewegung. Ihnen schlossen sich Goten aus den jenseits der Donau verbliebenen Volksteilen an — ihre Zahl wird auf 15000 geschätzt — sowie gotische Terwingen aus dem Banat. Auch diesmal sind Teile der Bevölkerung zweifellos zurückgeblieben und später in den Balkanvölkern aufgegangen. Überliefert ist dies von den sog. Kleingoten, die schon 348 unter Führung von Wulfilas über die Donau gegangen und in Niedermösien angesiedelt worden waren; sie werden dort noch in der Mitte des 6. Jahrhunderts als friedliche Viehzüchter erwähnt.

Von 395 bis 418 befanden sich die übrigen Westgoten auf dauernder Wanderschaft. Sie marschierten bis Konstantinopel, durchzogen Makedonien und Thessalien, plünderten griechische Städte und wurden für kurze Zeit in Epirus untergebracht; dann brachen sie nach Italien auf und suchten mehrmals Rom heim, traten nach Gallien über und überschritten die Pyrenäen (415), wo sie gegen die Wandalen eingesetzt wurden. Wieder erhielten sie dabei neue Bundesgenossen und Zulauf von verschiedenen Seiten. Vor dem Aufbruch nach Italien schloß sich ihnen eine Abteilung Alanen an, in Italien selbst liefen ihnen wieder massenhaft germanische Sklaven und germanische kaiserliche Soldtruppen zu. Schwer waren aber auch in diesen Wanderjahren die Verluste durch die fast unaufhörlichen Kämpfe, durch Hungerperioden nach Niederlagen und durch Epidemien. Immerhin überwogen Zulauf und natürlicher Bevölkerungszuwachs die Verluste: im Jahre 418 verfügte König Wallia über mindestens 100000 Köpfe, freilich nicht alle westgotischer Abstammung. Aber „den Kern und weitaus stärksten Teil bildeten noch jetzt Westgoten, und solche werden sich in nicht geringer Zahl auch unter den abgefallenen Söldnern und entlaufenen Sklaven befunden haben; und damit war ein fester Mittelpunkt gegeben, von

dem aus sich die Angleichung und Zusammenfassung der hinzutretenden stammfremden Elemente zu staatlicher und nationaler Einheit leicht und rasch vollziehen konnte“ (5, S. 453).

Im Jahre 418 wurde den Westgoten wieder Land, diesmal in Gallien, zugewiesen, wo sie nun wieder seßhaft wurden. In der Provinz Aquitania secunda und angrenzenden Munizipien mit Toulouse als Mittelpunkt wurden sie in der Form angesiedelt, daß die römischen Grundbesitzer je einen Teil ihres Landbesitzes an westgotische Familien abtreten mußten. Später dehnte sich die gotische Herrschaft auf die Provinzen Aquitania I, Novempopulana und Narbonensis sowie angrenzende Teile weiterer gallischer Provinzen aus, ferner über den größten Teil der pyrenäischen Halbinsel, nämlich die Provinzen Baetica, Lusitania, Tarraconensis und Carthaginiensis. Am dichtesten war die gotische Siedlung, nach Ortsnamen und Bodenfunden zu schließen, zwischen Garonne und Loire und vor allem um Toulouse. In den später eroberten Gebieten war sie dagegen sehr schütter.

Die beiden Nationalitäten des Tolosanischen Reiches der Westgoten, Gothi und Romani, lebten zwar in räumlicher Gemengelage, aber im übrigen getrennt voneinander. Sie waren verschiedener Konfession, nämlich die Westgoten Arianer, die Römer Katholiken, und lebten unter verschiedenem Recht. Eheschließungen waren streng verboten. Aber die Romanisierung der Westgoten schritt unaufhaltsam voran, beschleunigt durch die Streulage ihrer Siedlungen. Die Verwaltung blieb römisch, und die gotischen Beamten, insbesondere auch der sich aus dem früheren Geburtsadel entwickelnde Dienstadel, wurde daher zweisprachig. Das gotische Recht, das König Eurich (466—484) als erster aufzeichnen ließ, zeigt schon starke Einflüsse des römischen Rechts. Auch die westgotischen Ortsnamen spiegeln die Romanisierung wieder: die älteren, reiner gotischer Formen legen sich in weitem Umkreis um die Stadt Toulouse und stoßen von hier aus weit nach Westen bis zum Bearn und nach Osten zur Narbonensis vor. Jüngere, schon halb romanisierte Formen treten dagegen im engeren Stadtgebiet von Toulouse auf, so die romanisierende Wirkung des städtischen Zentrums andeutend. Auch die Ortsnamen nördlich der Garonne, um Angoulème, gehören dem jüngeren Typus an; hier haben also wohl schon halbromanisierte Goten gesiedelt.

Im 6. Jahrhundert dürfte die Zahl der Westgoten etwa 200000 betragen haben; sie machten nur wenige Prozent der Bevölkerung ihres Herrschaftsgebietes aus (6). Zuzug hatten sie nur noch im Jahre 473 durch eine Schar Ostgoten unter Widimer erhalten. Der natürliche Bevölkerungsüberschuß wurde zum Teil in den fast unaufhörlichen Kämpfen mit anderen germanischen Stämmen und mit den Resten des römischen Reiches verbraucht, während der römische Teil

der Bevölkerung nicht wehrpflichtig war. Theoderich, der König der Ostgoten, ermahnte seinen Schwiegerson Alarich II. (485—507) einmal, Frieden zu halten, da er der Kraft seines Volkes nicht allzu viel Vertrauen schenken dürfe. In Gallien konnten sich die Westgoten auf die Dauer nicht gegen die Franken behaupten. Diese waren ihnen überlegen durch ihre größere Zahl, die größere Geschlossenheit ihrer Siedlung — ihr damaliger Anteil an der Bevölkerung Nordostfrankreichs wird auf 15—25 % geschätzt (6) — und dadurch, daß sie mit dem Übertritt zum Katholizismus die Kluft zum römischen Teil der Bevölkerung Galliens überbrückten und auch die römische Bevölkerung des tolosanischen Reiches zu ihren Parteigängern machten. 507 wurden die Westgoten in der Schlacht von Vouglé vernichtend von den Franken geschlagen. Der gallische Teil des tolosanischen Reiches wurde bis auf ein kleines Reststück aufgegeben. Ein Teil der Bevölkerung, wohl vor allem der bäuerliche, blieb jedoch im Lande und wurde, nunmehr seiner sozialen Vorzugsstellung beraubt, rasch ethnisch aufgesogen. Gotische Reliktworte im Französischen stammen vorwiegend aus der Sprache einer sozialen Unterschicht (3).

In Spanien hielt sich die westgotische Herrschaft bis zum Einfall der Araber 711, und die vorher nur ganz dünne militärische Oberschicht erhielt Zuzug von jenen gallischen Westgoten, die nicht unter fränkischer Herrschaft leben wollten. Der bäuerliche Teil der Bevölkerung siedelte vor allem in Alt- und Neukastilien, wiederum auf Grund der Bodenverteilung in Gemengelage mit den Romanen. Ein gotischer Mittelstand fehlte. Auch hier ging die Romanisierung insbesondere in der Oberschicht unaufhaltsam voran. Im Heer mußte nun auch die romanische Bevölkerung dienen, sie machte schließlich den Hauptteil des Heeres aus; nur die Kommandostellen und die Kavallerie blieben länger gotisch. König Leowigild (569—586), selbst mit einer Byzantinerin verheiratet, hob das Verbot der Eheschließung zwischen Goten und Romanen auf, das schon lange nicht mehr streng eingehalten worden war; König Rekared I. trat zum Katholizismus über (586), und der römische Kirchenadel begann den Hof zu beherrschen; König Rekeswind veröffentlichte ein für Goten und Romanen gleicherweise geltendes Gesetzbuch (654). Damit waren die letzten Schranken gefallen. Allerdings legten spanische Adelsgeschlechter weiterhin Wert auf eine gotische Genealogie; die gotische Sprache war 711 noch teilweise im Gebrauch, die gotische Schrift wurde erst 1096 abgeschafft. In Nordwestiberien, fern dem maurischen Zentrum, erhielt sich der Gotenname in einer Reihe von Siedlungen, die im 8. Jahrhundert von gotischen Flüchtlingen angelegt worden sein dürften; gotische Rechtsgrundsätze sind auch noch in den spanischen Rechtsbüchern des 13. Jarhunderts erkennbar. Aber der Einfall der Araber traf auf ein Volk, in dem ein we-

sentlicher Unterschied zwischen germanischer und romanischer Abstammung nicht mehr gemacht wurde. „Es war eine neue Volksgemeinschaft entstanden“ (6, S. 86).

Schrifttum

1. Dahn, F., Die Könige der Germanen. Bd. 5 und 6. Leipzig 1883/85. — 2. Helbok, A., Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 2 Bde. Berlin-Leipzig 1937 (Karten!). — 3. Gamillscheg, E., Romania Germanica. Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreiches. 3 Bde. Berlin-Leipzig 1934/36. — I, 297 ff. — 4. Lot, F., Les invasions germaniques. La pénétration mutuelle du monde barbare et du monde romain. 340 S. Paris 1935/45. — 5. Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Ostgermanen. 2. Aufl. 670 S. München 1941. — 6. v. Wartburg, W., Die Entstehung der romanischen Völker 180 S. Halle 1939. — 7. Zeiss, H., Die Grabfunde aus dem spanischen Westgotenreich. 207 S. Berlin-Leipzig 1934. — 8. Menéndez Pidal, R. (Ed.), Historia de España. III. España Visigoda (414—711 d. J. C.). 706 S. Madrid 1940.

11. Die Wandalen

Wandalen hieß ursprünglich ein in Upland (Schweden) ansässiger Germanenstamm, der um das Jahr 100 v. Chr. im Zuge größerer Germanen-Bewegungen seine Heimat verließ. Wachsender Bevölkerungsdruck durch Klimaverschlechterung und starkes natürliches Wachstum und motorische Unruhe mögen dabei als Ursachen zusammengewirkt haben. Die Wandalen setzten sich zunächst an der Danziger Bucht fest, von wo sie aber, von Rugiern, Burgundern und Goten bedrängt, bald landeinwärts zogen. Sie gliederten sich in mehrere Stämme, die in einer Kultgenossenschaft zusammengeschlossen waren. Die wichtigsten waren die Silingen, die fast 500 Jahre (100 v. Chr. bis 400 n. Chr.) in Schlesien saßen,und die Hasdingen weiter östlich, in Galizien, Slowakei und später in Ungarn. Bei diesen Wanderungen wandelte sich vielfach die Zusammensetzung des Volkskörpers: Stammverwandter Nachzug aus Norwegen und Jütland und Splitter anderer Germanenstämme gliederten sich an, Teile der Wandalen wurden in die Bewegungen anderer Völker hineingerissen, Mischungen mit germanischen, keltischen, illyrischen Vorbevölkerungen und Nachbarn fanden statt. Körperliche Überreste der schlesischen Wandalen zeigen neben der für Germanen in erster Linie kennzeichnenden nordischen Rasse auch osteuropide Bestandteile, die in oder auf dem Wege nach Schlesien von der Vorbevölkerung aufgenommen worden sein dürften (4).

Um 400 n. Chr. schlossen sich große Teile der Wandalen den von dem Druck der Hunnen ausgelösten germanischen Wanderzügen nach Westen an. Sowohl in Ungarn wie in Schlesien blieben jedoch ansehnliche Teile zurück. Für Schlesien ist dies dadurch bezeugt, daß germanische Ortsnamen in slawischer Form erhalten blieben,

für Ungarn durch eine Abmachung der Abwandernden mit den Zurückgebliebenen, daß ihre Besitz- und Heimatrechte gewahrt bleiben sollten. Diese zurückgebliebenen Bevölkerungsteile wurden später von den nachrückenden Völkern assimiliert, die schlesischen Silingen wurden slawisiert, die Hasdingen nach mancherlei Auseinandersetzungen mit Goten, Gepiden, Hunnen und Römern madjarisiert.

Auf dem Zuge nach Westen, über den Rhein, durch Gallien und schließlich über die Pyrenäen nach Spanien erfuhr der Volkskörper wieder mancherlei Veränderungen. Der Weg westwärts mußte oft gewaltsam und mit blutigen Verlusten umkämpft werden; andererseits dürfte die Zahl der Knechte aus der feindlichen Bevölkerung Galliens und Spaniens stark vermehrt worden sein; nichtwandalische Stämme und Stammessplitter schlossen sich wieder an, insbesondere schon bei Beginn der Wanderung die (nichtgermanischen) Alanen, die eine Zeitlang noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrten, später aber ganz mit den Wandalen verschmolzen. In Spanien wurden die Wandalen nach zwei Jahren Herumziehen vorübergehend angesiedelt, doch wurden sie bald von Goten und Sueben in verlustreichen Auseinandersetzungen in den Süden der Halbinsel gedrängt. Hier lernten sie die Seefahrt kennen, und hier tauchte der Plan auf, sich der nordafrikanischen Provinzen zu bemächtigen und dort ein Reich zu gründen.

Das Unternehmen wurde von König Geiserich, dem unehelichen Sohn König Godegisels mit einer ungermanischen Sklavin, vorbereitet und ausgeführt. Zur Feststellung des notwendigen Schiffsraums wurde das ganze Volk einschließlich der Knechte und Sklaven gezählt: es betrug 80000 Köpfe, von denen 50000 bis 60000 Wandalen und etwa 15000 wehrfähige Männer gewesen sein dürften. Alle wurden bei der Straße von Gibraltar übergesetzt und zogen die Küste entlang auf die wertvollste der afrikanischen Provinzen, die Proconsularis mit der Hauptstadt Karthago, zu (429), die sich aber im Gegensatz zu den meisten anderen befestigten Ortschaften zunächst noch hielt. Rom erkannte die Eindringlinge als Föderaten gegen Stellung von Waffenhilfe an, doch gelang es Geiserich in den nächsten Jahren, die afrikanischen Provinzen als souveränen Besitz an sich zu bringen und auch Karthago zu besetzen.

Die römischen Großgrundbesitzer der Proconsularprovinz wurden nunmehr enteignet, und die Wandalen rückten in ihren Besitz, ihre Stellung und ihre Lebensweise als Oberschicht ein. Unangetastet blieb die Schicht der Kolonen, der an den Boden gebundenen Kleinpächter, denen die eigentliche Landarbeit zufiel, und auch die Sklaven, denen vorwiegend die häuslichen Dienste oblagen. Ihre Zahl wurde durch die Raub- und Plünderzüge, in denen die Wandalen in den nächsten Jahrzehnten die Küsten des Mittelmeers heimsuchten, immer wieder vermehrt. Der wandalische Großgrundbesitzer selbst

lebte ebenso wie vorher der römische überwiegend in der Stadt Karthago. Aus dem früheren Geburtsadel, wie er sich bei allen germanischen Stämmen fand, entwickelte sich mit wachsender Königsmacht ein Hof- und Dienstadel, der ebenso wie die höheren Priester der arianischen Kirche gleichfalls an die Hauptstadt gebunden war. Karthago war eine „Stadt der Vergnügungen“ (1), und König Geiserich sah wohl die Gefahren, die hier seinen Wandalen drohten. Durch eine Reihe von „Sittengesetzen“ versuchte er ihnen zu begegnen: Ehebruch wurde bestraft, Päderasten wurden verbannt, Prostituierte gezwungen, sich zu verheiraten, unzüchtige Schaustellungen in den Theatern verboten, ja ein ganzes Vergnügungsviertel wurde abgerissen. „Aber gegen Ende der Wandalenherrschaft, unter Gelimer, beschreibt uns der Augenzeuge Prokop ein Karthago, das in alle seine Sünden zurückgefallen ist. Täglich besuchten die Wandalen die öffentlichen Bäder, die sich im Altertum eines üblen Rufes erfreuten; sie gingen ins Theater, in den Zirkus; sie gaben sich mit Leidenschaft einem liederlichen und lustigen Leben hin ... Bis zur Regierung Hunerichs trugen die Wandalen ihre Nationaltracht, lange Haare, Kittel und lange Hose: das war die Hoftracht; zu Gelimers Zeit sieht das Bild, das Prokop uns malt, ganz anders aus. Da lebten die Wandalen in üppigen Villen, sie trugen seidene Gewänder, die nichts Germanisches mehr hatten, und waren mit Schmuck beladen. Die lateinische Kultur hatte ihr Werk getan“ (1).

Zahlenmäßig waren die Wandalen von vornherein in der Minderheit. Die 80000 Köpfe, mit denen sie den Zug nach Afrika unternommen hatten, wurden nicht mehr durch Zuzug vermehrt; die Eroberung, insbesondere die von Karthago und Hippo regius, hatte viele Gefallene gekostet, und im Jahre 442 begegnete Geiserich einer Verschwörung gegen seinen wachsenden Despotismus mit einem gewaltigen Blutbad, bei dem nach Prosper so viele Wandalen hingerichtet wurden, als in einem unglücklichen Kriege gefallen wären. „Die hingerichteten Wandalen waren bestimmt hervorragende Köpfe, jene unbezähmbaren, murrenden Aufbegehrer, die in Friedenszeiten stets unverträglich und am Tage der Schlacht unschätzbar sind“ (1). Über die natürliche Bevölkerungsvermehrung ist nichts bekannt, aber „das üppige Leben, das die Wandalen späterhin führten, mußte notwendigerweise eine ungünstige Wirkung auf die Kindererzeugung ausüben“ (3). Gegen Ende ihres afrikanischen Reiches dürfte die Gesamtzahl der Wandalen nicht höher, eher etwas niedriger gewesen sein als sie bei der Einwanderung gewesen war (3).

Ihnen standen Millionen lateinisch sprechender und als Katholiken auch glaubensfremder Untertanen gegenüber. Um ihr Reich regieren zu können, mußten die Wandalen zweisprachig werden. Lateinisch war und blieb die Sprache der Verwaltung, der Gesetzgebung, des diplomatischen Verkehrs und der Bildung. Das Wan-

dalische blieb zwar im Verkehr der Wandalen untereinander in Gebrauch, aber es war keine Schriftsprache, sondern hatte den Charakter einer Mundart, an der sich Eingeweihte erkannten. Insbesondere der Hof wurde fast völlig latinisiert. In der späteren Zeit gingen auch zahlreiche wichtige Posten wieder in die Hände von Römern über, und Freigelassene konnten am Hof zu den höchsten Ämtern aufsteigen. Mischehen sind aus der königlichen Familie überliefert: Hunerich, der Sohn Geiserichs, war in zweiter Ehe mit der römischen Kaisertochter Eudokia verheiratet. Ob auch in den anderen Schichten Mischehen vorkamen, ist nicht bekannt.

Neben Wandalen und Römern umfaßte das afrikanische Reich in den Grenzgebieten eine zahlreiche maurische Bevölkerung. Sie wurde für den Kriegsdienst herangezogen und bei auswärtigen Unternehmungen an der Beute beteiligt. War es Geiserich gelungen, sie im Zaum zu halten und die Anerkennung seiner Oberhoheit zu erreichen, so hatten seine Nachfolger viel mit aufsässigen Stämmen zu kämpfen, die „mit wachsendem Erfolge ihre Herrschaft immer weiter ausdehnten, so daß sich schließlich der größte Teil des Landes in ihrer Gewalt befand“ (3).

Nach mehreren vergeblichen Versuchen römischer Kaiser, Afrika wieder in die Hand zu bekommen, rüstete Justinian 533 Heer und Flotte unter Führung von Belisar gegen die Wandalen. Belisar verfügte über 15000 Mann, darunter 5000 Reiter. Die Zahl der waffenfähigen Wandalen dürfte damals 12000 bis 15000 Mann betragen haben, ihre Kavallerie, die Hauptangriffswaffe, war aber stärker und konnte durch maurische Hilfstruppen vermehrt werden. Aber trotz Belisars Unkenntnis des Geländes und der Unzuverlässigkeit mehrerer Truppenteile wurden die wandalischen Streitkräfte rasch zerschlagen. Bei dem ersten größeren Treffen bei Decimum hatten die Wandalen hohe blutige Verluste, ebenso bei Tricamarum, wo sie sich den Byzantinern erneut stellten. Der Rest wurde in die Flucht geschlagen, die Flüchtigen die ganze Nacht verfolgt und dabei die Männer sämtlich niedergehauen, die Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht und als Beute unter die siegreichen Truppen verteilt. König Gelimer ließ sein Heer im Stich und brachte sich bei befreundeten Mauren in Sicherheit. „Das Heer des Belisar war nicht groß“, klagte er, „aber die Wandalen haben keinen Mut mehr, sie sind feige.“

Tausende der überlebenden Wandalen, von denen sich viele in die Kirchen geflüchtet hatten, nahm Belisar als Gefangene nach Byzanz mit. Ein Teil wurde in seine Garde gesteckt, aus den übrigen etwa 2000 Mann bildete Kaiser Justinian fünf Reiterregimenter und schickte sie nach dem Orient. Einem der Regimenter gelang die Flucht zurück nach Afrika. Zusammen mit den dortigen Wandalenresten und unterstützt von Teilen der römischen Bevölkerung begannen sie einen Aufstand gegen die byzantinische Besatzung, der aber rasch niedergeschlagen wurde, wobei die Wandalen selbst be-

sonders hohe Verluste hatten. Was sich von den Übriggebliebenen aufgreifen ließ, wurde außer Landes geschickt, darunter auch viele Frauen. Kleinere Reste mögen sich in entfernte und unzugängliche Landesteile gerettet haben, wo sie aber, ebenso wie die wandalischen Frauen römischer Soldaten und ihre Kinder, rasch in der lateinischen oder maurischen Bevölkerung aufgingen.

Schrifttum

1. Gautier, E. F., Geiserich, König der Wandalen. 365 S. Frankfurt a. M. 1934 (Übersetzung aus dem Französischen). — 2. Petersen, E., Fragen der germanischen Besiedlung im Raume zwischen Oder und Weichsel in der Völkerwanderungszeit. Mannus **28**, 19—65, 1936. — 3. Schmidt, L., Geschichte der Wandalen. 2. Aufl. 203 S. München 1942. — 4. Schwidetzky, I., Körperliche Überreste schlesischer Wandalen. Altschlesien VII, 243—254, 1938. — 5. Dies., Rassische Spuren der Wandalen im Silinggebiet? Altschles. Blätter S. 154—160 1941.

12. Die Tasmanier

Die Tasmanier lebten vor der Entdeckung Australiens durch die Europäer als primitive Jäger und Sammler friedlich auf ihrer Insel. Ihre Kopfzahl wird für die damalige Zeit auf einige tausend geschätzt. Sie gliederten sich in mehrere Stämme mit dialektischen Verschiedenheiten, von denen jeder einige hundert Köpfe umfaßte, und diese wieder in kleine Familienhorden von ein bis zwei Dutzend Individuen, die auf gemeinsame Nahrungssuche gingen. Wie bei anderen Naturvölkern der gleichen Wirtschafts- und Kulturstufe war ihre Bevölkerungszahl mehr oder minder stationär. Die Kinderzahl war nicht allzu groß (3), wobei als mögliche Ursache ihrer Beschränkung jedoch nur lange Stillzeiten bekannt sind. Es mag sein, daß wie bei anderen Wildbeutern eine geringe pysiologische Fruchtbarkeit oder das Kleinhalten der Familien durch Abtreibungen oder Kindestötungen hinzukam.

Im Jahre 1803 wurde Tasmanien von den Engländern in Besitz genommen. Schon die Offiziere des ersten Schiffes, das landete, schossen mit Kartätschen unter die Eingeborenen, als diese sich neugierig näherten. Auch späterhin wurden sie „wie wilde Tiere" behandelt und abgeschossen, wobei sie von einer Verbrecherkolonie in Harbarttown besonders schlimme Schandtaten erfuhren. Die Frauen wurden dagegen gern lebend gefangen, da unter den Kolonisten ein hoher Männerüberschuß bestand.

Die englischen Siedlungen breiteten sich rasch an den Küsten aus. Die Tasmanier wurden in das rauhe, gebirgige und unfruchtbare Innere abgedrängt, wurden nun aber aufsässig und gefährlich. Weder der Versuch des englischen Gouverneurs, sie anzusiedeln (1829), noch der, durch eine regelrechte Treibjagd ihrer habhaft zu werden (1830), war erfolgreich. Schließlich gelang es dem Baumeister

Georg August Robinson aus Harbarttown, der die restlichen Gruppen allein und unbewaffnet aufsuchte, sie zur Umsiedlung zu bewegen. Ein Stamm wurde zunächst nach der Schwaneninsel, drei andere nach der Insel Gun-carriage gebracht, dann (1843) alle zusammen nach Flinders Island, nachdem ihnen auch die Frauen, mit denen englische Soldaten lebten, zurückgegeben worden waren. Ihre Gesamtzahl betrug zu dieser Zeit noch 240 (nach anderen Angaben 210 bzw. 1835: 111). Auf Flinders Island ging es den Tasmaniern äußerlich gut, sie wurden freundlich behandelt und hatten weder zu hungern noch zu frieren. „Aber infolge der ganz veränderten Lebensweise und ferner eines tiefen Heimwehs starben sie rasch dahin" (7). 1847 lebten noch 45 Individuen, die man nach Tasmanien selbst umsiedelte, 1861 war ihre Zahl auf 14, 5 Männer und 9 Frauen, zusammengeschmolzen. 1876 starb Trucanini, „die letzte Tasmanierin".

Auf den zwischen Tasmanien und Australien gelegenen Inseln der Bass-Straße lebt noch eine kleine Bevölkerung von Mischlingen, die von entsprungenen Strafgefangenen aus Neusüdwales mit tasmanischen und australischen Eingeborenenfrauen seit 1797 gezeugt wurden (4). Es ist nichts darüber bekannt, ob etwa auch noch mit dem einen oder anderen britisch-tasmanischen Mischling aus der Zeit, als die ersten englischen Kolonisten sich tasmanische Frauen holten, ein Rest des biologischen Bestandes dieses Naturvolkes erhalten blieb, was 1870 noch der Fall war (1).

Schrifttum

1. Bonwick, J., The last of the Tasmanians. 400 S. London 1870. — 2. Fenton, J., A History of Tasmania. 462 S. London 1884. — 3. Krzywicki, L., Primitive Society and its Vital Statistics. 589 S. London 1934. — 4. Malcolm, L. W. G., Short Notes on the Inhabitants of Cape Barren Island, Bass Strait, Tasmania. Man XX (145—149) 1920. — 5. Roth, H. L., The Aborigines of Tasmania. 228 S. Halifax 1899. — 6. Stephens, E., The Tasmanian Half-Castes of the Fourneaux-Islands. J. Manchester Geogr. Soc. XIV, 355—360, 1898. 7. Waitz, Th., Anthropologie der Naturvölker. VI. Leipzig 1872. S. 817 ff.

III. Mechanismen des Völkerzerfalls

Aus der vielfach verflochtenen Geschichte sozialanthropologischer Theorien (vgl. S. 5 ff.) lassen sich die folgenden bevölkerungsbiologischen Mechanismen unterscheiden, die als entscheidend für Schicksal und historische Leistung eines Volkes angesehen wurden. 1. Die Veränderung der Bevölkerungszahl, wobei Bevölkerungsschrumpfung und Völkerabstieg als gleichbedeutend angesehen wurden. 2. Die gewollte Geburtenbeschränkung, die meist als die Hauptursache eines verhängnisvollen Bevölkerungsrückganges gilt. 3. Das Aussterben von Eliten, die uns auch als Stadtbevölkerungen entgegentreten können. 4. Rassenmischung; hier sind zwei Gruppen von Theorien zu unterscheiden; nach der einen ist Rassenmischung am Niedergang von Kulturvölkern schuld, nach der anderen ist sie die Voraussetzung kulturellen Aufstiegs.

Aber so ganz kommt man heute mit diesen sozialdarwinistischen und malthusianischen bzw. antimalthusianischen Kategorien in der Völkerbiologie und damit auch in einer biologischen Völkergeschichte nicht mehr aus. Weitgehend außerhalb des Blickkreises der älteren Theorien lag ein Vorgang, dessen ganze Tragweite auch für die Bevölkerungssubstanz eines Volkes eigentlich erst in jüngster Zeit erkannt wurde: der Volkstumswechsel, vom gewinnenden Volk aus gesehen auch ethnische Assimilation genannt; vom verlierenden Volkstum aus könnte man von ethnischer Dissimilation sprechen. Dieser Vorgang ist so spät in das Blickfeld der Bevölkerungsbiologie getreten, daß er das Stadium verallgemeinernder sozialanthropologischer Theorien gar nicht mitgemacht hat, sondern gleich in die Phase fachwissenschaftlicher Untersuchungen eingetreten ist. Als globalen und universalhistorischen Vorgang hat ihn W. E. Mühlmann entdeckt, nachdem er in der speziellen deutschen und amerikanischen Volksforschung schon eine Rolle gespielt hatte[1]). Volkstumswechsel ist zwar seiner eigentlichen Natur nach ein komplexer psychologischer Vorgang, der ganz von der geistigen Seite des Volkstums her gesteuert wird. Aber wenn er vorzugsweise in einer bestimmten Richtung abläuft, sich also in einem Volk Zugang und Abgang durch Umvolkung nicht aufheben, kann sich die Bevöl-

---

[1]) Mühlmann, W. E., Assimilation, Umvolkung, Volkwerdung. Ein globaler Überblick und ein Programm. 116 S. Stuttgart- Prag 1944. — 2. Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. — S. 100 ff. (Literatur).

kerungsstruktur, sowohl quantitativ wie qualitativ, ganz erheblich verändern.

Verhältnismäßig wenig beachtet wurden bisher auch Vorgänge wie die Zerstreuung, die gerade in Verbindung mit Volkstumswechsel ihre Bedeutung erhält, die Wanderungssiebung oder die Veränderung der Sterblichkeit im Laufe der Menschheitsgeschichte. Das bevölkerungshistorische Material ist auch nicht für alle völkerbiologischen Fragestellungen gleich ergiebig, und so richtete sich die folgende Unterscheidung von „Verfallsmechanismen" auch danach, was aus dem historischen Stoff herauszuholen ist. Natürlich handelt es sich dabei um eine systematische Einteilung, die etwas Künstliches hat. In der historischen Wirklichkeit laufen meist mehrere Vorgänge nebeneinander und ineinander, und nur die Methode wissenschaftlicher Untersuchung zwingt, sie alle säuberlich zu trennen. Aber auch insofern sollen sich die beiden Teile ergänzen, als im ersten völkerbiographischen Abschnitt stärker die komplexen Veränderungen in einem bestimmten Volkskörper hervortreten konnten, während der zweite vergleichende Teil die einzelnen Abläufe schärfer unter die Lupe nehmen und gerade auch aus dem Vergleich mancherlei Gesichtspunkte für die Interpretation gewinnen kann[2]).

1. Bevölkerungszahl und Bevölkerungsrückgang

Völkeruntergang bedeutet immer Bevölkerungsrückgang, d. h. Rückgang der Zahl der Träger des betreffenden Volkstums. Dieser Vorgang kann ein biologischer oder ein soziologischer Prozeß sein: Sterbeüberschuß oder Volkstumswechsel können ethnische Gruppen dezimieren und schließlich verlöschen lassen (1). Beide Vorgänge stehen aber häufig in Zusammenhang miteinander. Kleine ethnische Gruppen sind naturgemäß unter sonst gleichen Umständen leichter zu assimilieren als große; bieten sie doch geringere Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs und der ehelichen Partnerwahl, aber auch der Befriedigung aller Art von wirtschaftlichen und geistigen Bedürfnissen, die dann leicht bei dem größeren, reicher differenzierten Nachbarvolk gesucht werden. Mischehen, Sog des sozialen Aufstiegs und Angebot sonst unerreichbarer materieller und geistiger Güter wirken um so mehr als Schrittmacher eines Volkstumswechsels, je lockerer die ursprüngliche ethnische Bindung war (vgl. S. 134 ff.). Biologischer Bevölkerungsrückgang begünstigt also die ethnische Einschmelzung der betreffenden Gruppe, er ist eine mögliche, wenn auch nicht notwendige Voraussetzung der Bevölkerungsabnahme durch ethnische Dissimilation.

---

[2]) Die Literaturhinweise im zweiten Teil beschränken sich vorwiegend auf allgemeine Arbeiten und solche über nicht in den Völkerbiographien beschriebene Völker. Für die letzteren sei auf die dort angefügten Schrifttumsnachweise verwiesen.

Aber nicht nur der Völkeruntergang, sondern auch der Kulturniedergang hat seine Beziehungen zur Bevölkerungszahl. Je primitiver und extensiver die Wirtschaftsweise, desto geringer die Kopfzahl, die auf einem bestimmten Raum ernährt werden kann, desto geringer aber auch die Individuenzahl ethnischer Verbände (2). Wildbeuter brauchen erheblich mehr als einen Quadratkilometer pro Kopf zur Ernährung; bei den Tasmaniern waren es vor der europäischen Besitznahme der Insel etwa 10 qkm, die auf jedes Individuum entfielen, bei abgedrängten Wildbeutern in Armuts- und Rückzugsgebieten, wie den Buschmännern und heutigen Australiern, sind es noch mehr. Bei einer so dünnen Bevölkerungsverteilung kann auch der ethnische Zusammenhang nur eine kleine Individuenzahl umfassen, zumal viele technische Mittel der Kommunikation, über die höher zivilisierte Gruppen verfügen, fehlen. So liegt denn die Kopfzahl von Wildbeuterstämmen in der Größenordnung von nur einigen Hundert. Höhere Jäger und Hackbauer erreichen schon höhere Bevölkerungsdichten — bei verschiedenen nordamerikanischen Indianerstämmen lag sie bei 1—14 pro qkm — und eine entsprechend höhere Kopfzahl der ethnischen Lebensgemeinschaften; sie liegt in der Größenordnung von einigen tausend Köpfen, die aber auch bei höheren Naturvölkern kaum überschritten wird. Zehntausende oder Hunderttausende pflegen erst dann zu einem ethnischen Gruppenbewußtsein zusammengeschlossen werden zu können, wenn der Pflugbau höhere Bevölkerungsdichten erlaubt oder kultische und politische gemeinschaftsbildende Zentren sich bilden. Die meisten germanischen Stämme gehören hierher, wahrscheinlich auch die frühgeschichtlichen Stämme von Hellas und Italien, Erobervölker wie die Perser und Hethiter, politisch expansive Großviehzüchter wie die frühen Araber und Mongolen. Auch für die eigentlich schöpferische Frühzeit mancher Hochkulturvölker sind Bevölkerungszahlen in dieser Größenordnung anzunehmen, so für das frühe Sumer und die Frühzeit des „Alten Reiches“ der Maya, die mit für unsere Begriffe erstaunlich wenigen Menschen geschaffen und getragen wurde. Die voll entwickelten antiken Hochkulturen in der Zeit ihrer größten Ausbreitung wie die ägyptische, die babylonische, die hellenische, aber auch die Mittelamerikas, werden dagegen bereits von Millionenvölkern oder mindestens Millionenbevölkerungen getragen, und auch zum modernen Hochkulturvolk gehören viele, gehören jeweils Millionen von Menschen (3).

So gibt es also einen Zusammenhang zwischen der Bevölkerungszahl einer ethnischen Gruppe und ihrer Kulturhöhe, für die die Wirtschaftsform nur den einen Aspekt mit der unmittelbarsten Beziehung zur Kopfzahl darstellt. Rüstow spricht von einem Gesetz der Kulturpyramide, das ähnlich schon Coste und Comte formulierten: die Grundflächenbreite, dargestellt durch die tragende Volkszahl, steht in einem Verhältnis zur Spitzenhöhe der Pyramide,

die der Kulturhöhe entspricht (4). Denn Hochkulturen sind an spezialisierte Arbeitsteilung gebunden, die nur möglich ist bei einer genügend großen Bevölkerung, in der zugleich ein Teil von der Last des unmittelbaren Nahrungserwerbs entbunden ist. Kulturaufstieg hätte danach eine Verbreiterung der „Grundfläche" zur Voraussetzung, und ein wesentlicher Eingriff in die Bevölkerungszahl würde nach dem „Gesetz der Kulturpyramide" die Spitzenhöhe kultureller Leistungen senken.

So ist denn die Bevölkerungszahl und ihre Entwicklung auch dann von großem völkerhistorischem Interesse, wenn die einzelnen demographischen Faktoren, deren Endergebnis sie ist, sich nicht analysieren lassen. Leider gehören aber auch einfache Bevölkerungszählungen in der Völkergeschichte zu den größten Seltenheiten. Es ist geradezu ein glücklicher Zufall, wenn uns etwa die Kopfzahl der nach Afrika übersetzenden Wandalen überliefert ist, weil König Geiserich seine Leute zählen ließ, um zu wissen, wieviel Schiffe für die Überfahrt zu beschaffen waren. In den meisten Fällen muß der Bevölkerungshistoriker sich mit Schätzungen begnügen. Seine Lage ist noch immer günstig, wenn irgendwelche Teilzählungen vorliegen, etwa die Zahl der Wehrfähigen oder der Vollbürger bekannt ist und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung einigermaßen übersehen werden kann. Auch der Bedarf, der Import und Export von Getreide können als Anhaltspunkte dienen (Beloch, Schedel). So wurde die Kopfzahl germanischer Stämme errechnet, indem man ihre Heereszahlen mit fünf multiplizierte, da die Zahl der erwachsenen wehrfähigen Männer etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachen kann (5). Die Einwohnerzahl antiker Städte wie Athens wurde aus der Zahl der Vollbürger unter Schätzung der Familiengröße und des Anteils der politisch nicht vollberechtigten Bevölkerungsteile geschätzt (6); und für die Maya-Stadt Mayapan diente die überlieferte Zahl der Feuerstellen, die der Zahl der selbständig wirtschaftenden Familien gleichgesetzt werden kann, als statistische Teilgröße, die freilich auch als solche in ihrer Glaubhaftigkeit bezweifelt wurde (7).

Gründliche Quellenkritik ist daher für solche Berechnungen Voraussetzung, da vor allem Heereszahlen von zeitgenössischen Beobachtern gern phantastisch übertrieben werden, sei es aus der Unfähigkeit, Menschenmengen zu schätzen, sei es, um die Gefährlichkeit des Feindes und damit den Glanz des eigenen Sieges zu erhöhen. So gibt etwa Herodot für das Heer, das Xerxes nach Griechenland führte, genau 4200000 Mann mit Troß an. Delbrück rechnete danach auf Grund moderner kriegswissenschaftlicher Erfahrungen aus, daß die ersten Kolonnen vor den Termopylen angekommen wären, wenn die letzten gerade aus Susa jenseits des Tigris hätten ausmarschieren können, womit die Zahlenangaben Herodots (wie

viele andere dieses sonst so ergiebigen Autors) als völlig unbrauchbar erwiesen sind (8).

Wo auch solche Teilzählungen nicht vorliegen, muß die Anthropogeographie helfend einspringen. Sie gibt Anhaltspunkte dafür, wieviel Menschen bei bestimmter Wirtschafts- und Wohnweise in einem bestimmten Raume leben können — und das Wohngebiet eines Volkes ist ja im allgemeinen gut bekannt. Auf diese Weise wurde die ungefähre Kopfzahl der alten Maya berechnet oder wurden die überlieferten phantastischen Einwohnerzahlen des punischen Karthago auf ein vernünftiges Maß reduziert (9). Auch bei der Berechnung der Bevölkerungszahlen antiker Staaten wurde diese Methode vielfach unterstützend herangezogen. Man kann auch von der heutigen Bevölkerungszahl ausgehen und die Veränderung des Siedlungsraumes durch Entwaldung oder Entsumpfung, die Veränderungen der Wirtschaftstechnik und der sozialen Gliederung in ihrer Wirkung abzuschätzen versuchen.

Mehr als die absolute Kopfzahl interessiert die Bevölkerungsbiologie aber die Dynamik der Bevölkerungsentwicklung. Sie läßt sich in der weitaus überwiegenden Zahl der historischen Fälle natürlich erst recht nicht mit statistischen Methoden erfassen. Es gibt aber bestimmte historische Indizien dafür, ob eine Bevölkerung wächst oder schrumpft, Indizien, die mit modernen bevölkerungsstatistischen Erfahrungen zu stützen sind. Landesausbau durch Neusiedlungen, Gründung und Wachstum von Städten und Überwiegen der Aus- über die Einwanderung sprechen für ein natürliches Bevölkerungswachstum; umgekehrt können der Verfall von Siedlungen und das Überwiegen der Ein- über die Auswanderung, insbesondere fremdethnische friedliche Unterwanderung auf einen Bevölkerungsrückgang hindeuten. Größte Vorsicht bei der Deutung isolierter Symptome ist natürlich unerläßlich. Immer wird man versuchen müssen, bevölkerungsbiologisch deutbare Einzeldaten vom Gesamtbild der betreffenden Volksgeschichte her zu sehen und nach Möglichkeit verschiedene Indizien sich gegenseitig ergänzen lassen; und immer wird man sich an der modernen Bevölkerungsstatistik über die Eindeutigkeit der betreffenden Symptome orientieren müssen.

Immerhin verdichten sich an einigen Stellen die Einzeldaten so sehr, daß man nicht zögert, auf eine bestimmte Richtung der Bevölkerungsentwicklung zu schließen. Hellas quillt im 7. und 6. Jahrhundert geradezu über von Menschen. Im Laufe weniger Generationen werden ungezählte Kolonien an der Schwarzmeerküste, auf Chalchidike, in Sizilien und Unteritalien gegründet. Als unter dem Druck der aufsteigenden Nachbarvölker die Siedlungstätigkeit erlahmt, nimmt die Auswanderung andere Formen an, treten Griechen in allen orientalischen Staaten als Söldner, zum Teil auch als Handwerker auf. Dabei nimmt die Bevölkerungszahl des Heimatlandes offenbar keineswegs ab, im Gegenteil: neue Wirtschaftsmethoden,

wie Außenhandel und Geldwirtschaft, erweitern den inneren Nahrungsraum, und fremdethnische Zuwanderung beschränkt sich auf kleinere Bevölkerungsgruppen vorwiegend bestimmter sozialer Prägung, insbesondere auf Kaufleute aus dem merkantil überlegenen Orient. Ähnlich zeugen von einem kräftigen Bevölkerungswachstum die in rascher Folge gegründeten latinischen Kolonien, die der kriegerischen Einigung Mittelitaliens von Rom aus auf dem Fuße folgen, oder die zahlreichen Stadtgründungen im Alten Reich der Maya, die teils als Bevölkerungsverdichtungen in schon besiedelten Räumen, teils als Zentren neu und friedlich gewonnener Gebiete entstehen. Auch von den Germanen haben wir aus der Zeit, in der sie sich anschicken, die Führung des Abendlandes aus den Händen der Römer zu übernehmen, keine Statistik der Bevölkerungsbewegung; trotzdem sind alle Historiker sich darin einig, daß ihr Kinderreichtum, die naive, „unverdorbene“ Form ihrer Bevölkerungsvermehrung in der Auseinandersetzung mit dem römischen Imperium einen entscheidenden Faktor darstellt. Es ist das Herausdrängen aus den bisherigen Lebensräumen, der Druck auf die Grenzen, das unaufhaltsame friedliche oder gewaltsame Einströmen als Siedler in die Provinzen und als Soldaten in das Heer, die den zwingenden Eindruck kräftigen Bevölkerungswachstums erwecken.

Fast noch vorsichtiger als bei der Beurteilung historischer Indizien für Bevölkerungswachstum muß man bei denen für Bevölkerungsrückgang sein. Insbesondere ist dafür fremdethnische Einwanderung noch kein eindeutiger Beleg. Ist es doch denkbar, daß die wirtschaftliche Intensivierung eines Landes einen solchen Aufschwung nimmt, daß das Bevölkerungswachstum damit nicht Schritt halten kann, was aber noch keineswegs Stagnation oder gar Rückgang bedeuten muß: Die polnische Einwanderung ins rheinisch-westfälische Industriegebiet fällt in eine Zeit raschen Bevölkerungswachstums, aber noch rascherer Industrialisierung Deutschlands. Zudem muß auch hier die gesamte Wanderungsbilanz, also das Verhältnis von Ein- zu Auswanderung ins Auge gefaßt werden. Überwanderung und Überschichtung durch ein fremdes Ethnos kann überhaupt nicht als Symptom des Bevölkerungsrückgangs gewertet werden. Dieser Vorgang ist mehr aus der Kultur- und Bevölkerungsdynamik der Einwanderer als aus der des Ziellandes zu verstehen; es ist der Druck expansiver, in der Organisation von Menschen überlegener Völker mehr als der Sog eines Bevölkerungsunterdrucks im Zielland, der solche Wanderungen in Bewegung setzt (vgl. S. 198). Aber auch bei anderen Formen der Zuwanderung wird man sich fragen müssen, wieweit sie wirklich Symptome für Änderungen der Bevölkerungsdynamik des Ziellandes sind.

Babylonien wurde auf friedliche Weise von den Aramäern erobert, bevor die Perser es kriegerisch unterwarfen. Zuerst wurde das flache Land mit jenen westhamitischen Einwanderern durchsetzt, die im-

mer wieder aus der arabisch-syrischen Wüste mit ihren engbegrenzten Lebensmöglichkeiten nachrückten. Dann dringt das Aramäertum auch in die Städte ein, teils wohl durch Zuwanderung, teils durch die Assimilationskraft seiner Sprache, die schon im assyrischen Reich Geschäftssprache geworden war. Wo immer ein Platz frei wurde, wo immer sich eine Chance des Nachrückens ergab, waren Aramäer zur Stelle: Als der Assyrerkönig Sanherib Babylon zerstört und seine Einwohner vertrieben hatte, nahmen Aramäer deren Ländereien in Besitz. Sanheribs Sohn Asarhaddon, babylonfreundlich gesinnt, mußte eine Expedition ausrüsten, um den zurückkehrenden Babyloniern wieder zu ihrem Besitz zu verhelfen (Moortgat S. 417, 418). Man muß annehmen, daß dieser starken Zuwanderung ein Rückgang der altbabylonischen Bevölkerung entspricht, ohne damit zunächst etwas über den Typus der Bevölkerungsdynamik aussagen zu können (vgl. S. 106 f.). In Ägypten nimmt die fremdethnische Einwanderung seit dem Ende des „Mittleren Reiches" zu. Das durch Entwässerung des Fayum neu gewonnene Land wird zum Teil von Volksfremden besiedelt, mit denen im Neuen Reich mehr und mehr auch das Heer aufgefüllt wurde. Aber hier sind die Indizien schon gar nicht mehr eindeutig. Es ist darauf hinzuweisen, daß die Bevölkerung Ägyptens offenbar schon seit recht früher Zeit keine stark wachsende Bevölkerung war, die aus drängendem Geburtenüberschuß über ihren bisherigen Siedlungsraum hinausquoll. Das gilt trotz festen und innigen Familienlebens und offenbar durchaus normaler physiologischer Fruchtbarkeit, also vielleicht infolge einer sehr hohen Kindersterblichkeit. Dazu kommt in Ägypten eine starke Bodengebundenheit der Bevölkerung. Nubien scheint nie wirklich kolonisiert, sondern nur durch Handelsfaktoreien und Garnisonen erschlossen worden zu sein, und die tiefe Abneigung der Ägypter gegen den Kriegsdienst insbesondere außerhalb des Landes tritt in einer satirisch-pazifistischen Literaturgattung im Neuen Reich sehr deutlich hervor. Im Lichte dieser Tatsachen darf die fremdethnische Einwanderung im Mittleren Reich kaum als Indiz für Bevölkerungsrückgang gewertet werden. Ägypten dehnt auch in dieser Zeit noch seinen Herrschaftsbereich in Nubien aus und treibt im Neuen Reich militärisch-imperialistische Politik, und zwar zunächst mit eigenen Kräften. Die Einwanderung in das Delta steht, ähnlich wie die in Babylonien, nicht so sehr unter dem Sog eines Bevölkerungsmangels, als unter dem Druck benachbarter expansiver Bevölkerungen, und für die Zuwanderung mag durch eine sich wandelnde Struktur der Bevölkerung, nämlich eine Zunahme der städtisch-gewerblichen Schichten mit ihren größeren Bevölkerungsverdichtungen Raum geschaffen worden sein. Für die spätägyptische Zeit, nämlich die zwischen dem Ende des Neuen Reiches und der römischen Besetzung, wurde allerdings noch ein anderes Indiz des Bevölkerungsrückganges genannt:

die Ausfuhr von Getreide in römischer Zeit, das vorher durchweg im Lande selbst gebraucht und verzehrt wurde (Schedel).

Auch Hellas hat im 4. Jahrhundert eine starke fremdethnische Einwanderung: Die Bevölkerung insbesondere Athens wächst in dieser Zeit fast nur durch Zunahme der Metöken und Sklaven. Aber gleichzeitig ergießt sich ein Strom griechischer Auswanderer in den zuerst durch die Perser, dann durch die Makedonen geöffneten Orient. Griechische Söldner und Offiziere, Handwerker und Ingenieure, Künstler und Wissenschaftler füllen die Städte Syriens, Ägyptens und Afrikas, und selbst bäuerliche griechische Siedlung dringt bis Baktrien vor. Die fremdethnische Zuwanderung geht hier also offenbar nicht mit einem Aufhören des Bevölkerungswachstums zusammen. Erst im zweiten Jahrhundert, nachdem Rom Hellas unterworfen hatte, ist ein allgemeiner Bevölkerungsrückgang anzunehmen. Aber nicht fremdethnische Zuwanderung zeigt ihn jetzt an, sondern Wüsteneien und verfallende Städte. In Griechenland kommen dann auch schon die direkten Nachrichten über den Geburtenrückgang hinzu, die tiefere Einblicke in die Ursachen des Bevölkerungsrückgangs gewähren (vgl. S. 100 ff.).

Ähnlich ist in Italien die erste große Welle fremdethnischer Zuwanderung, nämlich aus dem östlichen Mittelmeerraum als Sklaven und Kriegsgefangene, kein Indiz dafür, daß die natürliche Bevölkerungsbewegung auch in den breiteren Schichten schon rückläufig geworden ist. Denn gleichzeitig wandern Italiker in alle Provinzen des sich immer mehr ausdehnenden Imperiums und durchsetzen immerhin einige so dicht, daß diese sprachlich romanisiert werden. Es ist mehr ein Bevölkerungsaustausch als ein Bevölkerungsrückgang: Das im Imperium führende Italien schiebt die niederen Arbeiten auf die importierten Sklaven ab, und es übt mit dem Glanz und Reichtum seiner Städte eine starke Anziehungskraft auch auf andere Menschen aus den Provinzen aus. In diesen aber liegen die größeren wirtschaftlichen und machtpolitischen Chancen, und sie werden in erster Linie von den gebildeten, geschäftstüchtigen, politisch und militärisch gut organisierten Italikern genutzt. In der Kaiserzeit wird allerdings auch in Italien ein allgemeiner Bevölkerungsrückgang deutlich. Die Klagen über die wüst liegenden Äcker reißen nicht ab. Pertinax gestattet es 193, in ganz Italien und in den Provinzen unbebaute und verödete Äcker in Besitz zu nehmen, und nach den Markomannenkriegen ist Raum genug da, um die militärisch Besiegten in Oberitalien anzusetzen. Freilich gilt dieser Bevölkerungsrückgang zunächst nur für die ländliche Bevölkerung; es könnte sich also auch um eine soziologische Strukturverschiebung, nämlich Landflucht und Verstädterung der Bevölkerung handeln. Es wird jedoch für die späte Kaiserzeit auch für Rom ein Bevölkerungsrückgang angenommen, der mit der Verlagerung des politischen Schwergewichts nach dem Ostteil des Reiches zusammen-

hängen dürfte (v. Gerkan). Der zweiten großen Welle fremdethnischer Zuwanderung, der germanischen, läuft auch nicht mehr ein entsprechend starker Auswandererstrom entgegen. Was wir über Familienstruktur und Kinderzahlen wissen, ergänzt das Bild einer schrumpfenden Bevölkerung (vgl. Abschn. 4).

Es ist bemerkenswert, daß die überzeugendsten Beispiele für kräftiges natürliches Bevölkerungswachstum nach historischen Indizien durchweg aus der Frühzeit aufsteigender Völker, die besten Beispiele für Bevölkerungsrückgang aus Spätzeiten stammen. Der Höhepunkt kultureller Schöpferkraft gehört in Babylon bereits der Vergangenheit an, als die fremdethnische Einwanderung anschwillt; und der Verfall einst volkreicher blühender Siedlungen wird aus einem Hellas und einem Italien berichtet, das nach dem Empfinden vieler zeitgenössischer und fast aller späteren Beobachter nur noch ein Schatten seines einstigen Selbst ist. Es bedeutet aber keineswegs jeder Bevölkerungsrückgang unweigerlich einen Schritt zum Völkertode. Wir kennen aus der älteren und neueren Geschichte mancherlei Fälle vorübergehender Bevölkerungsschrumpfungen. Am besten ist die des späten Mittelalters in verschiedenen europäischen Ländern bekannt (10). Ägypten hat nach Ipuwer am Ende des Alten Reiches schwere Bevölkerungseinbußen erlitten, Italien nach Appian während der Bürgerkriege, aber in beiden Fällen war dies nicht der Anfang eines weiterhin unaufhörlich absteigenden Trends, wie wir aus späteren Nachrichten wissen. Die reine Bevölkerungszahl spielt gewiß für das Völkerschicksal eine Rolle, aber sie darf auch nicht überschätzt werden. Es kommt immer auf die Dauer der Wirkung bestimmter dynamischer Faktoren an, auf die soziologischen Ursachen, die hinter Veränderungen der Bevölkerungszahl stehen, und diese kann man aus rein quantitativen Vergleichen nicht erschließen.

Glücklicherweise kommen an verschiedenen Stellen zu den allgemeinen historischen Indizien für Bevölkerungsrückgang auch Einblicke in bestimmte demographische Faktoren hinzu. Die Frage, ob das Ende des natürlichen Wachstums bei Völkern ebenso das Ende der Jugend bedeutet, wie dies für Individuen gilt, sei deshalb für später zurückgestellt (vgl. S. 150).

Schrifttum

1. Mühlmann, W. E., Soziale Mechanismen der ethnischen Assimilation. Abh. 14. Internat. Soz. Kongr. II, 47 S. Rom 1951. S. 1. — 2. Krzwicki, L., Primitive Society and its Vital Statistics 598 S. London 1934. — Ratzel, F., Anthropogeographie. II. Die geographische Verbreitung des Menschen. 2. Aufl. 605 S. Stuttgart 1912. S. 146, 167 ff. — Schwidetzky, I., Bevölkerungsbiologie der frühgeschichtlichen Zeit. In Historia Mundi 1. Band. 217—222. München 1952. — Wagemann, E., Menschenzahl und Völkerschicksal. 499 S. Hamburg 1948. — 3. Mühlmann, W. E., Der heutige Bestand der Naturvölker. 22 S. Heidelberg-Berlin-Magdeburg 1943. — 4. Rüstow, A., Entstehungs- und Lebensbedingungen der Hochkulturen. Synopsis. Festgabe für Alfred Weber 399—433, 1948. — Ders., Ortsbestimmung der Gegenwart. I. Ursprung der Herrschaft.

360 S. Zürich 1950. S. 39 ff. — 5. Schmidt, L., Geschichte der Wandalen. 203 S. München 1942. S. 149. — Ders., Die Ostgermanen. 670 S. München 1941; u. a. S. 293, 403. Vgl. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. 520 S. Leipzig 1886. B. nimmt an, daß die erwachsenen Männer ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, bei einer bereits annähernd stationären Bevölkerung. Delbrück hält das mit Recht für zu hoch, nähert sich also Schmidt; vgl. Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Bd. II, S. 35. 2 Bde. Berlin 1900—1902. — 6. Beloch, J., zit. Anm. 5. — 7. Zur Glaubwürdigkeit der Grundzahl vgl. Termer, F., The Density of Population in the Southern and Northern Maya Empires as an Archeological and Geographical Problem. Proc. 29th Internat. Congress of Americanists Vol. I, 101—107. Chicago 1951. — 8. Delbrück, H., 1900—1902, zit. Anm. 5; I. S. 9 ff. — 9. Termer, F., 1951, zit. Anm. 7. — Kahrstedt, U., Geschichte der Karthager von 218—146. Berlin 1913. S. 23, 133 ff. — 10. Abel, W., Wachstumsschwankungen mitteleuropäischer Völker seit dem Mittelalter. Jb. Nationalök. und Statistik CXLII, 670 bis 692, 1935. — Russel, J. C., British Medieval Population. 389 S. Albuquerque 1948.

2. Die Rolle der Sterblichkeit und der gewaltsame Völkertod

Natürliches Bevölkerungswachstum und natürlicher Bevölkerungsrückgang sind bereits komplexe Erscheinungen, in die mehrere variable demographische Faktoren eingehen. Verändern können sich die Geburtenzahlen, sei es, daß die physiologische Fruchtbarkeit, sei es, daß sich nur die tatsächlichen Geburtenraten wandeln, wobei letztere wiederum mit Heiratshäufigkeit und Heiratsalter korreliert sind. Variabel sind ferner die Sterberaten, in denen die Säuglings- und Kindersterblichkeit eine besondere Rolle spielen. Die moderne Bevölkerungsstatistik läßt uns das Zusammenspiel dieser Variablen in der natürlichen Bevölkerungsbewegung der zivilisierten Völker bis in Einzelheiten hinein erkennen (1). Für die geschichtliche Vergangenheit aber kann man wieder nur versuchen, lückenhafte, oft indirekte Nachrichten und seltene statistische Teilangaben zu einem groblinigen Bild zusammenzufügen.

Dabei sind wir über die Sterblichkeit beinahe besser unterrichtet als über die Geburtenbewegung. Jene unterliegt einmal stärkeren Schwankungen zeitlich begrenzter Art, plötzlichen starken Anstiegen durch Kriege oder Seuchen. Als auffällige Ereignisse werden sie damit von der geschichtlichen Überlieferung eher festgehalten als Änderungen der Geburtenraten mit ihren meist geringeren und über größere Zeiträume sich erstreckenden Ausschlägen, die sich aus zahlreichen, in der Intimität der Familie abspielenden Einzelereignissen zusammensetzen. Zudem stehen uns gelegentlich direkte Quellen über das Sterbealter einer historischen Population zur Verfügung, nämlich Grabinschriften oder Skelettüberreste, nach denen das Sterbealter bestimmt werden kann.

Wir wissen, daß das ungewöhnliche Bevölkerungswachstum Europas im 19. Jahrhundert in erster Linie auf dem Rückgang der Sterblichkeit beruhte (2). Kann bei den großen, historischen Bevöl-

kerungsexpansionen, die wir kennen, die gleiche Ursache zugrunde liegen oder mindestens mitbeteiligt sein? Das ist zwar im Einzelnen nicht direkt nachweisbar, im ganzen aber sehr wahrscheinlich zu machen. Es gibt ebenso eine Abhängigkeit der Sterblichkeit von der Zivilisationshöhe, wie dies für die Bevölkerungsdichte und die Kopfzahl ethnischer Verbände gilt. Die geringere Lebensgefährdung zivilisierter Völker kann sich dabei in der Senkung der Säuglings- und Kindersterblichkeit wie in einer Verlängerung der Lebensdauer, also der Zunahme der höheren Altersklassen, auswirken. Insbesondere für die letztere haben wir aus frühgeschichtlicher Zeit zwar nicht statistisch umfangreiche, aber eindeutige Belege.

An Schädeln läßt sich nämlich das Sterbealter annähernd auf Grund der Zähne und des Zustandes der Schädelnähte bestimmen. Man kennt die durchschnittlichen Durchbruchszeiten der einzelnen Zähne, und in späterem Alter gibt ihr Abnutzungsgrad gewisse Anhaltspunkte für die Altersbestimmung. Dazu kommt die fortschreitende Schließung der Schädelnähte mit fortschreitendem Alter, für deren Etappen sich gleichfalls Durchschnittswerte bestimmen lassen. Gelegentlich geben auch weitere Skelettreste Aufschlüsse, insbesondere darüber, ob es sich bei den Gestorbenen um jugendliche oder erwachsene Individuen handelt. Verwachsen doch die Gelenkenden der Längsknochen (Epiphysen) erst während der Reifezeit völlig mit den Diaphysen, so daß offene oder jedenfalls noch sichtbare Epiphysenfugen anzeigen, daß das Wachstum noch nicht abgeschlossen war. Für die kindlichen Jahrgänge kommen noch die Größe der Einzelknochen, das Entwicklungsstadium von Schulterblatt und Becken, die Form des Unterkiefers und andere Bestimmungsmerkmale hinzu. Der Anthropologe gliedert sein Material im allgemeinen in sechs Altersstufen: Infans I (etwa bis zum 7. Lebensjahr), Infans II (etwa vom 7.—14. Jahr), Iuvenis (etwa vom 14.—20. Jahr), Adult (20—40), Matur (40—60), und Senil (über 60) (3).

Die Durchmusterung prähistorischer Skelettreste ergab nun eine recht eindeutige Entwicklung des Sterbealters. Unter 20 bekannten Altpaläolithikern (Neandertalern) und ebenso unter 102 Jungpaläolithikern ist keiner über 60 Jahre alt geworden, unter 65 Mesolithikern nur einer. Im schlesischen Neolithikum, in der niederösterreichischen Bronzezeit und der schwedischen jüngeren Eisenzeit machen die Alten unter den Gestorbenen dagegen schon rund 10 % aus. In der Nachvölkerwanderungszeit liegt ihr Anteil nach fränkischen Reihengräbern noch höher, im heutigen Europa beträgt er über 50 % (4). Wenigstens für eines der großen Kulturvölker der Vergangenheit liegen bisher ähnliche Untersuchungen vor: Für Altgriechenland berechnete Angel auf Grund von Schädeln das Durchschnittssterbealter in neolitisch-frühbronzezeitlicher Zeit auf

31,8, für römische Zeit dagegen auf 38,5 Jahre (5). Es wurde also ein Ansteigen der Lebensdauer durch Sinken der Sterblichkeit festgestellt.

Inschriften sind eine zweite Quelle für die Feststellung von Sterbealter und Lebenserwartung. Für das hellenistische Ägypten war das Sterbealter aus einer Reihe von Mumienetiketten zu entnehmen, für das kaiserliche Rom aus Grabinschriften. Der Anteil der Alten unter den Gestorbenen liegt — jedenfalls bei den Männern — auch hier unter dem moderner westeuropäischer Bevölkerungen, aber über dem prähistorischer Skelettserien (6). Solon soll auf einen Vers des Mimnermes, nach dem jeden Menschen sechzigjährig der Tod ereile, entgegnet haben: Dichte ihn um, den Vers, o Meister, und künde ihn also: Achtzigjährig erreicht jeden die Neige des Todes (7). Das spricht dafür, daß ein hohes Lebensalter dem Griechen schon der klassischen Zeit keineswegs als etwas Ungewöhnliches erschien. Phlegon, ein griechischer Schriftsteller aus Tralles, Freigelassener Hadrians, konnte sogar eine Schrift über Hundertjährige verfassen.

Weniger eindeutig sind die Aussagen von Inschriften und Skelettmaterial über die Entwicklung der Kindersterblichkeit, die einen entscheidenden Anteil an der Gesamtsterblichkeit hat. Kinderskelette haben wegen der Kleinheit und Zartheit ihrer Knochen eine geringere Erhaltungswahrscheinlichkeit, sie wurden wohl auch nicht immer mit dem gleichen Aufwand und mit jenen Beigaben bestattet, die eine Datierung überhaupt erst ermöglichen. Ebenso dürften sie seltener Grabsteine mit überlieferten Inschriften erhalten haben, als Erwachsene, die es bis zu ihrem Tode zu etwas gebracht hatten. So wird die Kindersterblickeit von den anthropologischen und epigraphischen Funden offenbar nicht immer getreu wiedergegeben. Bei dem eisenzeitlichen Friedhof von Horn (Schweden), bei dem die Wahrscheinlichkeit, daß alle Gestorbenen erfaßt wurden, bisher am größten ist, entspricht der Anteil der Kinder unter den Gestorbenen etwa dem europäischer Länder zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also vor dem großen Absinken der Sterberaten, nämlich 26 %. Es handelte sich dort schon um eine seßhafte bäuerliche Bevölkerung. Bemerkenswerterweise fand sich in Uaxactun im „Alten Reiche" der Maya unter 110 Bestatteten ein höherer Anteil von Kindern und Jugendlichen, nämlich 35 %; in Rom lag der Anteil der jugendlichen Altersklassen unter den durch Inschriften erfaßten Gestorbenen erheblich über dem der Neuzeit, obwohl er eher zu niedrig überliefert sein dürfte, weniger dagegen in den Provinzen. Das weist auf Stadt-Land-Unterschiede der Sterblichkeit hin (vgl. S. 114). Dagegen liegen leider keine ausreichenden Beobachtungen über zeitliche Veränderungen der Kindersterblichkeit in prähistorischer Zeit und bei den historischen Kulturvölkern vor, wie wir sie für die Anteile der Alten unter den Gestorbenen besitzen. Völkerkundliche Beobachtun-

gen zeigen aber ergänzend, daß mit dem Übergang zu einer höheren Wirtschaftsstufe und insbesondere dem Übergang zur Seßhaftigkeit die Sterblichkeit sinkt und damit der Geburtenüberschuß steigt. Die höchsten Raten der Kindersterblichkeit, nämlich bis zu 80 % der Geborenen, werden von umherziehenden Wildbeutern berichtet. Bei westsibirischen Wogulen blieb, soweit sie Jäger waren, in einem Beobachtungszeitraum von 50 Jahren die Bevölkerung stationär oder nahm ab, während die seßhaft gewordenen Teilgruppen kräftig wuchsen. Insgesamt nahmen unter sibirischen Stämmen Jäger, Fischer und Rentiernomaden an Kopfzahl ab, Viehzüchter dagegen etwas, Gruppen mit Viehzucht und Ackerbau bedeutend zu (8).

Nimmt man alle diese Beobachtungen zusammen, so wird es in der Tat in hohem Grade wahrscheinlich, daß an jenem kräftigen Bevölkerungswachstum, das wir öfter bei aufsteigenden Kulturvölkern am Anfang ihrer Geschichte beobachten, ein Sinken der Sterblichkeit in nicht geringem Maße beteiligt ist. Diese Expansionen folgen ja vielfach, so in Hellas, in Altitalien, in den Mayaländern, unruhigen Wanderepochen mit starken Verschiebungen und Verlagerungen der Bevölkerung und der damit notwendig verbundenen höheren Lebensgefährdung insbesondere der Kinder. Bis zu einem gewissen Grad kann die Intensivierung der Wirtschaftsweise bei seßhaft gewordenen Völkern den Bevölkerungsüberschuß binden. Aber reine Bauernwirtschaft ohne Exportgewerbe und Außenhandel ist nur begrenzt aufnahmefähig für eine stetig wachsende Bevölkerung. Immerhin kann es nicht überraschen, wenn bei den betreffenden Völkern zwischen dem Ende der Wanderperioden und dem sichtbaren Beginn der Bevölkerungsexpansion durch Kolonisation oder Auswanderung eine Reihe von Generationen liegen; es ist die Zeit, in der sich die naturgemäß langsamen Wandlungen der demographischen Situation zu einem fühlbaren Bevölkerungsdruck und schließlich zu einem für den Historiker sichtbaren Effekt steigern.

Ganz anders ist offenbar die Rolle der Sterblichkeit bei jenem allgemeinen Bevölkerungsrückgang, der in der Spätzeit einiger Hochkulturvölker zu beobachten ist. Nach allen Indizien bevölkerungsstatistischer, ethnologischer und historischer Art ist es unwahrscheinlich, daß dabei eine Zunahme der natürlichen Sterblichkeit eine entscheidende Rolle spielt. Die Lebensgefährdung durch Mangel, durch schwere körperliche Arbeit, durch Krankheiten, durch mangelnde Fürsorge für die Kinder ist in den gut übersehbaren Fällen offenbar nicht höher, jedenfalls nicht wesentlich höher, als in der vorangegangenen Zeit, als die Bevölkerung noch wuchs oder mindestens stationär war. Im Fall von Hellas und Rom wissen wir auch positiv, daß das Sinken der Heirats- und Geburtenziffern, nicht ein Steigen der Sterblichkeit den entscheidenden demographischen Faktor darstellte (vgl. S. 100 ff.).

Dagegen ist die gewaltsame Ausrottung oder Dezimierung, also eine plötzliche gewaltsame Steigerung der Sterbeziffern, eine gar nicht so seltene Form des Völkertodes. Sie führt zwar nirgends zu völligem biologischem Erlöschen, aber doch zu einer so starken Reduktion der Kopfzahl, daß das betreffende Ethnos zu einer selbständigen Existenz nicht mehr fähig ist und der Rest durch ethnische Dissimilation verschwindet. Zunächst ist das die Form, in der eine ganze Reihe von Naturvölkern untergegangen ist. Wir überschauen vor allem solche Fälle, die sich im vollen Licht der europäischen Geschichtsschreibung, also beim Zusammenprall der seit dem 16. Jahrhundert ausschwärmenden Europäer mit Völkern niedrigerer zivilisatorischer Stufe abspielten (9). Die Tasmanier sind das eindruckvollste Beispiel. Bei ihnen trat innerhalb von knapp zwei Generationen ein Bevölkerungsrückgang um mindestens 90 % ein, der zu einem nicht näher zu bestimmenden Anteil auf direkter gewaltsamer Tötung, zum anderen auf die gewaltsame Einengung ihres Lebensraumes zurückzuführen ist. Einen hohen Anteil hatte auch die direkte gewaltsame Tötung bei vielen Indianerstämmen Nord- und Südamerikas, insbesondere bei den karibischen Indianern. Auch in Feuerland wurde die Eingeborenenbevölkerung gewaltsam auf einen Bruchteil ihres früheren Bestandes reduziert, bevor die Reste auf weniger blutige Art dem Erlöschen entgegengingen. Es ist aber sicher, daß diese Ausrottung von Naturvölkern durch die Europäer nur die am besten bekannten Beispiele sind, daß sich Ähnliches auch beim Zusammenprall anderer zivilisatorisch überlegener Völker mit „Primitiven“ abspielte.

Aber auch bei zivilisatorisch höherstehenden Völkern ist die gewaltsame Dezimierung gar nicht so selten. Eine vernichtende militärische Niederlage kann einen tiefen bevölkerungsgeschichtlichen Einschnitt bedeuten. Der Untergang der Assyrer war mit der Eroberung Ninives durch die Meder, der Untergang der Westphöniker durch den Fall von Karthago mit seinen enormen Menschenverlusten, der Untergang der Wandalen durch die Siege Belisars besiegelt. In allen diesen Fällen war sicherlich die Ausrottungsquote nicht so beträchtlich wie bei den Tasmaniern und anderen Naturvölkern. Kopfreiche ethnische Gruppen lassen sich ja nicht mit der gleichen Gründlichkeit umbringen wie kleine; die militärische Niederlage und gewaltsame Dezimierung spielt als einmaliges, von außen herantretendes Ereignis die Rolle des „Zufalls“ in der Populationsgenetik, und auch diese hebt hervor, daß eine zufällige Elimination von Erbvarianten bei kleinen Populationen viel wirksamer sein kann als bei großen. Bei den Wandalen wird man nach den vorliegenden Zahlenangaben den Anteil der Getöteten auf etwa die Hälfte der erwachsenen Männer, 6—7000, schätzen können, das sind knapp 10 % der Gesamtbevölkerung, die zur Zeit des Untergangs etwa ebenso groß gewesen sein dürfte wie zur Zeit der Gründung

des Wandalenreiches, nämlich 80000 Köpfe. Bei der Niederlage der Assyrer durch die Meder dürfte der Anteil der Gefallenen kaum höher, eher niedriger gewesen sein; in Karthago kamen mehr Menschen um, aber hier halfen Hunger und Seuchen während der dreijährigen Belagerung der Stadt bei der Dezimierung. Sicherlich ist mindestens die Hälfte der Belagerten umgekommen, aber wir wissen nicht, ein wie großer Teil der Stadtbevölkerung und damit des punischen Volkes in der Stadt eingeschlossen wurde.

Unter den einmaligen, „zufälligen" Erhöhungen der Sterblichkeit haben im Ganzen Hunger und Seuchen eine geringere Bedeutung für den Völkertod als die gewaltsame Tötung durch andersethnische Mitmenschen. Rein quantitativ freilich können sie ähnlich verheerend wirken. Für die Naturvölker wurde einmal geschätzt, daß der Anteil der von Europäern eingeschleppten Seuchen an der Dezimierung ein Drittel beträgt (10), von lokalen Kleingruppen sind sogar vereinzelt höhere Sterberaten bekannt. So ließ auf der Insel Tobi (Mikronesien) zwischen zwei Schiffsbesuchen eine Ruhrepidemie die Bevölkerung von 700 auf 312 Köpfe zurückgehen (11). Ähnlich hohe Verluste werden aber sogar für die indianische Bevölkerung Mexikos nach dem Einmarsch der Spanier berichtet — vorausgesetzt, daß die Schätzung der Zahl der Gestorbenen nicht unter dem Eindruck des Entsetzens und bei der Flucht der Bevölkerung aus den verseuchten Städten und Dörfern erheblich zu hoch griff. Die Pocken, die im Jahre 1520 vom Küstenland aus in das Hochland geschleppt wurden, sollen 3½ Millionen Opfer gefordert und ganze Ortschaften entvölkert haben (Sticker). Wenn man die Bevölkerung des mexikanischen Reiches einschließlich Tlaxcalla auf 6—7 Millionen schätzt (Camavitto), so wäre danach die Hälfte der Bevölkerung der Seuche zum Opfer gefallen, immer noch ein Drittel etwa, wenn man eine höhere Bevölkerungsschätzung (Cook) zugrunde legt. So hohe Sterberaten sind aus anderen Bereichen höherer Kulturen nur für lang anhaltende Seuchengänge überliefert, etwa für die große Pest des Mittelalters. Die Verluste der athenischen Bevölkerung durch die Pockenepidemie 430—426, der auch Perikles zum Opfer fiel, werden auf 25 % (Delbrück) geschätzt, die Sterblichkeit in Rom während der Pest 165—180, die das ganze Reich heimsuchte, auf ein Fünftel (Kahrstedt) (12).

Auch die Malaria scheint keinen so starken Einfluß auf Bevölkerungsrückgang und Kulturniedergang im Altertum gehabt zu haben, wie gelegentlich angenommen wird. In Hellas ist sie erst nach dem Peloponnesischen Krieg nachweisbar und war auch dann die Infektion der Bevölkerung gering (Jones u. a.); im zweiten Jahrhundert bekundet Polybios ausdrücklich, daß ansteckende Krankheiten nicht verbreitet waren und nicht als Ursache des Bevölkerungsrückgangs anzusehen sind. In Italien ist die Campagna eines der Hauptzentren der Malaria. Hier geht aber die Verseuchung

während der Kaiserzeit, die man im allgemeinen als Zeit des Kulturniederganges und Bevölkerungsrückganges ansieht, zurück. Die Campagna wird zur Erholungsstätte für Kaiser und reiche Patrizier, deren prunkvolle Villen bis ins 4. und 5. Jahrhundert hinein benutzt wurden. „Die Sümpfe sind verschwunden, ganze Städte wieder auferstanden", schreibt Tertullian im 2. Jahrhundert (13).

Nicht also aus rein quantitativen Gründen spielt die gewaltsame blutige Dezimierung eine größere Rolle beim Völkeruntergang als Seuchen. Diese brauchen den geistigen Kern des Volkes gar nicht zu treffen. Es sind Heimsuchungen, Naturkatastrophen, vielleicht göttliche Strafgerichte, die hereinbrechen und die man über sich ergehen lassen muß. Sind sie vorbei, so kann das Leben weitergehen, wie es vorher war, und können die Lücken durch das natürliche Bevölkerungswachstum langsamer oder schneller wieder aufgefüllt werden. Kriege aber sind soziale Auseinandersetzungen; ihr Ausgang vermag die soziale Macht und das Selbstgefühl einer ethnischen Gruppe entscheidend zu treffen, und damit jenes geistige Zentrum, das die Glieder eines Ethnos bindet und verbindet. Ist aber dieses geistige Zentrum getroffen, so wird dem Abbröckeln der Bevölkerungszahl durch die sozialen Mechanismen der ethnischen Dissimilation die Tore geöffnet. Wir kennen ja kein Volk, das nur durch natürliches Aussterben verschwunden oder gar völlig gewaltsam ausgerottet wurde. Die Tasmanier kommen diesem Grenzfall noch am nächsten. Aber auch bei ihnen verschwindet der Rest von wenigen hundert Individuen, der aus Tasmanien ausgesiedelt wurde, nicht durch gewaltsame Maßnahmen, sondern durch ein Überwiegen der natürlichen Sterbefälle über die Geburten. Es ist jene „Atmosphäre der Sterblichkeit", die auch sonst bei Naturvölkern nach der Vernichtung ihrer bisherigen, ethnisch gebundenen Wertordnung beobachtet wurde, ein psychogener Völkertod gewissermaßen (14). Und selbst bei den Tasmaniern liegt kein völliges biologisches Erlöschen vor. Reste ihrer biologischen Substanz leben in der Mischbevölkerung der Inseln der Blass-Straße weiter, aber ethnisch umgeprägt und von ihrem früheren Volkstum völlig gelöst. In allen anderen Fällen des „Völkertodes", insbesondere auch bei dem Untergang von Hochkulturvölkern wie den Babyloniern, den Assyrern, den Etruskern, ist der Anteil des biologischen Erlöschens am gesamten Bevölkerungsrückgang bei weitem geringer. Und damit kommt jenen bevölkerungsbiologischen Mechanismen, die nicht nur die Zahl, sondern auch die soziale Machtstellung einer ethnischen Gruppe beeinflussen, eine höhere Bedeutung zu.

Schrifttum

1. Landry, A., Traité de démographie. 651 S. Paris 1945. — Mackenrodt, G., Bevölkerungslehre. Theorie, Soziologie und Statistik der Bevölkerung. 531 S. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1953. — Thompson, W. S., Population problems.

471 S. New York-London 1942. — 2. Vgl. Anm. 1 sowie: Die sozialen und kulturellen Folgen der großen Bevölkerungsvermehrung des 19. Jahrhunderts. In Synthetische Anthropologie, hrsg. von L. v. Wiese und G. Specht, Bonn 1950 (s. die Beiträge von Mühlmann, Schwidetzky und Specht). — 3. Martin, R., Lehrbuch der Anthropologie. 3 Bde. 2. Aufl. Jena 1928. II, S. 580 ff. — 4. Euler, H., und Werner, H., In welchem Alter starben die Jungsteinzeitmenschen? Altschles. Bl. XI, 139—141, 1936. — Franz, L., und Winkler, W., Die Sterblichkeit in der frühen Bronzezeit Niederösterreichs. Z. Rassenk. IV, 157—163, 1936. — Sahlström, K. E., und Gejvall, N. G., Gravfältet pa Kyrckbacken i Horns socken. Stockholm 1948. — Schwidetzky, I., Bevölkerungsbiologie der frühgeschichtlichen Zeit. Historia Mundi I, 217—222, 1952. — Vallois, H., V., La durée de la vie chez l'homme fossile. L'Anthropologie XLVII, 499—534, 1937. — 5. Angel, J. L., The length of life in ancient Greece. J. Gerontol. II, 18—24, 1947. — 6. Beloch, J., Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt. 520 S. Leipzig 1886. S. 41 ff. — Harkness, A. G., Age at marriage and at death in the Roman Empire. Transact. Amer. Phil. Ass. XXVII, 35—72, 1896. — Macdonell, W. R., On the expectation of life in ancient Rome, and in the provinces of Hispania and Lusitania. Biometrika IX, 366—380, 1913. — Pearson, K., On the change of expectation of life in man during a period of ca. 2000 years. Biometrika I, 261—264, 1902. — Willcox, W. F., The length of life in the Early Roman Empire. Congr. Internat. Populat. Paris 1937 II, 14—22, 1937. — 7. Schadewaldt, W., Lebensalter und Greisenzeit im frühen Griechentum. Die Antike IX, 282—302, 1933. — 8. Krzywicki, L., Primitive society and its vital statistics. 598 S. London 1934 (Literatur). — Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950 (Literatur). — 9. Mühlmann, W. E., Der heutige Bestand der Naturvölker. 22 S. Heidelberg-Berlin-Magdeburg 1943. — Schwidetzky, I., 1950, zit. Anm. 8 (Lit.). — 10. Gerland, G., Über das Aussterben der Naturvölker. 145 S. Leipzig 1868. — 11. Bernatzik, H. A., Über die Ursache des Aussterbens der Melanesier auf den britischen Salomoninseln. Z. Rassenk. I, 240—250, 1935. — 12. Vgl. Hagen, B., Die Pest im Altertum. 26 S. Jena 1939. — Sticker, G., Volkskrankheiten in den Mittelmeerländern zur Blütezeit Athens. Festschr. Bernh. Nocht 594—610. Hamburg 1937. — 13. Celli, A., Die Malaria in ihrer Bedeutung für die Geschichte Roms und der römischen Campagna. 118 S. Leipzig 1929. — 14. Rivers, H. W. R., The psychological factor. In Rivers, H. W. R. (Ed.), Essays on the depopulation of Melanesia. 116 S. Cambridge 1922. — Ellenberger, H., Der Tod aus psychischen Gründen bei Naturvölkern. Psyche V, 333—344, 1951—52.

3. Zerstreuung

Nicht nur die Kopfzahl, sondern auch die Verteilung der Bevölkerung einer ethnischen Gruppe ist für Richtung und Tempo von Umvolkungsprozessen von Bedeutung. Eine räumlich geschlossene Bevölkerung kann länger sozial autark bleiben, als wenn sie in Streuverbreitung sich mit einer andersethnischen Bevölkerung durchdringt und damit dauernd verschiedene ethnische Ausdrucksformen und Normsysteme sich berühren. Der dann einsetzende naturnotwendige Vorgang des Ausgleichs oder der ethnischen Umschmelzung des einen oder anderen Bevölkerungsteils kann aufgehalten werden, wenn strenge soziale Schranken die beiden Teile trennen. Aber auch solche Schranken wandeln sich stetig und lösen sich schließlich auf (1). Sie können die ethnische Angleichung nur

verzögern, aber letzten Endes nicht verhindern (vgl. auch Rassenmischung und Assimilation).

Unter den verschiedenen Formen der ethnischen Zerstreuung hat die gewaltsame Deportation insofern die unmittelbarste Beziehung zum gewaltsamen Völkertod, als sie sich oft als bewußte politische Maßnahme dem militärischen Sieg anschließt (2). Die Assyrer haben diese Umsiedlungspolitik nach ihren Eroberungskriegen systematisch betrieben, haben Damaszener nach Elam, Kaldi ins Orontestal, Israeliten und Aramäer ins Zweistromland verpflanzt. Auch im neubabylonischen Reich wurde diese Politik geübt, als Nebukadnezar einen großen Teil des jüdischen Volkes ins „babylonische Exil" führte; die Inka befriedeten auf diese Weise ihr Reich, chinesische Kaiser sicherten damit ihre Grenzen. Von vielen solcher verpflanzten Gruppen hören wir später nichts mehr, sie dürften sich in der übrigen Bevölkerung aufgelöst haben. Die Israeliten dagegen hatten in ihrer Religion ein starkes geistiges Band, das sie zusammenhielt, und die aramäischen Umsiedlungen vermochten die Aramäisierung des Zweistromlandes nicht aufzuhalten, sie haben sie eher beschleunigt. Auch am Untergang mehrerer Germanenstämme, insbesondere der Wandalen hat diese Form der „Zerstreuung" entscheidend mitgewirkt: Die Wandalen wurden nach dem Siege Belisars zwangsmäßig in zwei Schüben deportiert. Der erste Transport erfaßte nur die Hauptmasse der überlebenden wehrfähigen Männer, die in das oströmische Heer gesteckt wurden und, an den verschiedensten Fronten kämpfend, als Wandalen aus der Geschichte verschwanden. Der zweite Schub deportierte auch den politisch aktiven Teil der Frauen; von den Zurückgebliebenen flüchteten viele in entlegene Landesteile. Weit verstreut über das ganze römische Reich, verschwand das schon vorher der Auflösung entgegengehende wandalische Volkstum rasch.

Es gibt aber auch andere soziale Formen der Zerstreuung. Erobervölker, wie Assyrer oder Perser, verteilten sich kriegführend und politisch organisierend über ihre weiten Herrschaftsgebiete. Sie blieben Assyrer und Perser, solange sie ein mächtiges politisches Zentrum besaßen, das ihre Stellung als herrschende Schicht garantierte. Die Assyrer verschwinden merkwürdig rasch als Volk, nachdem die Meder ihre politische und militärische Macht zerschlagen hatten. Bei den Altpersern spielte die vernichtende Niederlage durch Alexander den Großen eine ähnliche Rolle. Die über das ganze weite Reich verstreuten persischen Kolonien vermochten sich ethnisch auf die Dauer nicht mehr in der zahlenmäßig überlegenen aramäischen oder griechischen Bevölkerung zu behaupten; selbst in Kleinasien, wo sie noch am dichtesten gewesen waren, folgte nun einer gewissen Iranisierung des Inneren wieder die ethnische Dissimilation. Freilich sind die Perser nicht völlig untergegangen wie die Assyrer, sondern haben sich durch zahlreiche Wandlungen im iranischen Kerngebiet

zum neupersischen Volk entwickelt; aber nur mit einem Bruchteil seines biologischen Bestandes geht dieses auf das Altpersertum zurück, wie umgekehrt nur ein Bruchteil des biologischen Bestandes der Altperser in persischem ethnischem Gewand weiterlebt.

Für diese Form der Zerstreuung als eines Faktors desVolksuntergangs ließen sich noch viele Beispiele nennen. Die Voraussetzung dafür war überall dort gegeben, wo eine aktive, organisatorisch begabte ethnische Minderheit größere Gebiete und Bevölkerungen politisch durchformte und für kürzere oder längere Zeit führte. Zahlreiche Germanenstämme sind auf diese Weise sozial erloschen: Die Burgunder, die Westgoten, die Ostgoten, die Franken, die Langobarden gründeten Reiche auf dem Boden des zerfallenden Imperium Romanum und durchsetzten ihre Herrschaftsgebiete mit einem dünnen Netz von bäuerlichen Siedlern, Großgrundbesitzern und Beamten. Die Ansiedlung pflegte dabei in der Weise vor sich zu gehen, daß die romanischen Grundbesitzer jeweils einen Teil ihres Bodens an germanische Familien abtreten mußten, womit für diese von vornherein eine Streulage gegeben war (3). Sie gingen nach und nach in der zahlenmäßig und auch kulturell überlegenen romanisierten Bevölkerung auf, geringere oder stärkere Spuren ihres ethnischen Daseins hinterlassend. Wenn für die Franken in Nordostgallien geschätzt wurde, daß ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung 15—25 % betrug (4), so ist das eine Germanendichte, die sicher die aller anderen germanischen Staaten auf römischem Boden übertraf. Trotzdem wurden auch sie ethnisch assimiliert, wenn sie auch relativ starke sprachliche und auch rassische Spuren hinterlassen haben (5). Die Waräger in Polen und Rußland sind auf ähnliche Weise verschwunden, schneller noch, da sie eine noch dünnere, noch stärker verstreute Oberschicht darstellten (6), und ähnlich wird man sich viele frühhistorische ethnische Auseinandersetzungen vorstellen müssen, deren Ablauf im einzelnen sich nicht mehr überschauen läßt.

Für eine dritte soziale Form der Zerstreuung bieten Hellas und Rom gute Beispiele; es ist jene Form, bei der man in modernen Fällen von „Kulturdünger" gesprochen hat. Das Kulturvolk der Griechen sandte Millionen begabter Menschen in den Orient, wo sie in den hellenistischen Staaten die kulturell führende Oberschicht bildeten und den Zivilisationsprozeß vorantrieben, aber rein quantitativ betrachtet doch dünn über riesige Gebiete verteilt waren. Mit dem Zerfall der hellenistischen Staatenwelt und mit dem Aufstieg der orientalischen Völker zu politischer Herrschaft war diese vorwiegend städtische Streubevölkerung dem Untergang durch ethnische Dissimilation geweiht. Zwar verschwanden die Hellenen ebenso wie die Perser nie völlig aus der Völkerwelt; aber sie verschwanden als das geistig führende Volk des Abendlandes, und daran ist der

ethnische Untergang von Millionen weitverstreuter Auswanderer zweifellos mitbeteiligt.

Ähnlich gingen aus Altitalien Scharen von Beamten, Kaufleuten, Fabrikanten usw. in die Provinzen, deren Lebensniveau sich damit dem des Mutterlandes näherte. Aber zumindesten in Afrika und im östlichen Mittelmeerraum war ihr Anteil wieder zu gering, um den Vorgang der ethnischen Anähnlichung in ihre eigene Richtung lenken zu können. Auch hier trug die Zerstreuung zum Untergang „der Römer" bei, der freilich wiederum kein vollständiger war. Denn der im Mutterlande verbleibende Teil führte die historische Tradition des altitalienischen Ethnos fort und stellte einen biologischen Anteil an der Entstehung des neuen italienischen Volkes, der doch wohl auf etwa die Hälfte zu schätzen sein dürfte. Völlig verschwanden aber die Punier, und auch bei ihnen ist die Zerstreuung ein wesentlicher demographischer Faktor des Untergangs. Als Kaufleute über die Küstenländer des Mittelmeers weit verstreut, hatten sie bis zum Fall Karthagos doch dort einen gewichtigen demographischen Schwerpunkt. Mit der Zerstörung der Hauptstadt und der Vertreibung ihrer restlichen punischen Bevölkerung gab es nur noch weit verstreute punische Kleingruppen, die sich nach und nach ethnisch in der romanischen Bevölkerung auflösten.

In allen diesen Fällen entscheidet aber die demographisch ungünstige Situation nicht allein über die Richtung der Umvolkungsprozesse. Es muß keineswegs immer die quantitativ unterlegene, dünn verteilte ethnische Gruppe sein, die assimiliert wird. Es gibt viele Fälle kleiner und dünner politisch-militärischer Oberschichten, die ihrerseits assimilierend in die ihnen zahlenmäßig überlegene Bevölkerungen eindrangen. Die geringe Zahl und Dichte wird in solchen Fällen durch die soziale Machtstellung und die Geschlossenheit und Stoßkraft ihres Volkstums ausgeglichen (vgl. S. 95). Die Zerschlagung der Macht und das Erlahmen des geistigen Zentrums eines Volkes erst macht oft die Bevölkerungszerstreuung zu einem für den ethnischen Bestand verhängnisvollen Faktor. Im Falle der Perser und Phöniker könnte man zwar wiederum die geringe Kopfzahl dafür verantwortlich machen, daß die Machtpositionen nicht gehalten werden konnten. Aber warum verlor das Kerngebiet von Hellas oder Italien die Kraft, die Außenposten zu binden und zu erhalten? Etwa nur, weil die Bevölkerung des Mutterlandes dünner wurde? Warum blieb dagegen ein Volk wie die Juden über zwei Jahrtausende in weiter Zerstreuung erhalten? Hier versagt zur Erklärung die Bevölkerungsbiologie, mindestens mit einer rein quantitativen Betrachtungsweise.

Schrifttum

1. Mühlmann, W. E., Rassen- und Völkerkunde. Lebensprobleme der Rassen, Gesellschaften und Völker. 596 S. Braunschweig 1936. S. 277 ff. — Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. S. 86 ff. —

Thurnwald, R., Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur im Lichte der Völkerforschung. Die menschliche Gesellschaft Bd. IV, 377 S. Berlin-Leipzig 1935. S. 23 ff. — 2. Für den politisch beabsichtigten Völkermord ist in jüngerer Zeit das Wort Genocidium geprägt worden. Es wird vorzugsweise dort angewandt, wo die Politik auf eine biologische Vernichtung des feindlichen Volkes gerichtet ist, wie in der nationalsozialistischen Judenpolitik, könnte aber auch auf bestimmte Formen der Deportationspolitik angewandt werden, die ein soziales Erlöschen des betreffenden Volkstums anstreben. — 3. Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. 2 Bde. Wien 1918—20. — Gamillscheg, E., Romania Germanica. Sprach- und Siedlungsgeschichte der Germanen auf dem Boden des alten Römerreiches. 3 Bde. Berlin-Leipzig 1934—36. — 4. v. Wartburg, W., Die Entstehung der romanischen Völker. 180 S., Halle 1939. S. 118. — 5. Schwidetzky, I., Der Mensch als Geschichtsquelle. In Geschichtliche Landeskunde und Universalgeschichte. Festgabe für Hermann Aubin, 11—13, 1950. — Helbok, A., Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 2 Bde. Berlin 1938. II, Karte 30. — Royer, P., Monographie des ossement de l'époque franque. L'Anthropologie XLVII, 309—335, 1937. — 6. Niederle, L., Manuel de l'antiquité slave. 2 Vols. Paris 1923—26. I, S. 207.

4. Geburtenrückgang

Es gibt zwei historische „Fälle", in denen man in aller Klarheit erkennen kann, daß am Rückgang der Bevölkerung der Geburtenrückgang entscheidend beteiligt ist. Das sind Althellas und Altitalien. Da sind zunächst einige statistisch auswertbare direkte Angaben über die Familiengröße. In zwei jonischen Städten, Ilion und Milet, beträgt in späthellenistischer Zeit nach Einwohnerlisten die durchschnittliche Kinderzahl pro Ehe 0,8 bzw. 1,4 bei einem hohen Anteil der Unverheirateten. Alter und Ehedauer der Ehepaare müssen dabei freilich unberücksichtigt bleiben; aber auch wenn alle Jungehen einbezogen sind, liegt die Zahl recht niedrig. Sie entspricht ungefähr der Zahl der unter 14jährigen, im elterlichen Haushalt lebenden, nicht erwerbstätigen Kinder pro Familie in Deutschland im Jahre 1925 (1 pro Familie) (1), als der Geburtenrückgang hier schon breite Teile der Bevölkerung ergriffen hatte. Es liegt jedoch in Ilion gleichzeitig der Anteil der ledigen Bürger mit 69 % über modernen europäischen Ziffern. In Frankreich waren im Jahre 1921 unter den Männern im Alter von 18—55 Jahren nur 35 % unverheiratet (2). Für Italien hat man die Grabinschriften der Kaiserzeit, die gelegentlich Angaben über die Familie machen, statistisch ausgewertet (Macchioro). Unter 3000 Familien werden 1478 mit Kindern genannt, davon aber nur 171 mit mehr als einem Kind. In Deutschland betrug dagegen im Jahre 1939 unter den fruchtbaren Ehen der Anteil mit mehr als einem Kind 71 %, in Frankreich 1911 67 % und 1936 62 %. Für Altitalien würde die entsprechende Zahl nur 11,6 % betragen (3). Wenn sich auch solche Angaben nicht mit modernen bevölkerungsstatistischen Ergebnissen messen können, so sind sie

doch auch nicht allein aus der Mangelhaftigkeit der Quellen zu erklären. Sie werfen kurze Schlaglichter auf die demographische Gesamtsituation.

Diese statistischen Teilangaben werden durch literarische Zeugnisse der verschiedensten Arten ergänzt. Für Hellas ist an erster Stelle die berühmte Äußerung des Polybios (2. Jahrhundert) zu nennen: „Zu meiner Zeit litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit ... Die Menschen ... wollen nicht mehr heiraten, oder wenn sie es tun, nicht die ihnen geborenen Kinder aufziehen, sondern nur eins oder zwei ...“ (4). Die Anfänge dieser Entwicklung liegen aber weiter zurück. Der Verfall der Familie und der Geburtenrückgang setzen in Griechenland ebenso wie im modernen Abendland in den Städten ein. In Athen ist das spätestens nach dem Peloponnesischen Kriege zu beobachten. Die sexuellen Beziehungen außerhalb der Familie nahmen zu; schon Sokrates klagte über das Unwesen der Knabenfreundschaften und darüber, daß die Jugend Athens bei den Hetären aus- und eingeht. Viele hervorragende Familien starben aus; die Frage der Adoptionen und des Erbrechts bei Kinderlosigkeit wurde zu einem praktischen Problem. Hervorragende Männer wie Plato und Aristoteles schlugen Reformen der Familie vor. Geschlechtskrankheiten grassierten; empfängnisverhütende und abtreibende Mittel waren bekannt, und die Aussetzung von Neugeborenen eine von jeher bekannte Methode (5); über den Umfang der Aussetzungen läßt sich aber kaum etwas sagen, sie sind sicherlich oft überschätzt worden (6). Daß aber Gedanke und Methoden der Kleinhaltung der Familie schon lange bekannt waren, davon zeugt etwa der Rat des Hesiod (7. Jahrhundert), nur einen Sohn aufzuziehen, ein Rat, der sich an eine damals bedrückte soziale Schicht, die der Bauern und Landarbeiter, wandte.

Man darf jedoch nicht vergessen, daß die Mehrzahl der Zeugnisse über Geburtenrückgang und Familienverfall aus Athen stammt, der größten und reichsten Stadt Alt-Griechenlands, das ebenso wie später Rom der Schrittmacher der Entwicklung gewesen sein dürfte. Auch die übrigen Zeugnisse kommen durchweg aus städtischen Bevölkerungen. In Sparta hat die Lockerung der Geschlechtsbeziehungen nicht das gleiche Ausmaß erreicht wie in Athen (7). Freilich war auch hier die Form des öffentlichen Lebens dem Gedeihen der Familie nicht allzu zuträglich, aber auf ganz andere Weise: durch die Strenge der militärischen Ordnung, die den Hauptteil des Lebens der Vollbürger außerhalb des Hauses abspielen ließ. Aristoteles berichtet, daß die Väter von drei oder mehr Söhnen gewisse Vorrechte gehabt haben. Wenn man hierin nicht einfach die Hochschätzung männlicher Kinder in einem kriegerischen Adel sehen will, wie wir sie auch von den vom Geburtenrückgang sicherlich nicht angekränkelten Azteken kennen, sondern eine bevölke-

rungspolitische Maßnahme, so müßte der Geburtenrückgang schon etwa im 5. Jahrhundert eingesetzt haben; das nehmen denn auch die meisten Autoren, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, an. Denn Maßnahmen werden erst ergriffen, wenn die Symptome der Entwicklung ein sichtbares und bedenkliches Ausmaß erreichen. Immerhin: 3 Söhne heißt durchschnittlich 6 Kinder. Die Privilegierung setzt also bei einer sehr hohen Kinderzahl an, und die nichtprivilegierten Väter von zwei Söhnen, also vier Kindern, sind noch lange nicht kinderarm. Ein Geburtenrückgang in den führenden Familien wird aber ebenso wie in Athen auch aus dem stetigen Rückgang der Vollspartiaten geschlossen, obwohl auch die blutigen Verluste im Persischen und Peloponnesischen Krieg und soziale Umschichtungen in der gleichen Richtung wirkten.

Da Griechenland im 4. und sogar im 3. Jahrhundert noch zahlreiche Auswanderer in den Orient schickt, kann aber der bestandsbedrohende Geburtenrückgang noch nicht die ganze Bevölkerung erfaßt haben. Das Beispiel der städtischen Oberschichten muß jedoch Schule gemacht haben, denn eine demographische Situation, wie sie Polybios schildert, entsteht nicht von heute auf morgen. Immerhin genügen, wie uns die Neuzeit lehrt, ein bis zwei Generationen, um die Kenntnis und breite Anwendung der Methoden der Geburtenbeschränkung aus einem Vorrecht der Oberschicht zum Allgemeinbesitz zu machen. Da auch in Hellas die demographische Situation innerhalb eines knappen Jahrhunderts verhängnisvolle Formen annahm, kann man auch hier, wie man es für das moderne Abendland tat, von einem Geburten*sturz* sprechen.

In Rom läuft die Entwicklung ähnlich, aber mit einer Phasenverschiebung von etwa 2 Jahrhunderten ab. Ein Geburtenrückgang in der Oberschicht der Nobilitas scheint schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert begonnen zu haben; viele Familien starben schon damals aus oder erhielten ihre Tradition nur durch Adoptionen (*Münzer*). Im zweiten Jahrhundert aber sieht auch der Grieche Polybios in der Festigkeit der römischen Familie noch einen der wesentlichen Gründe dafür, daß Rom Karthago und Hellas besiegte; es ist auch die Zeit, in der eine umfangreiche Auswanderung der fremdethnischen Zuwanderung entgegenläuft. Dann aber setzte offenbar ein Verfall der Familie ein und breitete sich die Geburtenbeschränkung in breiteren Schichten aus. Cäsar und vor allem Augustus sahen sich schon zu bevölkerungspolitischen Maßnahmen veranlaßt. Die Dezimierung der Bevölkerung Italiens durch die Bürgerkriege — *Appian* schätzt den Bevölkerungsrückgang auf etwa die Hälfte (8) — war allerdings auch ein unmittelbarer Anlaß zu populationistischen Maßnahmen. Es ist bemerkenswert, daß dabei die Vergünstigungen für kinderreiche römische Bürger zum Teil gestaffelt waren: in der Stadt Rom genügten schon 3 Kinder, um von der Führung der Vor-

mundschaft oder gar von allen Munera personalia befreit zu werden, im übrigen Italien erst vier, in den Provinzen sogar erst fünf (9). Das ist ein deutlicher Hinweis auf die „differenzierte Fortpflanzung“: Die Hauptstadt Rom ging in der Entwicklung voran, hier hatte der Geburtenrückgang offenbar das bedrohlichste Ausmaß erreicht und mußte daher der Kreis der Begünstigten weiter gezogen werden, damit Aussicht auf Erfolg bestand.

Der Erfolg der Augusteischen Gesetze wird sehr verschieden beurteilt (10). Während die einen in ihnen die Hauptursache dafür sehen, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse Italiens für fast ein Jahrhundert besserten, glauben andere, darunter schon römische Geschichtsschreiber der Kaiserzeit wie Tacitus, Sueton und Dio Cassius, daß sie ein völliger Fehlschlag waren. Tatsache ist jedenfalls, daß bei den 3 Zählungen, die Augustus durchführen ließ, die Zahl der erwachsenen Männer unter den Bürgern — nur sie wurden gezählt — zunahm: von 4063000 im Jahre 28 v. Chr. auf 4233000 im Jahre 8 v. Chr. und schließlich 4937000 im Jahre 14 n. Chr. Zur Zeit des Claudius (47 n. Chr.) betrug die Zahl der römischen Bürger sogar fast 6 Millionen. Da die Bevölkerungspolitik des Augustus auch dahin ging, den fremdethnischen Zustrom in die Schicht der römischen Bürger abzubremsen, dürfte diese Regeneration der Bevölkerungszahl tatsächlich der natürlichen Bevölkerungsbewegung zu verdanken sein. Es ist aber schwer abzuschätzen, wieweit dieser Wandel den gesetzgeberischen Maßnahmen zuzuschreiben ist, wieweit einfach der Wiederkehr des Friedens nach den langen blutigen Bürgerkriegen.

Plutarch (um 100) berichtet aber, daß viele Römer drei Kinder haben, nicht weil sie sich Nachkommen oder Erben wünschen, sondern um selber erbberechtigt zu werden, was den Augusteischen Gesetzen entsprach. Tacitus (98 n. Chr.) sieht einen wesentlichen Unterschied zwischen Römern und Germanen darin, daß die letzteren alle geborenen Kinder aufziehen, die Römer aber nur eine bestimmte Anzahl (Germania XIX). Es scheint danach, daß die Augusteischen Gesetze einen gewissen quantitativen Erfolg hatten, daß sie aber den Familiengeist, für den Kinderreichtum ein Segen ist, nicht hatten wiederherstellen können. Im 2. und 3. Jahrhundert wurde auch der äußere Erfolg der Maßnahmen unterhöhlt. Kinderlose konnten die Privilegien von Kinderreichen verliehen bekommen, wie dies schon dem Dichter Martial bei Kaiser Domitian (81—96) gelang. Der Satiriker Juvenal (1. Hälfte des 2. Jahrhunderts) geißelt u. a., daß man die Dreikinder-Zahl durch „falsche Elternschaft“ erreichen kann. Die Heiratsziffern sanken ab, wußte doch niemand, ob er nicht sein Bett für den Nachbarn bereitete und ob er Vater seiner Kinder war (Juvenal 6. Satire). Es war eine Ausnahme, wenn eine Ehe nicht durch Scheidung, sondern durch den Tod des einen Ehegatten endete. Instrumente und Drogen zur Abtreibung waren

weit verbreitet, ebenso in Rom die Praxis, Neugeborene in bestimmten Abfallgruben am Rande der Stadt auszusetzen. Die Frauen der unteren Schichten zogen wenigstens ihre Kinder noch selbst auf, in den Oberschichten war es üblich, sie Ammen oder Sklaven zu überlassen.

Alle diese Äußerungen von Schriftstellern und Historikern bezeugen zusammen mit der statistischen Auswertung der Grabinschriften und den allgemeinen Anzeichen für Bevölkerungsrückgang (vgl. S. 87) mit aller Eindeutigkeit den Geburtenrückgang in der Zeit des Kaiserreichs. Dabei sprechen auch hier alle Indizien dafür, daß es sich um eine gewollte Beschränkung der Kinderzahl handelt. Kinder, jedenfalls viele Kinder, werden als Last empfunden, die man nicht auf sich nehmen braucht oder deren man sich entledigen kann. Stärker als im modernen Abendland scheint dabei die Ehelosigkeit und die Pflege perverser und außerehelicher Beziehungen eine Rolle gespielt zu haben. Auch sonst hat offenbar die Auflösung der Familien, die „Freisetzung" der Individuen, die Lockerung selbst der natürlichen Bindungen zwischen Eltern und Kindern ein Ausmaß erreicht, wie das in dem vom Christentum geformten Abendland bisher jedenfalls nicht eingetreten ist.

Aber nicht nur der Wille, Kinder zur Welt zu bringen und aufzuziehen, sondern auch die Fähigkeit dazu, die physiologische Fruchtbarkeit also, ist eine variable Größe. Sind „alte" Völker etwa physiologisch weniger fruchtbar als junge? Hätten Hellenen und Römer auch dann nicht mehr genügend Kinder gehabt, wenn sie sie gewollt hätten? Gini z. B. glaubt, daß die Fruchtbarkeit der Völker eine ähnliche Entwicklung durchmacht wie die der Individuen; daß die niedrigen Geburtenraten von Oberschichten nicht in erster Linie neomalthusianischen Maßnahmen zuzuschreiben sind, sondern einer „Reduktion der genetischen Instinkte", die ihnen „die Illusion gibt, daß sie das nicht wünschen, was sie nicht ohne Vergewaltigung der Natur erhalten können" (11). Wir wissen, daß die physiologische Fruchtbarkeit erhebliche individuelle Schwankungen aufweist, daß auch dort, wo keine Geburtenkontrolle geübt wird, die Familiengröße und der Abstand der Konzeptionen sehr verschieden ist. Es gibt auch gruppenhafte Unterschiede der Fertilität. Die Frankokanadier z. B. sind berühmt durch ihre hohen Kinderzahlen, die gewiß nicht nur dadurch zu erklären sind, daß diese vorwiegend ländliche und katholische Bevölkerung keine Geburtenkontrolle übt. Darwin und mit ihm andere Autoren haben ferner angenommen und durch einige Indizien zu stützen versucht, daß Kulturvölker fruchtbarer sind als Primitive (12). Ein gewisser Einfluß des Lebensstandards auf die physiologische Fruchtbarkeit ist ja keineswegs ausgeschlossen, exakt nachgewiesen allerdings nur bei Ratten, wo Wurfgröße und Geburtsgewicht der Jungen von der Ernährung abhängen (13).

Aber so beliebt es auch ist, in bezug auf die Fruchtbarkeit „alte" Völker mit alten Individuen zu vergleichen, so wenig liegen für eine solche Parallelisierung stichhaltige Belege vor. Schon für bevölkerungsstatistisch gut bearbeitete moderne Bevölkerungen ließ sich zwar immer wieder der Einfluß der willentlichen Einstellung zum Kind auf zeitliche Veränderungen der Kinderzahl feststellen, aber keine ähnlich kurzphasigen Veränderungen der Fertilität. Sollten solche zeitlichen Veränderungen der physiologischen Fruchtbarkeit innerhalb einer Fortpflanzungsgemeinschaft vorliegen, so werden sie jedenfalls überdeckt von den erheblich größeren Schwankungen durch die gewollte Geburtenbeschränkung (14). Insbesondere das rasche Ansprechen der Geburtenraten auf propagandistische oder bevölkerungspolitische Maßnahmen spricht in der Neuzeit für eine solche vorwiegend gewollte Kleinhaltung der Kinderzahl. Es ist allerdings möglich — sowohl Mediziner wie Bevölkerungswissenschaftler haben gelegentlich diese Auffassung vertreten —, daß ungewollte Sterilität vielfach die Folge von Methoden der Geburtenkontrolle ist, insbesondere die Folge von künstlichen Aborten, aber auch von konzeptionsverhütenden Praktiken (15). So mag es auch sein, daß in Rom und Hellas in den Zeiten der sinkenden Geburtenraten ungewollte Sterilität häufiger war als früher und damit den Geburtenrückgang beschleunigte. Die Hinweise darauf sind allerdings unsicher (16), während die auf eine gewollte Beschränkung der Kinderzahl überreichlich fließen. Es handelt sich also bei dem Geburtensturz in Hellas und Rom ebenso wie in der Neuzeit offenbar in erster Linie um ein kulturpsychologisches, nicht um ein physiologisches Phänomen. Der Vergleich alter Völker mit alten unfruchtbaren Individuen hinkt ja auch insofern erheblich, als fast alle einschlägigen Autoren annehmen, daß die Fruchtbarkeit „alter" Völker durch die Mischung mit jungen „unverbrauchten" regeneriert werden kann. Dafür aber gibt es im individuellen Dasein keine Entsprechung (vgl. auch Rassenmischung).

Von den beiden gut überschaubaren historischen Fällen gewollter Geburtenbeschränkung hat man vielfach geschlossen, daß auch beim Untergang anderer Hochkulturvölker dies der entscheidende demographische Faktor war. Man muß sich aber im klaren darüber sein, daß es sich dabei vorwiegend um Schlüsse aus indirekten Indizien handelt, aus Indizien, die, wie bereits gezeigt wurde, keineswegs immer eindeutig sind (vgl. S. 85 ff.).

Eine direkte Nachricht über Geburtenrückgang liegt, von Hellas und Rom abgesehen, nur aus Altägypten vor. In der Zeit der sozialen Wirren, die dem Ende des Alten Reiches folgte, klagte der „Prophet" Ipuwer: „Der Menschen werden wenig, Oberägypten ist zur leeren Wüste geworden ... Die Frauen sind unfruchtbar und werden nicht mehr schwanger ... Die Geburten nehmen ab ..." Aber es handelt sich dabei offenbar um eine jener kurzphasigen Schwankun-

gen der Geburtenbewegung, die wir auch aus Europa kennen (vgl. S. 88). Es ist eine Zeit, in der — wie uns Ipuwer eindrücklich schildert — Hunger und Terror in Ägypten wüten, in der ein politisches Chaos herrscht und blutige Kämpfe eine neue Gesellschaft heraufführen. Es kann nicht wundernehmen, daß dabei die Bevölkerung abnimmt, nicht nur durch erhöhte Sterblichkeit, sondern auch durch Geburtenrückgang, sei es, daß Not, Entbehrungen und seelische Traumen die natürliche Fruchtbarkeit herabsetzten, sei es, daß die sicherlich schon bekannten Methoden der Empfängnisverhütung und Abtreibung (17) häufiger angewandt wurden als in sicheren und satten Zeiten. Auch von Aussetzung von Neugeborenen in der Wüste weiß Ipuwer zu berichten. Wir haben jedoch keinen Beleg dafür, daß es sich bei diesem Geburtenrückgang um einen langphasigen Vorgang handelt, der als Ursache für den späteren Kulturniedergang angesehen werden kann. Wir haben sogar Belege für das Gegenteil. Als wieder eine gewisse politische Ordnung zurückgekehrt ist, heißt es in der „Lehre“ für den König Marikarê, einen jener Fürsten von Herakleopolis, die zeitweise unter den zahlreichen Gaufürsten eine hervorragende Rolle spielen: „Deine Bürgerschaft ist voll von Neuaufgewachsenen, von solchen, die 20 Jahre alt sind.“ Das heißt nichts anderes, als daß wieder viele Kinder geboren wurden und die Bevölkerungspyramide auf einer breiten Schicht junger Altersklassen steht. Auch die militärische Expansion im Neuen Reich, zuerst von ägyptischen Truppen, später erst auch von fremdethnischen Söldnern getragen, wäre ohne eine breite Schicht junger, wehrfähiger und kampflustiger Männer kaum denkbar. In noch späterer Zeit, als Griechen und Römer Ägypten kennenlernten, wird immer wieder seine dichte Bevölkerung, ihre Gesundheit und Langlebigkeit und die Fruchtbarkeit der ägyptischen Frauen gerühmt, die man dem Nilwasser zuschreiben wollte. Auch die Familiensoziologie kommt zu dem Schluß, daß sich in Ägypten nie in breiten Schichten die „atomistische“ Familienform entwickelte, auf deren Boden jene lebensgefährdende Geburtenbeschränkung wuchs, die wir aus Hellas und Altitalien ebenso kennen wie aus dem modernen Abendland. Nur in den Großstädten haben sich in hellenistischer Zeit und unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer zahlreichen griechischen und italienischen Einwohner Ansätze zu einem Verfall der Familie feststellen lassen (18). Aber dies ist zugleich die Zeit, in der sich die Gesamtbevölkerung Ägyptens nach dem Niedergang unter persischer Herrschaft mehr als verdoppelt und Strabo die unzähligen Myriaden Menschen des Nillandes bewundert.

Auch aus Babylonien und Assyrien liegen sichere Nachrichten über Geburtenrückgang oder gewollte Geburtenbeschränkung nicht vor. In den Gesetzen Hammurabis und in anderen Überlieferungen tritt immer wieder hervor, wie großer Wert auf Nachkommenschaft gelegt wird. Bleibt die gesetzliche Ehefrau kinderlos, so kann sie

ihrem Mann eine Sklavin als Nebenfrau zuführen, deren Kinder den ehelichen gleichgestellt sind. Hierin hat Thurnwald einen Hinweis darauf sehen wollen, daß die Kinderzahl insbesondere der Frauen der Oberschicht vielleicht nicht der gewünschten Norm entsprach. Ein guter Kenner der babylonischen Geschichte und Kultur schätzte, daß die Kinderzahl nicht sehr hoch, meistens bei 2—4 Kindern lag (Meissner). Aber aus Erbverträgen sind uns auch viele höhere Geschwisterzahlen bekannt. Den bei Klima und Schorr wiedergegebenen Erbteilungsurkunden ist 18mal etwas über Geschwisterzahlen zu entnehmen, darunter 17mal mit Geschlechtsangabe. Es sind danach fast nur Brüder an den Erbteilungsverträgen beteiligt, und zwar liegt die größte Häufigkeit bei 3 Brüdern (7mal), doch kommen auch 4 (2mal) und 5 Brüder (1mal) und nach anderen Quellen (Meissner) auch 6 Brüder vor. Wenn sich auch aus solchen Erbverträgen keine durchschnittlichen Kinderzahlen errechnen lassen, da die kinderlosen und Einkind-Ehen, aber auch die Zweikind-Ehen mit einem Sohn unter ihnen kaum vertreten sind, so spricht doch die Häufung bei drei Brüdern — was durchschnittlich sechs Geschwister bedeuten würde! — und die immerhin beachtliche Streuung in noch höhere Brüderreihen hinein nicht gerade für Kleinhaltung der Familie. Kaiser Augustus hatte einen Bauern, der 8 Kinder hatte, von seiner Heimat Fiesole nach Rom kommen lassen, wo er in feierlichem Zuge aufs Capitol geleitet und wie ein Wundertier bestaunt wurde, und achtzig Jahre später hatte es Plinius in seiner Naturgeschichte als Merkwürdigkeit verzeichnet, daß zur Zeit der Gracchen ein vornehmer Römer sechs Kinder gehabt hatte (19)! Zudem handelt es sich bei den altbabylonischen Vertragsschließenden um diejenigen Geschwister, die eine zweifellos hohe Kindersterblichkeit überlebt hatten, so daß die Geburtenzahlen in den betreffenden Familien entsprechend höher gelegen haben müssen. Auch in späterer Zeit wird in Gebeten an die Götter immer wieder reiche Nachkommenschaft erfleht und erscheint Kinderlosigkeit als harte Strafe. Auch das alles sieht nicht nach gewollter Geburtenbeschränkung aus.

Bestehen bleibt freilich die Tatsache der Unterwanderung des Landes, und zwar in einem Ausmaß, das immerhin zur sprachlichen Umprägung der Bevölkerung ausreichte. Irgendwann muß also ein Bevölkerungsrückgang eingesetzt haben. Aber der Zusammenhang kann umgekehrt sein, als die Theorie der „weisen Geburtenbeschränkung“ annimmt: Nicht der Sog eines durch Kinderarmut untervölkerten Landes zog die Unterwanderung an, sondern der Bevölkerungsdruck in den Nachbarräumen preßte deren Bevölkerungsüberschuß in das fruchtbare Kulturland. Mag dadurch schon eine Einengung des Nahrungsraumes für die von jeher vorwiegend städtische Bevölkerung eingetreten sein, so war das noch mehr der Fall mit dem Verfall der Bewässerungsanlagen, der schließlich auch

einen Verfall der Städte nach sich ziehen mußte. Die dadurch ständig notwendige Abstimmung der Bevölkerungszahl auf den schrumpfenden Nahrungsraum kann sich hier wie anderswo durch wachsende Sterblichkeit insbesondere Kindersterblichkeit, durch Abwanderung und erzwungene Ehelosigkeit als Folge der mangelnden wirtschaftlichen Grundlagen für eine Familiengründung vollzogen haben. Daß damit auch die Geburtenraten sinken mußten, ist selbstverständlich, doch ist dies soziologisch ein ganz anderer Vorgang, als wir ihn in Hellas und Altitalien sehen, wo die künstliche, gewollte Kleinhaltung der Familien offenbar der entscheidende Faktor war.

Keine Hinweise auf eine „Atomisierung" der Familie und die damit korrelierte weite Verbreitung gewollter Kinderlosigkeit oder Kinderarmut gibt auch die persische Geschichte. Herodot (5. Jahrhundert) berichtet, daß Kinderreichtum bei den Persern in hohen Ehren stand, und der Avesta, zwar in seinen Ursprüngen auf das 8. vorchristliche Jahrhundert zurückgehend, aber erst im dritten nachchristlichen Jahrhundert aufgezeichnet, vermittelt das Bild eines festgefügten Familiensystems (20). Ebensowenig wie bei den Kulturvölkern des alten Orients lassen sich bei denen des alten Amerika Geburtenrückgang und Familienverfall feststellen. Bei den Maya dürfte zwar gegen Ende des „Neuen Reichs" die Bevölkerung weniger zahlreich gewesen sein als früher; aber die Überlieferung bietet nur Anhaltspunkte für hohe Sterblichkeit durch Bürgerkriege, Seuchen und Naturkatastrophen. Von den Azteken wissen wir, wie hoch sie Kinderreichtum und Mütter ehrten; die im Kindbett gestorbenen Frauen waren sogar im Jenseits den im Kriege gefallenen Männern gleichgestellt, Ehebruch wurde wie andere Vergehen drakonisch bestraft. Auch die Rechtssysteme der amerikanischen Kulturvölker lassen darauf schließen, daß ein Wandel der Familienstruktur, wie wir ihn aus dem antiken und modernen Abendland kennen, nicht eingetreten ist. Bei den Azteken mag man darauf hinweisen, daß ihre Kultur ja ein gewaltsames Ende gefunden hat und daher die Symptome einer Spätentwicklung gar nicht zu erwarten sind. Aber bei den Maya liegen die Dinge anders. Hier war die K u l t u r bereits im Niedergang, als die Spanier kamen, ohne daß eine „Atomisierung" der Familie erkennbar ist (21).

Niedrige Heirats- und Geburtenziffern, die zur Bestandserhaltung der Bevölkerung nicht mehr ausreichen, sind also nur im Abendland wirklich nachweisbar. Umso bemerkenswerter ist es, daß sich hier die Entwicklung in drei aufeinanderfolgenden Phasen wiederholt, in Griechenland, in Rom und im modernen Abendland. Die Parallelität der Entwicklung gilt zunächst für den vorherrschenden Familientypus (22). Ausgangspunkt der Entwicklung ist jeweils die „Haus-Familie", in der eine informelle Familiengewalt über ihre Mitglieder herrscht, aber — im Gegensatz zu entwicklungsgeschichtlich früheren Familienformen — der öffentlichen Macht von Staat

und Kirche untergeordnet ist. In der „atomistischen“ Familie löst sich das Individuum aus dieser Unterordnung unter die Familiengewalt, wobei je nach Grad und Häufigkeit der Auflösungserscheinungen eine „frei-atomistische“ und eine „anarchisch-atomistische“ Familie zu unterscheiden sind. Merkmale der Vorherrschaft der atomistischen Familie sind dabei u. a. häufige und leichte Scheidungen, bei denen die Frage der Schuld keine erhebliche Rolle mehr spielt; mangelnde Achtung vor Eltern und Elternschaft im öffentlichen Leben; Verfall der Sanktionen gegen Ehebruch; Revolte der Kinder gegen die Eltern, so daß es immer schwieriger wird, Kinder zu erziehen; Ansteigen der Jugendkriminalität und der sexuellen Perversionen. Die freie atomistische Familie findet sich nach Zimmerman nun in Griechenland im 6.—5. Jahrhundert, in Rom im 2.—3. Jahrhundert, im modernen Abendland im 18. und 19. Jahrhundert; die anarchisch-atomistische Form in Griechenland im 4. und 3., in Rom im 2. und 3., im modernen Westeuropa im 20. Jahrhundert.

Das Fallen der Geburtenraten kann gleichfalls als ein Indiz der Lockerung der Familienstruktur angesehen werden, und hier liegt ebenfalls eine weitgehend gleichlaufende Entwicklung vor, während die Heiratsraten offenbar in den letzten Phasen der antiken Völker niedriger liegen als in der Neuzeit. Die bevölkerungsbiologischen Prognosen für das moderne Abendland gründen sich auf dieser bisherigen Parallelität der Abläufe. Aber man muß sich darüber im klaren sein, wie schmal schon statistisch die Grundlage für eine solche Voraussage ist; ganz abgesehen davon, daß bei einem so weitgehend kulturpsychologisch bestimmten Vorgang die zahlreichen neuen Strukturelemente, durch die sich das moderne Abendland vom antiken unterscheidet, nicht ganz ohne Einfluß auf die Entwicklung sein können (vgl. S. 157 ff.).

Schrifttum

1. Burgdörfer, F., Volk ohne Jugend. 534 S., 3. Aufl. Heidelberg-Berlin-Magdeburg 1934. S. 53. — 2. v. Ungern-Sternberg, R., und Schubnell, H., Grundriß der Bevölkerungswissenschaft. 602 S. Stuttgart 1950. S. 104. — 3. Dies., 1950, zit. Anm. 2. S. 269. — 4. Polybios' Geschichten. Übers. von J. H. F. Campe. 3 Bde. Stuttgart 1863. II, 1603—1604 (37. Buch). — 5. Zimmerman, C. C., Family and civilization. 829 S. New York-London 1947. S. 305. — Vgl. auch Himes, N. E., Medical history of contraception. 521 S. Baltimore 1936. — Millar, W. M., Human abortion. Hum. Biol. VI, 271—307, 1934. — 6. So wurden die Kinderbestattungen in Tongefäßen auf dem Friedhof in Gela (Sizilien) als Bestattungen von ausgesetzten Kindern gedeutet, vgl. Myres, J. L., The cause of rise and fall in the population of the ancient world. The Eugenics Rev. VII, 15—45, 1915, der sich ohne nähere Quellenangabe auf Willamowitz-Moellendorf beruft. Diese Deutung ist aber offenbar unbegründet. Die betreffenden Bestattungen stammen aus dem 7. und 6. und den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts. Auf 570 Bestattungen 233 ausgesetzte Kinder ist schon an sich denkbar unwahrscheinlich, erst recht für diese Zeit kräftigen griechischen Bevölkerungswachstums. Die Zahlen können höchstens auf eine hohe Kindersterblichkeit hin-

weisen, sind aber auch dafür nicht statistisch zu verwerten, da Kinder offenbar häufiger als Erwachsene in dieser Zeit bestattet (nicht verbrannt) wurden. Vgl. dazu Kerameikos, Ergebnisse der Ausgrabungen V/1, 1954, S. 6 ff. Bericht über die Ausgrabung des Friedhofs in Gela in Notizie degli Scavi di antiquità 1900, S. 246; (P. Orsi; die Zahlen weichen von denen bei Myres ab: 137 Amphoren mit Kinderskeletten unter 494 Bestattungen). Zur Sitte der Bestattung von Kindern in Tongefäßen vgl. Dunbabin, T. J., The Western Greeks. The History of Sicily and South Italy from the foundation of the Greek Colonies to 480 B. C. 504 S. Oxford 1948. S. 236. — 7. Zimmermann, C. C., 1947, zit. Anm. 5. S. 290 — 8. Appian, De Bell. Civ. II, 102. — 9. Jörs, P., Über das Verhältnis der Lex Julia de maritandis ordinibus zur Lex Papia Poppeaa. 70 S. Jurist. Diss. Bonn 1882. S. 23—25. Ob diese Bestimmung aus den Ehegesetzen des Augustus stammt, ist zweifelhaft. — 10. Zimmerman, C. C., 1947; zit. Anm. 5. S. 396 ff. — 11. Gini, C., The cyclical rise and fall of population. Population Lectures on the Harris Foundation 1929, 3—140. Chicago 1930. S. 20, 27. — 12. Carr-Saunders, A. M., The population problem. 516 S. Oxford 1922. S. 97 ff. — Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. S. 266. — 13. z. B. Korenchewsky, V., und Carr, M., Der Einfluß der automatischen Fütterung der Elterngeneration auf Zahl, Gewicht und Zusammensetzung der Jungen bei der Geburt. Proc. XI. Internat. Physiol. Congress Edinburgh 1923; nach Ref. Zbl. Gynäkol. XLVIII, 1564—1565, 1924. — 14. Mackenrodt, G., Bevölkerungslehre. Theorie, Soziologie und Statistik der Bevölkerung. 531 S. Berlin-Göttingen-Heidelberg 1953. S. 338 ff. — 15. Kiser, C. V., Group differences in Urban fertility. 284 S. Baltimore 1942. Kap. IX: Pregnancy wastage. — 16. Zimmerman, C. C., 1947, zit. Anm. 5. S. 677 ff. — 17. Himes, N. E., 1936, zit. Anm. 5. Literarisch belegt ist die Kenntnis empfängnisverhütender Mittel seit der 12. Dynastie. — 18. Zimmerman, C. C., zit. Anm. 5. S. 635 ff. — 19. zit. bei Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Bd. I. Berlin 1895. — S. 330. — 20. Zimmerman, C. C., 1947, zit. Anm. 5. S. 665. — 21. Wigmore, H., Some legal systems that have disappeared. Louisiana Law Rev. II, 1—30, 1939. — Trimborn, H., Der Ehebruch in den Hochkulturen Amerikas. Anthropos XXX, 533—547, 1935. — 22. Zimmerman, C. C., The family of tomorrow. 256 S. New York 1949.

5. Das Aussterben von Eliten

Der Geburtenrückgang, in den Oberschichten beginnend und damit die Fruchtbarkeit sozial differenzierend, kann ein Instrument der Auslese sein, wenn die Sozialschichten gleichzeitig Gruppen unterschiedlicher Erbstruktur sind: In der Gesamtbevölkerung nehmen die in den Oberschichten gehäuften Erbanlagen ab, wenn ihre Reproduktionsraten unter dem Durchschnitt liegen. Tatsächlich werden denn auch solche Auslesevorgänge vielfach für den Niedergang von Völkern verantwortlich gemacht; nicht so sehr eine quantitative, als eine qualitative Minderung wäre danach die Ursache dafür, daß sich die „Lebenskurve“ eines Volkes senkt, um schließlich in völligem sozialem Erlöschen oder mindestens in geistiger Mittelmäßigkeit und unschöpferischer Abhängigkeit zu enden. Es fehlen die großen Begabungen, die schöpferischen Persönlichkeiten, die einst das betreffende Volk in glänzenden Leistungen aufleuchten ließen; sie fehlen — so nimmt diese sozialbiologische Theorie an — weil die begabten, überdurchschnittlichen Familien, aus

denen sie in erster Linie zu erwarten waren, ausstarben oder zu wenige wurden (1).

Auch hier gibt die moderne Bevölkerungsbiologie einen gewissen Maßstab für Interpretation und Beurteilung historischer Erscheinungen. In der Gegenwart ist es ein vieldiskutiertes Problem, ob das erbbedingte Intelligenzniveau sinkt. Es ist gesichert, daß diejenigen Berufe, die in der sozialen Rangordnung höher stehen — sei es durch Einkommen, Bildung oder Ansehen — im Durchschnitt in allen Prüfungen auf intellektuelle Begabung besser abschneiden. Es ist ferner sicher, daß das Begabungsniveau, das mit Tests oder Schulnoten gemessen wird, eine starke Erbkomponente besitzt, daß in dieser Beziehung also auch die sozialen Schichten aller Wahrscheinlichkeit nach Gruppen unterschiedlicher Erbstruktur sind. Liegen nun in den überdurchschnittlich begabten Sozialgruppen die Reproduktionsraten ständig unter dem Durchschnitt — und das ist im modernen Westeuropa seit zwei bis drei Generationen der Fall —, so müssen, schließt man, in der Gesamtbevölkerung die Anteile der Gutbegabten ständig zurückgehen (2).

Aber selbst in der Gegenwart ist ein direkter und strenger Nachweis dieses Auslesevorganges bisher nicht möglich gewesen. Bei schottischen Schulkindern, die im Abstand von 15 Jahren (1932 und 1947) reihenweise getestet wurden, war eher ein Anziehen der Testleistungen festzustellen, obwohl die negative Beziehung zwischen Familiengröße und Leistungsniveau erhalten blieb (3). In Deutschland ist zwischen den Geburtsjahrgängen 1933 und 1937 eine Abnahme der guten und sehr guten Schulbegabungen festgestellt worden, aber dieser Rückgang ist viel zu groß, als daß er durch die differenzierte Fortpflanzung allein erklärt werden könnte (4). Gemessen werden kann eben nicht die Erbkomponente der Begabung, sondern immer nur die Leistung, und in diese gehen noch mancherlei andere, gehen allerlei „Umwelt“-Faktoren ein, wie Bildung und Anregungsreichtum, Gesundheits- und Ermüdungszustand, das Maß der körperlichen und seelischen Belastungen usw. (5). Es ist freilich sehr fraglich, ob dadurch wirklich bei Reihenuntersuchungen das Gefälle der Gruppenleistungen verdeckt oder gar umgekehrt werden kann. Aber solange es nicht möglich ist, Erb- und Umweltkomponente der Intelligenzleistung quantitativ abzugrenzen — und dies ist ein ungelöstes, vielleicht sogar ein unlösliches methodisches Problem —, bleibt auch den bevölkerungsbiologischen Folgerungen aus den sozialen Fruchtbarkeitsunterschieden die letzte Sicherheit verwehrt.

Ergeben sich solche Schwierigkeiten schon für die Gegenwart mit ihren umfangreichen Reihenuntersuchungen an ganzen großen Bevölkerungen, so wird daraus wohl deutlich, daß man Auslesevorgänge an historischen Bevölkerungen kaum mit naturwissenschaftlicher Exaktheit wird feststellen können. Was historisch greifbar ist,

sind nie biologische Eliten, also Siebungsgruppen spezifischer Erbqualität, sondern immer nur soziale Führungsschichten. Daß diese auch in erblich verankerten Fähigkeiten irgendwelcher Art über dem Durchschnitt stehen, darauf sind nur von Fall zu Fall vorsichtig abwägende Wahrscheinlichkeitsschlüsse möglich. Ein Indiz ist dabei die historisch sichtbare Leistung, sei es auf politisch-organisatorischem, auf künstlerischem und handwerklichem oder auf religiösem oder wissenschaftlichem Gebiet. Aber die Chancen, eine gegebene Begabung in Leistungen zu entfalten, ist nur in einer völlig mobilen Gesellschaft ohne Siebungssperren und ständische Schranken für alle Individuen gleich. Sie sind um so unterschiedlicher, je schärfer bestimmte soziale Funktionen und berufliche Betätigungen ständisch verankert oder die Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs an ganz äußerliche Dinge, wie etwa den Geldbeutel des Vaters, gebunden sind.

Immerhin schließen auch solche Siebungssperren und Standesschranken nicht aus, daß die Sozialschichten Gruppen unterschiedlicher Erbqualität und insbesondere die Führungsschichten solche überdurchschnittlicher Fähigkeiten sind. Es kommt immer darauf an, wie sich die betreffenden Schichten gebildet haben und wie sie sich ergänzen (6). Das Siebungssystem, nach dem sich Oberschichten bildeten, wird damit in der Bevölkerungsgeschichte zum zweiten Hauptindiz für eine vom Durchschnitt abweichende Erbstruktur. Die ständische Absperrung mag erst einen durch Leistung erworbenen Rang fixieren, der Stand seinem Ursprung nach daher doch eine Siebungsgruppe sein, wie dies etwa für den Dienstadel des Mittelalters gilt (7). Nur eine durch reine Gewalt, durch Eroberung und Unterwerfung gesetzte Schichtung kann letzten Endes unabhängig von dem Fähigkeitsgefälle sein. Aber die „Gewalttheorie" der Entstehung des Staates hat heute nicht mehr das gleiche Ansehen in der Soziologie, wie sie ihr Ratzenhofer oder Oppenheimer geben wollten. Auf Grund ethnologischer Erfahrungen kam Thurnwald zu der Einsicht: „Herrschaft kann sich auf die Dauer nie ohne eine entsprechende geistige Fundierung halten" (8). Ist dagegen eine Sozialschichtung durch innerethnische Differenzierung entstanden, so wird man dabei die Mitwirkung von biologischer Siebung im allgemeinen voraussetzen können, so schwer es auch im einzelnen sein mag, die wirksamen Begabungsfaktoren phänotypisch oder gar genetisch herauszuschälen. Solange sich die darauf beruhende genetische Differenzierung der Sozialschichten erhält, ist das Aussterben von Oberschichten auch ein Auslesevorgang.

Das „Aussterben" von Oberschichten ist nun in der Tat in der Geschichte häufig zu beobachten, so häufig, daß man wiederum nach verschiedenen Mechanismen des Untergangs gruppieren kann. Freilich handelt es sich ebenso wie beim Tod ganzer Völker nie ausschließlich um ein biologisches Aussterben, sondern die biologische

Dezimierung geht auch hier immer und mit wechselnden Akzenten mit einem sozialen Erlöschen Hand in Hand. Es bedeutet in diesem Fall soziale Entmachtung, Verlust der Vorrangstellung, Auflösung in anderen Schichten. Und ebenso wie bei den quantitativen Veränderungen ganzer Völker, kann die biologische Dezimierung bestimmter sozialer Schichten, kann damit ihr relativer Anteil an der Gesamtpopulation durch verschiedene demographische Faktoren bestimmt sein: durch sinkende, unterdurchschnittliche Reproduktionsraten; durch überdurchschnittliche Sterberaten; und schließlich durch überdurchschnittliche Auswanderungsquoten.

Das griechische und römische Beispiel wurden schon geschildert. Es ist deutlich, daß die Geburtenbeschränkung bei Hellenen und Römern in den Oberschichten einsetzt und, ebenso wie in der Neuzeit, erst schrittweise von breiteren Schichten übernommen wurde. Dabei ist besonders bei der römischen politischen Führungsschicht wahrscheinlich, daß sie tatsächlich eine Elite, eine auf bestimmte hervorragende Fähigkeiten gesiebte Gruppe darstellte. Die Nobilitas, entstanden aus dem Patriziat und den besten Plebejergeschlechtern, wird in der Zeit des aufsteigenden Imperiums immer wieder aus hervorragenden Familien „in strenger Auslese" (Strasburger) ergänzt. Schon im 2. vorchristlichen Jahrhundert ist in dieser Schicht vielfach eine für die Bestandserhaltung unzureichende Kinderzahl zu erkennen, die durch Adoptionen aufgefüllt werden muß. In Griechenland ist bei Männern wie Aristoteles und vor allem Isokrates das Gefühl sehr deutlich, daß die bisherigen Führungsschichten wirklich „hervorragende" und begabte Familien umfaßten, deren Aussterben daher die Gesamtbevölkerung verändern mußte: Die Gräber füllt man mit Bürgern, sagt Isokrates, die Phratrien und Bürgerlisten aber mit solchen, welche den Staat nichts angehen. „Die Familien der erlauchtesten Männer ... finden wir vertilgt ..."

Wir sahen aber, daß sich ein Absinken der Reproduktionsraten durch gewollte Geburtenbeschränkung nur im Abendland nachweisen läßt, nur hier gibt es daher diesen bevölkerungsbiologischen Mechanismus des Aussterbens von Eliten. Er ist auch eine Erscheinung von beschränkter Dauer. Kinderarmut der oberen Schichten stellt keineswegs eine allgemeine Regel dar. Vor der Ausbreitung der Geburtenkontrolle im modernen Abendland vollzog sich die Anpassung von Familiengröße und Reproduktionsraten an die wirtschaftlichen Möglichkeiten auf dem Wege über Variationen von Heiratsalter und Heiratshäufigkeit, eine Regulation, wie sie heute noch in Irland herrscht. In den gehobenen, wirtschaftlich bessergestellten Schichten lag daher das Heiratsalter niedriger und waren die durchschnittlichen Kinderzahlen größer (1). Wir haben einige Indizien dafür, daß diese Art der Regulation auch in historischen Kulturvölkern die übliche war. Es sei an die Bemerkung Hesiods erinnert, wonach verheiratete Landarbeiter schwer eine Stellung

finden, oder an Ipuwer, der von der Ehelosigkeit der Armen vor der großen sozialen Revolution in Ägypten spricht: „der einst ehelos schlief, findet jetzt Damen". Auch in der Zeit des „Geburtensturzes" ist ja Ehelosigkeit in Hellas und Rom eine häufigere Methode, unerwünschtem Kindersegen zu entgehen, als es im modernen Abendland der Fall ist.

Zahlreicher und zumeist auch sehr viel handgreiflicher als das Aussterben durch Kinderarmut sind in der Geschichte die Fälle der Dezimierung von Oberschichten durch überdurchschnittliche Lebensgefährdung. Diese beruht so gut wie ausschließlich auf der erhöhten Gefahr eines gewaltsamen Todes. Denn wie in der Gegenwart dürften auch in früheren Zeiten die Schichten mit dem höheren Lebensstandard diejenigen mit der geringeren Kindersterblichkeit, der geringeren Infektions- und Seuchengefährdung, des geringeren Verschleißes der Kräfte durch schwere körperliche Arbeit, durch Entbehrung, durch Mangel an Erholung gewesen sein. Demgegenüber fallen offenbar die Gefärdungen durch ein „üppiges Wohlleben" wie Stoffwechselstörungen und darauf beruhende Kreislaufdefekte geringer ins Gewicht, jedenfalls in Zeiten, in denen die Oberschichten nicht ein reines Drohnen- und Luxusleben führen. In der Neuzeit sind jedenfalls die Sterberaten deutlich sozial gestaffelt. Der Unterschied zwischen den sozialen Schichten, feststellbar etwa an den unterschiedlichen Sterberaten in armen und wohlhabenden Stadtvierteln, ist dabei in den letzten Jahrzehnten geringer geworden, entsprechend der Entwicklung in Richtung eines Ausgleiches der großen sozialen Spannungen von Einkommen und Lebensstandard; eine Entwicklung, die gerade auch für die Beurteilung historischer demographischer Verhältnisse wichtig ist (9).

Bis an die Schwelle der Gegenwart besteht eine soziale Differenzierung der Sterblichkeit auch zwischen Stadt und Land, und zwar zuungunsten der Städte, die vor dem Zeitalter moderner Hygiene die ungünstigere Umwelt darstellten. Es ist daher interessant, daß offenbar auch in Rom die Sterblichkeit, insbesondere die Kindersterblichkeit, höher lag als in den Provinzen (vgl. S. 91), was aber nicht auf das Konto der in der Stadt konzentrierten, aber doch dünnen Oberschichten, sondern auf das der breiten, in mehrstöckigen Häusern zusammengedrängten Massen der Unterstützungsempfänger gehen dürfte. Die Großstadt Rom ging offenbar auch in der Geburtenbeschränkung voran (vgl. S. 102), und wenn man sie als repräsentativ für die antiken Städte ansehen darf, so ist in der zunehmenden Verstädterung ein Faktor des Bevölkerungsrückganges zu sehen; überdurchschnittliche Sterberaten und unterdurchschnittliche Geburtenziffern: wahrscheinlich hat Rom ebenso wie die modernen Großstädte vom stetigen Zuzug aus der Landbevölkerung und den kleinen Städten gelebt. Aber es ist fraglich, ob das Siebungssystem dabei das gleiche war wie im modernen Abendland,

wo vielfach, wenn auch keineswegs durchgehend, eine „Abwanderung der Begabten vom Lande" beobachtet wurde. Rom bot nicht nur Chancen des sozialen Aufstiegs, sondern für eine breite und arbeitsunlustige Masse auch die staatlichen Getreidespenden. Ihre demographische Situation im ganzen kann daher nicht im Sinne einer verminderten Reproduktionskraft von Eliten interpretiert werden.

Erhöhte Gefahr eines gewaltsamen Todes: kriegerische Oberschichten verbluten sich in erfolgreichen Eroberungskriegen oder militärischen Niederlagen. An der Dezimierung der Vollspartiaten haben die Verluste im Persischen und Peloponnesischen Krieg einen erheblichen Anteil. Die Einschließung von 200 Spartiaten bei Sphakteria konnte in der Heimat jedenfalls die größte Bestürzung und Sorge um die Existenz des Standes auslösen. Gut läßt sich dieser Vorgang auch etwa bei den isländischen Normannen beobachten. Die hohen Verluste durch Seefahrt und Beutezüge ließen langsam im Lande selbst die ursprünglich fremdethnische und andersrassische Unterschicht in den Stand der Grundbesitzer und Waffenfähigen aufsteigen (10). Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei kriegerisch expansiven Völkern wie den Assyrern, den Persern, Medern, Hethitern, den Churritern und Ägyptern des Neuen Reiches ähnliche Auslesevorgänge eine Rolle spielten. In Ägypten jedenfalls werden die Streitkräfte und auch die militärischen Führungsstellen seit dem Beginn der asiatischen Kriege immer mehr mit Volksfremden aufgefüllt, die seit der 22. Dynastie (945—745) auch den Pharaonenthron besteigen.

Auch bei militärischen Niederlagen ist es häufig die Oberschicht, die am stärksten betroffen wird. In Ägypten soll nur eine der alten Adelsfamilien, die der Fürsten von Elkab, den Einfall der Hyksos überlebt haben. Als Cortez sich an die kriegerische Unterwerfung des Aztekenreiches und die Eroberung der Hauptstadt Tenochtitlan machte, sammelten sich in der Stadt alle Widerstandskräfte, und d. h. vor allem die politisch-militärische Führungsschicht, während von dem „gemeinen Volk" des ausgedehnten aztekischen Herrschaftsbereiches viele zu den Spaniern übertraten; die enormen Verluste, die die Belagerten durch Seuchen, durch Hunger und Kriegstod erlitten, trafen also offenbar bevorzugt den politisch aktiven und selbstbewußten Teil der Bevölkerung; nach seiner Dezimierung fügte sich das Land der Fremdherrschaft und brachte es für lange Zeit nicht mehr zu kulturellem und staatlichem Eigenleben. Die Eroberung Karthagos erinnert in vielen Zügen an die von Tenochtitlan. Nicht viel anders verfuhren die Römer bei der Eroberung Griechenlands: der makedonische Adel wurde deportiert, die Achäer mußten aus den hervorragendsten Personen des öffentlichen Lebens tausend Geiseln nach Rom senden, von denen viele schon auf dem Transport, andere durch Selbstmord oder in der Verbannung umkamen. Es gehört also geradezu zur Technik der Eroberung, die

einheimische Oberschicht zu dezimieren, um die übrige Bevölkerung fest in die Hand zu bekommen (11).

Keine scharfe Grenze führt von hier zu der erhöhten blutigen Lebensgefährdung der Oberschichten durch innere Fehden. Das klassische Sinnbild dafür ist eine von Herodot überlieferte Anekdote: Periander, Tyrann von Korinth, ließ einen milesischen Philosophen um Rat fragen, wie er seine Herrschaft am besten befestigen könne. Dieser führte den Boten aufs Feld, hieb dort diejenigen Ähren ab, die die anderen überragten, und trat sie in den Schmutz. Periander verstand den Rat und ließ in Korinth alle Bürger hinrichten oder verbannen, die sich vor den übrigen auszeichneten. Der Spartaner Lysander (seit 407 v. Chr.) ließ nach den Siegen, die den Peloponnesischen Krieg beendeten, in Milet 800 Mitglieder der gegnerischen Partei umbringen; umgekehrt wurden nach der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.), die das Ende der spartanischen Vorherrschaft bedeutete, alle spartafreundlichen Regierungen mit entsetzlichen Gewalttaten aus der Welt geschafft. Argos lebte nach Isokrates in beständigem Kriege mit seinen Nachbarn. Wann immer es die unterlegene Partei war, wurden nicht nur seine Äcker verwüstet, sondern auch seine führenden Bürger hingerichtet. Ebenso ging es Mytiline, das sich gegen die attische Herrschaft aufgelehnt hatte, aber schließlich unterworfen worden war. Das gleiche Bild bietet Rom während der Zeit der Bürgerkriege. Die nächsten Freunde der Gracchen wurden nach deren Niederlage und gewaltsamen Tod gleichfalls umgebracht; die Demokraten Marius und Cinna mordeten die Aristokraten und daneben ihre persönlichen Feinde zu Hunderten und Tausenden; als Sulla zur Macht kam, tat er dasselbe mit den Demokraten, und die Proskriptionen der Triumvirn räumten weiter unter den führenden Köpfen auf. Es ist jener Vorgang, den Seeck „die Ausrottung der Besten" nannte und in geradezu dramatischer Weise schilderte. „Es blieb nur übrig, wer politisch gar nichts bedeutete, die große schlechte Masse, welche zu gering war, um Feinde zu besitzen" (12).

Aber die klassische Antike bietet wiederum nur die am besten bekannten Beispiele. Aus Ägypten kennen wir denselben Vorgang am Ende des Alten und des Mittleren Reiches. Der „Prophet" Ipuwer schildert eindeutig die blutigen sozialen Auseinandersetzungen, in denen das alte Reich unterging. „Die Kinder der Vornehmen ergreift man auf der Straße und schlägt sie an die Mauern ... jede Stadt sagt: wir wollen die Starken aus unserer Mitte jagen; die Räte müssen hungern und die Bürger an der Mühle sitzen." Als nach einer Zeit der politischen Kleinstaaterei von Oberägypten aus das Nilland wieder unter starken Dynastien geeinigt wurde, ging dies auf Kosten des einheimischen Adels, der bis dahin die Führungsschicht darstellte. Vor allem Sesostris III. (1878—1841) rottete viele Adelsfamilien aus, um die Zentralgewalt wieder fester zu begründen.

Und in fast klassischer Form tritt uns die gegenseitige Dezimierung der Führenden am Ende des Neuen Reiches der Maya entgegen. Drei hervorragende Familien, jede mit einem Anhang von Versippten und Verbündeten, sind uns bekannt: die Xiu, die Itza und die mexikanisch-toltekischen Cocom. In blutigen Bürgerkriegen schlachteten sich die drei großen Sippen mit ihrem Gefolge nacheinander gegenseitig ab; die Spanier setzten die Ausrottung der alten Führungsschicht nur fort.

Als letzter demographischer Faktor bei der Dezimierung von Führungsschichten ist schließlich die Auswanderung zu nennen. Am deutlichsten ist er wohl in der Geschichte des hellenischen Volkes. Nach dem politischen und wirtschaftlichen Niedergang von Hellas durch Peloponnesischen Krieg und römische Besetzung waren es offenbar besonders die tüchtigen, begabten, aufstiegsfähigen und aufstiegshungrigen Bevölkerungselemente, die ins orientalische Ausland strömten. Dort lagen die Reallöhne höher, gab es mehr Chancen des Aufstiegs; geradezu naturnotwendig mußte das als Sieb wirken. In hellenistischer Zeit war nicht mehr Athen, sondern Alexandria das geistige Zentrum des Griechentums, der Sammelpunkt jener hervorragenden Geister, die das begabte Volk immer noch in großer Zahl hervorbrachte; der Altar von Pergamon, nicht mehr die Akropolis, ist das bekannteste Sinnbild des künstlerischen Schaffens der Hellenen dieser Zeit. Aber gegen eine quantitativ weit überlegene fremdethnische Welt konnte sich auf die Dauer das Griechentum des Orients nicht behaupten (vgl. S. 98). Nicht ganz so deutlich, aber doch auch mit einer erheblichen Wahrscheinlickeit anzunehmen ist ein solcher Vorgang der Wandersiebung bei der italischen Auswanderung. Auch hier boten in der Kaiserzeit die Außengebiete, die Provinzen, die größten Chancen, rasch zu Reichtum und Macht zu gelangen. Der Mechanismus der Wandersiebung steht damit in unmittelbarem Zusammenhang mit dem der Zerstreuung; hat dieser nur die quantitative Seite im Auge, so jener auch die qualitative Differenzierung. Und es mag sehr wohl sein, daß auch bei anderen Vorgängen der Zerstreuung Siebungsvorgänge mitgewirkt haben mögen, auch wenn wir nur die quantitative Seite deutlicher greifen können.

Auf jeden Fall also bietet die Geschichte gerade auch „ausgestorbener" Völker genügend Beispiele für die Dezimierung von Führungsschichten. Eine andere und wesentlich schwierigere Frage ist es, ob ein Kausalzusammenhang mit dem Niedergang oder Erlöschen der betreffenden Völker besteht. Mit naturwissenschaftlicher Exaktheit wird sich das in historischen Fällen nie nachweisen lassen. Aber ein Zusammenhang ist doch oftmals recht einleuchtend, und er ist vielfach nicht nur von bevölkerungsbiologischen Theoretikern, sondern auch von Historikern für jeweils ihren historisch gut überschaubaren Fall ohne die Ambition geschichtsphilosophischer Ver-

allgemeinerungen angenommen worden (13). Das gilt vor allem dort, wo mehrmals hintereinander die Neubildung und die Dezimierung von Führungsschichten zu beobachten ist, so daß man den Eindruck einer fortschreitenden Auslaugung des Volkskörpers an schöpferisch begabten, aufstiegsfähigen Familien gewinnt. In Hellas sind mindestens drei solcher Dezimierungswellen zu beobachten: Die gegenseitige Selbstausrottung der Oberschichten im Peloponnesischen Krieg, verstärkt durch die in diesen Schichten schon im vierten Jahrhundert einsetzende Geburtenbeschränkung; das Abströmen einer neu sich bildenden Schicht von Gebildeten und Besitzenden in die hellenistischen Staaten; und das Desaster der römischen Eroberung, das in erster Linie wieder die politische und geistige Oberschicht des Mutterlandes traf. In Rom hat in der Zeit des aufsteigenden Imperiums die Nobilitas, zusammengewachsen aus Patriziat und hervorragenden Plebejergeschlechtern, die Führung; sie verschwindet zwar in der Kaiserzeit nicht ganz, erscheint aber zahlenmäßig dezimiert, ein Vorgang, der schon im 2. Jahrhundert einsetzt. Aber auch Senatoren- und Ritterstand, die sie ablösen, bedürfen einer immer rascheren Ergänzung aus immer breiteren Schichten. Dazu kommt auch hier die offenbar mit Siebung verbundene Abwanderung in die aufstrebenden Provinzen. Es sieht wirklich so aus, als sei die Bevölkerung Altitaliens, und zwar auch die wirklich italischer Abstammung, in der Kaiserzeit auch in qualitativer Beziehung nicht mehr das, was sie zu Beginn der Republik war, und es liegt nahe, in dem Strukturwandel der Bevölkerung mindestens *einen* Kausalfaktor des Niedergangs zu sehen.

Das griechische und das römische Beispiel sind deshalb besonders wichtig, weil hier tatsächlich, wenn naturgemäß auch nur lückenhaft, der Nachweis des biologischen Erlöschens hervorragender Familien zu erbringen ist. Denn nur dann kann ja von „Auslese", von dem „Aussterben von Eliten" und damit unter Umständen von einem genetischen Strukturwandel der Gesamtbevölkerung die Rede sein. Der bloße soziale Strukturwandel, der Aufstieg des inneren Proletariats (*Toynbee*), die „Demokratisierung der Gesellschaft" (*Piper*), also die Beteiligung neuer, breiterer Schichten an Kultur und politischer Macht, beweist eine solche biologische Auslese noch nicht. Auch wenn gleichzeitig die spezifischen Leistungen der alten Oberschicht verschwinden, also ein zeitlicher Zusammenhang mit kulturgeschichtlichen Wendepunkten besteht, kann der Kausalzusammenhang ein ganz anderer sein als beim Aussterben von Eliten. Es kann ein anderer populationsgenetischer Mechanismus vorliegen: das fortschreitende Connubium zwischen den Schichten. Der gleiche Anlagenbestand, auf wenige homozygote oder viele heterozygote Individuen verteilt, kann phänotypisch etwas ganz Verschiedenes bedeuten, und bei polygenen ausgesiebten Begabungen ist es erst recht nicht gleichgültig, ob der betreffende Anlagen-

komplex durch Engzucht in einer kleinen Schicht immer wieder die Chance hat, neu zusammengefügt zu werden, oder ob die Einzelgene durch Mischung sich über eine größere Bevölkerung verstreuen. Es kann aber schließlich bei solchen zeitlichen Zusammenhängen zwischen Sozial- und Kulturwandel auch ein rein soziologischer Vorgang vorliegen, der mit Biologie überhaupt nichts zu tun hat. In Altägypten und in Sumer, wahrscheinlich auch bei den altamerikanischen Hochkulturvölkern, ist es zunächst eine kleine, sozial mächtige Schicht, die durch Konzentration, ja Ausbeutung aller Kräfte der Bevölkerung jene Bauleistungen hervorbrachte, die die Nachwelt immer wieder in Erstaunen setzen. Eine Verlagerung von Macht- und Besitzverhältnissen, etwa das Aufkommen von Privatbesitz und persönlicher Freiheit in einer bis dahin hörigen Schicht, können die nach außen hervortretende, sichtbare und überlieferbare Gesamtleistung wesentlich verändern, ohne daß die Bevölkerung als solche, sei es quantitativ oder qualitativ, sich wandelt (14).

Noch eine letzte Frage ist in den historischen Fällen schwierig oder gar nicht zu entscheiden: die Frage, welchen Anteil an der Gesamtbevölkerung die aussterbende Elite hat und ob ihr Verschwinden quantitativ und damit auch qualitativ überhaupt ins Gewicht fallen kann. 600 römische Senatorenfamilien, wie sie für das kaiserzeitliche Rom angegeben werden, stellen einen so geringen Bestandteil der Gesamtbevölkerung, selbst der der Hauptstadt allein dar, daß auch ein rascher Verbrauch durch Kinderarmut kaum den „Untergang Roms“ erklären könnte, wenn ihre generative Struktur nicht repräsentativ für eine breitere Oberschicht war, aus der sich die politisch Führenden rekrutierten. Breiter war schon die Schicht der Ritterschaft, die mindestens 5000 Männer bzw. Familien umfaßte, während für die gleiche Zeit der Mittelstand auf etwa 20 000 Köpfe, die Kleinbürger aber auf einige Hunderttausend geschätzt werden (Kahrstedt). Der politisch und geistig aktive, historisch greifbare Teil der Bevölkerung ist auch in anderen untergegangenen Kulturvölkern sehr gering zu veranschlagen; höher wohl der Anteil der Priester in theokratischen Staaten wie dem alten Maya-Reich und dem frühen Sumer oder so stark vom Kult bestimmten Monarchien wie dem späten Ägypten oder dem Aztekenreich; für die Maya möchte Termer alle am Kult beteiligten Personen auf ein Sechstel bis ein Viertel der Gesamtbevölkerung veranschlagen; aber wieviel davon kann auch im bevölkerungsbiologischen Sinne als „Elite“ angesehen werden? So tappen wir hier weitgehend im Dunkeln.

Immerhin sind einige theoretische Überlegungen möglich, die unter Benutzung modernen statistischen Materials eine Vorstellung von der Wirksamkeit der Auslese durch soziale Unterschiede von Geburten- und Sterberaten vermitteln. Der selektive Effekt für die Gesamtbevölkerung wächst, unter sonst gleichbleibenden Umstän-

den, 1. mit der relativen Größe der betreffenden Schicht, 2. mit der Größe der Unterschiede in den Reproduktionsraten, sei es, daß Geburten- oder Sterberaten stärker vom Durchschnitt abweichen, oder Auswanderung das Bevölkerungsgleichgewicht stört, oder 3. mit der Schärfe der Siebung, also dem Grad der qualitativen Differenzierung. Je mehr für bestimmte Leistungen notwendige Fähigkeiten in einer bestimmten Führungsgruppe konzentriert sind, desto folgenschwerer muß das Aussterben der betreffenden Familien sein. Ein modernes Beispiel mag wieder eine gewisse Richtschnur für Schätzungen geben. Der Anteil der sehr gut Begabten mit Intelligenzquotienten über 120 betrug nach einer amerikanischen Untersuchung in den freien Berufen (professional class) rund 43 %, unter den ungelernten Arbeitern knapp 5 %; Landwirte, Halbgelernte, Gelernte und schließlich die Gruppe der Geschäftsleute und Angestellten (Business-Clerical) ordneten sich dazwischen ein. Die Reproduktionsraten der Freien Berufe und Ungelernten betrugen 0,76 und 1,17; bei den freien Berufen reichte also die Kinderzahl nicht aus, um die Elterngeneration zu ersetzen; das überwiegende Ein- bis Zweikindsystem konnte trotz niedriger Kindersterblichkeit nur rund drei Viertel der Kopfzahl der älteren Generation reproduzieren. Die Ungelernten hatten dagegen trotz höherer Kindersterblichkeit einen Wachstumsüberschuß. Legt man diese Zahlen zugrunde und setzt man voraus, daß den Intelligenzunterschieden zwischen den Schichten Erbunterschiede entsprechen, so vermindert sich der Anteil der Bestbegabten in der Gesamtbevölkerung im Laufe nur einer Generation um 1,3 % (von 12,1 auf 10,8 %), obwohl die freien Berufe nur etwas über 3 % der Bevölkerung ausmachen; der durchschnittliche Intelligenzquotient sinkt um fast einen Punkt (15). Derselbe Vorgang, über zwei bis drei Jahrhunderte fortwirkend, würde die Bestbegabten fast völlig aussterben lassen. Das sind Zahlen, die es durchaus möglich erscheinen lassen, daß auch bei heute verschwundenen Kulturvölkern ähnliche Vorgänge die besten schöpferischen Leistungen allmählich erlöschen ließen.

Schrifttum

1. Vgl. Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. S. 253 ff. (Literatur!) — 2. Vgl. Anm. 1, sowie Lenz, F., Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik). 593 S. München 1932. — Reinöhl, F., Die Vererbung der geistigen Begabung. 280 S. München-Berlin 1937. — Dorn, H. F., Snyder, L. H., and Murphy, G., Genetic and social significance of differential fertility. Milbank Memorial Fund Quarterly XXV, 359—382, 1947. — Dunn, L. C., and Dobzhansky, Th., Heredity, Race and Society. 115 S. New York 1946. — 3. N. N., The trend of Scottish intelligence. 151 S. London 1949. — Undeutsch, U., Psychologische Beobachtungen über die Akzeleration der Jugendentwicklung. Homo II, 24—27, 1951. — 4. Müller, K. V., Bericht über die Begabtenuntersuchung Niedersachsens. Homo I, 136—142, 1949. — 5. Stern, E., Principles of human genetics. 617 S. San Francisco 1950. S. 506 ff. — 6. Mühlmann, W. E., Zur Theorie der sozialen Siebung. Jb. Sozialwiss. I, 197—212, 1950. — 7. Schwi-

detzky, I., 1950, zit. Anm. 1. S. 123 (Lit.). — 8. Thurnwald, R., Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur im Lichte der Völkerforschung. Die menschliche Gesellschaft Bd. IV, 377 S. Berlin-Leipzig 1935. S. 93, 252. — 9. v. Ungern-Sternberg, R., und Schubnell, H., Grundriß der Bevölkerungswissenschaft. 602 S. Stuttgart 1950. S. 376. — 10. Herdt, L., Rassenkundliche und rassenbiologische Zeugnisse im altisländischen Schrifttum. Arch. Rass. Ges. Biol. XXVIII, 1—38, 1934. — Weitere Beispiele und Literatur bei Mühlmann, W. E., Ethnische Aufstiegsassimilation und Rassenwandel. Homo I, 123—136, 1949. — 11. Schwidetzky, I., 1950, zit. Anm. 1. S. 94, 258 ff. — 12. Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Bd. I. Berlin 1895. S. 257 ff. — 13. Vgl. z. B. Breasted für Ägypten, Kornemann für Altitalien, Kahrstedt für Hellas, Termer für die Maya (s. die Völkerbiographien). — 14. Mündlicher Hinweis von A. Falkenstein für Sumer; für die Maya vgl. Termer 1951. — 15. Lorimer, F., and Osborn, F., Dynamics of population. Social and biological significance of the changing birth rate in the United States. 461 S. New York 1934.

6. Rassenmischung und Rassenwandel

Die Hauptschwierigkeit bei der Anwendung der Elitetheorie auf historische Fälle lag in der Schwierigkeit, Änderungen der Erbstruktur in geschichtlichen Bevölkerungen wirklich nachzuweisen. Das gilt vor allem für so komplexe und wandelbare Eigenschaften wie „Begabung" oder „Tüchtigkeit"; sie sind sowohl genetisch hochkomplex, wie auch in ihrer Entfaltung abhängig von Umweltkonstellationen, und schließlich selbst als phänotypische Merkmale ohne direkten Zugang zur Persönlichkeit nicht eindeutig bestimmbar. Es gibt nun aber einen Komplex von Erbmerkmalen, bei denen die methodische Situation erheblich günstiger liegt: die körperlichen Rassenmerkmale. Sie stellen einen sichtbaren Ausschnitt der Erbstruktur dar, an dem die erblichen Unterschiede innerhalb der Menschheit am frühesten im wahrsten Sinne des Wortes augenscheinlich wurden. So ist es kein Zufall, daß Beobachtungen über Veränderungen des Erbgefüges von Bevölkerungen zuerst das Rassengefüge betrafen. Indem Rassen aber gleichzeitig als leib-seelische Ganzheiten aufgefaßt wurden, traten sie auch in die Dimensionen ein, die den Historiker interessieren.

Aber kein bevölkerungsbiologischer Mechanismus ist unterschiedlicher beurteilt worden als die Rassenmischung. Wird sie das eine Mal als Ursache allen Völkeruntergangs betrachtet, so das andere Mal als wesentliche Ursache des Völkeraufstiegs (vgl. S. 15). In neuerer Zeit haben vor allem der Kulturhistoriker Schneider und der Konstitutionsbiologe Kretschmer den Gedanken von der stimulierenden Wirkung der Mischung aufgegriffen und teils historische Beispiele, teils biologische Begründungen dafür beigebracht (1). Bei einer so gegenteiligen Beurteilung ist eine eingehende Prüfung der überlieferten historischen „Fälle" besonders notwendig.

Zunächst freilich dürfte es nützlich sein, sich darüber klar zu werden, welche Methoden zur Verfügung stehen, um an historischen

Bevölkerungen Rassenmischung und Rassenwandel festzustellen. Denn wenn auch der Begriff Rasse, jedenfalls im älteren klassischen Sinne, die optisch wohl unterscheidbaren geographischen Variationen der Menschheit im Auge hat und die bisherigen Klassifikationssysteme nach so konkreten Merkmalen wie Körperhöhe, Haar- und Augenfarbe, Kopfform und physiognomischem Typus gliedern (2), so sind doch bei historischen Bevölkerungen auch solche relativ einfachen Merkmale weitgehend der direkten Beobachtung entglitten. Noch am günstigsten ist es für den Anthropologen, wenn Überreste der Menschen selbst vorliegen, also Schädel- und Skelettfunde. Sie liefern zwar ein unvollständiges Bild von den einst lebenden Individuen, da die Weichteile in aller ihrer möglichen Mannigfaltigkeit und damit auch Farben und Haarform fehlen, aber der gegebene Ausschnitt ist zuverlässig, das gewonnene Bild ein direktes Abbild. Liegen aus derselben ethnischen Lebensgemeinschaft Überreste aus verschiedenen Zeitabschnitten vor, so kann unter Umständen ein Wandel der Rassenstruktur unmittelbar erschlossen werden. Wenn auch auf diesem Felde die Schlüsse vielfach unsicher bleiben müssen oder der Stützung durch andere Indizien bedürfen, so vor allem deshalb, weil es schwierig ist, ausreichend große Skelettserien zu gewinnen, die als repräsentativ für die betreffende Bevölkerung gelten können (3).

Immerhin zeigte etwa ein kraniologischer Längsschnitt durch die ägyptische Rassengeschichte eine Häufung von Brachykephalen in Unterägypten mit dem Beginn der dynastischen Zeit, die der historisch erschließbaren Einwanderung aus Vorderasien entsprechen dürfte; sie macht es ergänzend wahrscheinlich, daß dieser Zustrom quantitativ erheblich war; in Nubien ist im Mittleren Reich eine leichte, im Neuen Reich eine starke negride Infiltration festzustellen (4). Auch für Altgriechenland ist solch ein Längsschnitt versucht worden (5). Alle europäischen Rassentypen sind danach in allen Epochen vertreten, aber mit wechselnden Anteilen, ohne daß eine durchweg geradlinige Veränderung der quantitativen Zusammensetzung festzustellen ist. Der mediterrane Typ tritt in allen Abschnitten, besonders auch im Neolithikum und in der mykenischen Zeit kräftig hervor; der als nordisch-iranisch diagnostizierte Schädeltyp erreichte seine größte Häufigkeit in mittelhelladischer Zeit, um dann im ganzen, mit mancherlei, vielleicht zufallsbedingten Schwankungen abzusinken. Aber auch dinarische und alpine Formen wurden mit beachtlichen und wechselnden Anteilen festgestellt.

Auf etwas schwankenderen Boden gerät man bereits, wenn man nicht die menschlichen Überreste selbst, sondern Bildnisse oder literarische Nachrichten unter gleichen Gesichtspunkten verwendet. Bei beiden Quellengruppen ist die Frage, wieweit das künstlerische Abbild die tatsächliche Bevölkerungsstruktur widerspiegelt, wieweit Schönheitsideale oder Schemata eine Auswahl treffen. Immerhin

lassen sich eine Reihe von Arbeiten nennen, die dieses Quellenmaterial mehr oder minder systematisch oder kritisch auswerteten und damit die Brauchbarkeit der Methode grundsätzlich erwiesen. So schließt Bux aus dem Fehlen des klassisch-nordischen Typs in der archaischen Kunst des kleinasiatischen und Inselgriechentums, daß es sich hier um hellenisierte, dem rassischen Ursprung nach nicht hellenistische Bevölkerungen handelt; und Sieglin stellte durch kritische Zusammenstellung aller literarischen Nachrichten fest, daß es im griechischen Mutterlande in der klassischen Zeit mindestens in der Oberschicht mehr Blonde gab als nach Alexander (6). Wenn er dabei für Griechenland insgesamt 109 Personenbeschreibungen zusammenstellen kann, so wird allerdings daraus schon deutlich, wie schwierig es bei diesem Quellenmaterial ist, ausreichendes und vergleichbares Material aus verschiedenen Zeitabschnitten zu gewinnen und damit etwas über die Rassendynamik auszusagen.

Das weitaus meiste aber, was über Rasse und Rassenmischung in der Völkergeschichte geschrieben wurde, bedient sich viel gröberer, oft indirekter Methoden. Was historisch greifbar ist, ist oft nicht Rassenmischung und Rassenwandel, sondern Völkermischung und Veränderung der ethnischen Zusammensetzung einer Bevölkerung oder sogar nur Kontakt oder Mischung von Kulturen. Aus der Verschiedenartigkeit der Kulturen schließt man dann, daß verschiedene ethnische Lebensgemeinschaften ihre Träger waren; und aus den lockeren, großräumigen Beziehungen zwischen Rassen- und Völkerdifferenzierung auf Rassenmischung, wenn tatsächlich nur fremdethnischer Zustrom überliefert ist. Wo Indogermanen auftreten, nimmt man Nordische an; wo ein Land von Semiten überflutet wird, einen Zustrom von Orientaliden oder Armeniden. Gewiß werden solche Schlüsse in den meisten Fällen im Groben richtig sein; aber es ist doch gut, sich einmal daran zu erinnern, wie verwickelte Tatbestände sie unter Umständen überspringen.

Man mag aber auch in solchen Fällen von Rassenmischung sprechen in jenem weiteren Sinne, in dem Rasse heute vielfach verstanden wird: als Populationen mit unterschiedlichen Genhäufigkeiten (7). Es ist anzunehmen, daß in jedem Falle zwei Bevölkerungen, die zunächst getrennte Fortpflanzungskreise bilden und dann in Kontakt und Mischung treten, sich in der Häufigkeit irgendwelcher Erbanlagen, sei es für Blutgruppen oder musikalische Begabung, für Handform, Farbtüchtigkeit oder spezifische Krankheitsresistenz, unterscheiden. Die neue gemischte Bevölkerung dürfte also immer auch eine neue Genkombination darstellen. Aber die genaue oder nur annähernde Bestimmung solcher Unterschiede, wie sie für gewisse sichtbare morphologische Merkmale immerhin durchgeführt werden kann, ist in historischen Bevölkerungen unmöglich.

Es dürfte deshalb in solchen Fällen methodisch sauberer sein, nicht von Rassenmischung, sondern von Völker- und Bevölkerungsmischung zu sprechen.

Nach diesen methodischen Vorbemerkungen seien die historischen Fälle daraufhin geprüft, was sie über die Wirkung von Rassen- oder Völkermischung aussagen. Stützen sie die Auffassung von den verhängnisvollen Folgen der Mischung, die die hochgezüchteten schöpferischen Eigenschaften einer Rasse und ihre spezifische Anpassung zerschlägt? Oder aber jene Deutung, die der Mischung schöpferische Impulse zuschreibt?

Da zeigt nun schon ein flüchtiger Überblick, daß beide Auffassungen auf gute historische Beispiele hinweisen können — aber eben auf verschiedene Beispiele. Es ist eine Tatsache, daß Völkermischung am Anfang so gut wie aller großen Kulturvölker steht; dabei geht ihr Ausmaß über dasjenige hinaus, was sich dauernd in allen ethnischen Lebenskreisen an Zustrom, Mischung und Assimilation vollzieht. Es sind zumeist Gruppen, die sich an Kopfzahl oder an geistigem Gewicht nahestehen und die dann beide in dem neuen Ethnos, sei es quantitativ, sei es qualitativ, wesentliche Bestandteile darstellen. Die Altägypter der dynastischen Zeit wachsen aus den Trägern der sogenannten Ersten und Zweiten Kultur zusammen; sprachlich sind sowohl hamitische, wie semitische Elemente in ihnen festzustellen. Die Sumerer waren offenbar schon bei ihrer Einwanderung in das Zweistromland rassisch heterogen, was vorangegangene Mischungen wahrscheinlich macht; sie assimilierten dazu in dem Lande, in dem sie ihren großen historischen Aufstieg erlebten, eine kaspische Vorbevölkerung. Noch eindeutiger und schon schärfer faßbar ist der Mischungsursprung bei den Babyloniern: Sumerer und akkadische Semiten sind ihre wohlerkennbaren Hauptbestandteile. Die große Zeit der Assyrer begann erst, als eine den Babyloniern nahestehende Bevölkerungskomponente sich mit einem mitannischen Zustrom verband. Hellenen und Römer gingen aus der indogermanischen Überschichtung und sprachlichen Assimilation dichter, kulturell bereits hochentwickelter nichtindogermanischer, rassisch vorwiegend mediterraner Bevölkerungen hervor. Eine Hochkultur in Altmexiko entwickelte sich, als die Teotihuanacanbevölkerung durch Nahua-Zustrom von Norden wesentlich verändert worden war; die Maya erlebten ihre große Blütezeit nicht in ihrem Ursprungsgebiet in Veracruz, sondern nach der Auswanderung nach Guatemala, wo sie eine Vorbevölkerung aufsogen. Die Beispiele ließen sich vermehren, auch aus der Reihe der lebenden Kulturvölker, deren Anfänge einigermaßen zu übersehen sind.

Bei einer so weiten Verbreitung des zeitlichen Zusammenhangs zwischen Bevölkerungsmischung und historischem Aufstieg liegt

es nahe, auch einen kausalen Zusammenhang anzunehmen. Gibt es bevölkerungsbiologische Mechanismen, die ihm zugrunde liegen können?

Da ist zunächst an das „Gesetz der Kulturpyramide" zu erinnern (vgl. S. 82): Hochkultur setzt eine breite Bevölkerungsbasis voraus, und Wachsen oder Schrumpfen der Bevölkerungszahl ist einer der Faktoren, die das Kulturniveau verändern können. Damit eine Hochkultur entsteht, müssen also erst größere Menschenmengen sozial zusammengefaßt werden, als sie der Kopfzahl von Naturvölkern entsprechen. Ein solches Wachstum zur Kulturvolksgröße ist aber nirgends auf Grund des natürlichen Bevölkerungswachstums allein zu beobachten, immer sind auch Assimilationsvorgänge daran beteiligt, wachsen mehrere kleinere Lebensgemeinschaften zu größeren zusammen. Der Mischungs- und Assimilationsvorgang kann also die rein quantitative Voraussetzung für den kulturellen Aufstieg sein.

Aber auch ein qualitativer Effekt ist möglich: die Mischung zweier Fortpflanzungskreise mit verschiedener erblicher Ausstattung kann die Streuungsbreite der Talente und Begabungen erhöhen. Das aber kann wiederum die Voraussetzung dafür sein, daß für alle die vielschichtigen Aufgaben und Leistungen eines Hochkulturvolkes geeignete Kräfte in genügender Auswahl zur Verfügung stehen. Hochkultur bedeutet ja auch steigende Arbeitsteilung und soziale Differenzierung, die um so ergiebiger sein muß, je mehr für spezifische Leistungen die entsprechenden spezifischen Begabungen eingesetzt werden können. Kreuzungsneukombinationen können die Variabilität weiterhin steigern. Freilich darf dabei nicht vergessen werden, daß dieser Neues erzeugende Mischungsvorgang sich auch im rein Geistigen vollziehen mag, daß schon Kulturkontakt und Kulturaustausch Ansätze für neue Entwicklungslinien sein können.

Aber nicht nur die Mannigfaltigkeit der Begabungen, sondern auch die Zahl genialer Höchstbegabungen könnte durch Rassenmischung vergrößert werden. Die biologische Familienforschung hat gezeigt, daß das Genie besonders gern auf dem Boden großer innerer Spannungen wächst, die ihrerseits das Ergebnis großer Gegensätzlichkeit der beiden Eltern sein können, das Ergebnis einer Kontrastehe also, in der Gegensätze sich anziehen (8). Rassenmischung kann aber als eine Summe solcher Kontrastehen angesehen werden. Ganz ähnlich wie der Konstitutionsbiologe Kretschmer für geniale Einzelindividuen die große innere Spannweite schildert, tut dies der Kulturhistoriker Schweitzer für das hellenische Volk, wenn er von der „Heftigkeit der im griechischen Wesen verborgenen Antinomien" spricht, „ die erst seine Weite und Universalität, seine Spannung und Produktivität ausmachen: Kraft der Sinne und Kraft des Denkens, theozentrisches Weltgefühl und an-

thropozentrische Weltgestaltung, Leidenschaft und Maß" (9). Eindrucksvolle Beispiele für diese Möglichkeit bietet auch die Geschichte lebender Kulturvölker: Mitteldeutschland, das Gebiet innigster Durchmischung insbesondere von Nordischen und Alpinen, hat innerhalb des deutschen Raumes schon seit dem 14. Jahrhundert die größte Dichte schöpferischer Begabungen; und die Renaissance erlebte ihre schönste Blüte in Norditalien, wo Langobarden, Etrusker und Romanen zu einer neuen Bevölkerung zusammengeschmolzen waren.

Schließlich ist noch ein dritter qualitätssteigernder biologischer Effekt bei Populationsmischung bekannt: die Heterose. Tierzüchter wissen, daß sie Größe, Zuwachsraten und Resistenz ihrer Tiere steigern können, wenn sie zwei verschiedene Zuchten kreuzen. Die bevorzugte Deutung dieser Erscheinung nimmt an, daß es dominante Faktoren für kräftige Körperkonstitution, Vitalität und Fruchtbarkeit gibt, die bei verschiedenen Zuchten an verschiedenen Chromosomenorten liegen mögen und sich daher bei Kreuzung summieren können (10). Der vitalitätssteigernde Effekt gilt aber vor allem für die erste Generation, er klingt mit steigender Durchmischung stark ab, doch kann unter bestimmten Bedingungen das Leistungsniveau über dem der Ausgangsrasse bleiben. Auch für den Menschen ist einiges bekannt, was als Heterose gedeutet werden könnte. So lag in verschiedenen Mischlingsgruppen, auf Pitcairn, Hawaii, Puerto Rico und in Südafrika, die Körperhöhe der Mischlinge über der der beiden Elternrassen (11). Wir wissen freilich so gut wie gar nichts darüber, ob Heterose auch die geistige Leistungskraft steigern kann; nur die Beobachtung von Davenport und Steggerda könnte hier angeführt werden, die bei jugendlichen Mulatten in Jamaica eine relativ frühe geistige Entwicklung fanden (12). Aber auch die Steigerung der physischen Vitalität in einer menschlichen Population könnte sehr wohl der kulturellen Entwicklung neue Impulse geben; bei gleichem Begabungsniveau sind dann nicht nur mehr aktive, bewegliche, unternehmungslustige Individuen zu erwarten, sondern auch geringere Sterblichkeit und vielleicht höhere Fruchtbarkeit und damit ein höherer Geburtenüberschuß; der seinerseits einen neuen Impuls darstellen kann, teils durch den wachsenden Bevölkerungsdruck, der zur Erschließung neuer wirtschaftlicher Möglichkeiten zwingt, teils durch einen steigenden Anteil junger Menschen mit ihren jugendlichen Verhaltensweisen, zu denen wieder Mobilität und Tatendrang gehören.

Daß jeweils ein gewisser Zeitraum zwischen dem Beginn des Bevölkerungskontaktes und der in Kulturleistungen sichtbaren Lebenssteigerung liegt — Schneider glaubte sogar, einen regelhaften Abstand von 500—600 Jahren feststellen zu können (13) — kann nicht überraschen. Einmal bedeutet Völkerkontakt etwa in der häufigen Form ethnischer Überlagerung (vgl. S. 138 f.) durchaus nicht

sofortige Mischung. Die „Isolate" pflegen erst langsam, oft erst nach Generationen strengen Abschlusses aufzubrechen. Und auch jede geistige Entwicklung braucht ihre Zeit; würden in einem Naturvolk plötzlich eine Reihe von Genies geboren, so wäre doch in der nächsten Generation noch keine Hochkultur da. Langsam erst müssen geistige Neuerwerbungen durch Tradition akkumuliert werden, bis der Boden reif ist für schöpferische Spitzenleistungen. Das Problem der „Genieausschüttung" (14) in einem engen Zeitraum, wie dem 5.—4. Jahrhundert in Hellas oder der Renaissance in Norditalien, ist sicherlich nicht nur ein bevölkerungsbiologisches Problem, sondern auch eine Frage der geistigen Umwelt, die vorhandene Kräfte zur Entfaltung bringt. Wir wissen nicht, wieviel verborgene Genies vorher dagewesen waren, die in anonymen Leistungen weiterleben oder die in einer engen Sphäre bleiben mußten, die keine befruchtende Ausstrahlung erlaubte. Es mag auch sein, daß es ein Optimum der Bevölkerungsdurchmischung gibt mit dem günstigsten Verhältnis von stark gegensätzlichen Homozygoten zu der weiten Streuungsskala von Mischlingen verschiedenen Grades; auch um einen solchen Zustand zu erreichen, brauchte es Zeit.

Die Reihe der Deutungen für günstige Ergebnisse von Rassenmischungen ist damit aber noch nicht erschöpft. Die weiteren gehören allerdings mehr in das Bereich der Mythen oder können als mythologische Verkleidungen schon geschilderter Mechanismen angesehen werden. Es ist die Vorstellung von der Wiederbelebung „alter Völker" durch junge und „unverbrauchte" Barbaren, womit dann vielfach noch die Vorstellung eines Geschlechtsdimorphismus der Völker verbunden wird. Die jungen, stürmisch hereinbrechenden Barbaren sind dabei immer der männliche Partner, das seßhafte alte Kulturvolk der weibliche Teil. Der Gedanke (vgl. S. 6) verdichtet sich am stärksten in der „Völkerbiologie" Pipers (15). Er schildert für die verschiedensten Kulturen die verjüngende Wirkung neuer Völkerehen, in denen „jugendfrische, kriegerische, mannhafte Barbaren mit ihrer aufgeblühten Jugendkraft die erschöpften, verweichlichten und verweiblichten Kulturvölker überfallen und vergewaltigen, begatten und befruchten". Der Gedanke klingt aber vielfach auch in der eigentlichen Geschichtsschreibung an (16), und in neuerer Zeit versuchte Gini ihn wissenschaftlich, und zwar bevölkerungsbiologisch zu unterbauen (vgl. S. 104), indem er annimmt, daß bei „alten Kulturvölkern" die physiologische Fruchtbarkeit ebenso wie bei alten Individuen abnimmt, aber durch Mischung mit jungen unverbrauchten Völkern wieder angeregt werden kann (17).

Wir sahen aber schon, daß wir keine Beweise für ein solches Absinken der physiologischen Fruchtbarkeit bei „alten Völkern" haben, daß vielmehr das Sinken der Geburtenraten in Althellas und Altitalien offensichtlich eine kulturpsychologische Erscheinung ist.

Auch die „Verjüngung“ der generativen Bevölkerungsstruktur nach Barbareninvasionen ist gewiß kein physiologischer Vorgang, jedenfalls nicht in erster Linie. Der Weg Altitaliens und Griechenlands zurück zu einem normalen Bevölkerungswachstum mit höheren Heiratsraten und Geburtenziffern führte durch die „dunklen“ Jahrhunderte des Mittelalters, in denen die antike Kulturtradition weitgehend abriß, in denen von Lebensformen aus, die mehr denen der Barbaren als denen der klassischen Antike entsprachen, neue Entwicklungslinien ansetzten. Mit der Barbarisierung der Kultur aber kam ein „barbarischer“ naiverer Typus der Fortpflanzungssitten, die unlöslich in die Gesamtheit des Kulturgefüges eingebaut sind. Wenn es daneben auch einen biologischen Effekt der Bevölkerungsmischung geben sollte, der im Sinne der Heterose zu verstehen wäre, so wird er jedenfalls auch hier durchaus überdeckt von dem kulturpsychologisch bedingten Wandel der generativen Bevölkerungsstruktur (18).

Gerade die der Biologie entnommenen Begriffe der Verjüngung und der Völkerehe erweisen sich also bei der bevölkerungsbiologischen Interpretation historischer Mischungsvorgänge als pseudobiologisch. Was sie als wirklichen Kern enthalten, fällt unter die Begriffe Heterose und Variabilitätssteigerung oder ist überhaupt kein biologischer, sondern ein kulturpsychologischer Vorgang. Immerhin bleiben, wie wir sahen, genügend bevölkerungsbiologische Mechanismen, die einen Völkeraufstieg nach Rassenmischung durchaus verständlich machen können.

Da ist nun aber die andere Auffassung von der verhängnisvollen Wirkung der Mischung, die den Kulturniedergang einleitet. Historisches Hauptbeispiel dafür ist Altitalien. Der Bevölkerungswandel durch die umfangreiche ostmediterran-orientalische Einwanderung ist hier ja geradezu statistisch zu belegen, und auch mit der Chronologie stimmt es soweit, daß der Bevölkerungswandel im führenden Mutterland eine Ursache des Zerfalls des Reiches sein könnte. Auch im späten Hellas wächst die Bevölkerung fast nur noch durch Fremde, während Teile der einheimischen Bevölkerung in die aufsteigenden Staaten des Orients abströmen. Ägypten könnte genannt werden, das insbesondere seit dem Neuen Reich einen wachsenden Zustrom von Fremden sowohl aus Vorderasien wie aus dem äthiopisch-nubischen Süden erhielt, und nicht zuletzt Babylonien mit der immer neuen semitischen Überflutung der alten sumerischen Bevölkerung. In beiden Ländern ist der Abstieg vom Glanze der Frühzeit zu bloßem Weiterwirken der schöpferischen Impulse gleichfalls soweit synchron, daß auch hier ein kausaler Zusammenhang nicht ausgeschlossen erscheint.

Um die Möglichkeit solcher Zusammenhänge beurteilen zu können, sei zunächst daran erinnert, daß Rassenmischung im genetischen Sinne zwar eine günstige Wirkung haben k a n n, aber nicht not-

wendig haben muß. Aus Kontrastehen gehen nicht immer Genies hervor, sondern unter Umständen auch disharmonische und schwer einpassungsfähige Individuen. Auch in der Bevölkerungsmischung kommt es ganz darauf an, welche Anlagen die beiden Bevölkerungsteile mitbringen, ob sie im rein physiologisch-entwicklungsmechanischen Sinne zueinander passen und auch in ihrer phänischen Wirkung sich ergänzen, statt sich gegenseitig zu stören. So wird eine Reihe von beobachteten Kreuzungsergebnissen als Kreuzungsdisharmonien gedeutet, etwa die große Häufigkeit von Zahnstellungsanomalien bei Neger-Buschmann-Mischlingen aus der unharmonischen Verbindung von negrider Kieferform mit khoisanider Zahngröße und umgekehrt oder die hohe Krankheitsanfälligkeit, Häufigkeit von Mißbildungen und geringe Intelligenz von Lappen-Schweden-Mischlingen; auch an den Rh-Blutfaktor mag erinnert werden, der bei bestimmten Elternkombinationen die tödliche Erythroblastose der Neugeborenen ergibt (19). In bezug auf die Heterose gilt, daß bis zu einem gewissen Punkt die Mischlingsvitalität mit der Größe des Unterschieds zwischen den Kreuzungspartnern steigt, daß aber jenseits dieses Punktes ungünstige Wirkungen hinzukommen oder überwiegen können. Das Maultier, Produkt einer Artkreuzung, ist leistungsfähig und zäh, aber unfruchtbar; und bei bestimmten Kreuzungen sehr unterschiedlicher Hunderassen fand Stockard schwere Schädigungen des Bewegungs- und Kauapparates (20).

Solche Beobachtungen aus dem somatischen Bereich und insbesondere bei Tierexperimenten sind deshalb wichtig, weil sie die wirksamen Mechanismen deutlicher zeigen als Beobachtungen am Menschen und insbesondere an dessen psychischen Eigenschaften. Zwei Dinge können hier nämlich eine ungünstige Wirkung von Rassenmischung als solcher vortäuschen. Mischehen zwischen Rassen mit großem biologischem und sozialem Abstand, wie Negern und Weißen, könnten bevorzugt von Individuen eingegangen werden, die schon abseitig und mit irgendwelchen konstitutionellen Defekten behaftet sind. Das ungünstige Mischungsergebnis beruht dann nicht auf den Rassenmerkmalen der betreffenden Partner, sondern auf ganz individuellen erblichen Varianten, die bevorzugt in die Mischung hineingesiebt werden (21). Zum anderen kann das soziale und psychologische Verhalten des Mischlings geprägt sein eben durch seine soziale Stellung als Mischling: keiner der beiden in sich geschlossenen, harmonischen Lebenskreise der beiden Elterngruppen angehörend, von keiner als vollgültiges Mitglied anerkannt, kann er wurzellos, innerlich zerrissen, sozial abwegig werden (22). Das aber wäre eine reine Umweltwirkung, die mit dem biologischen Mischungseffekt überhaupt nichts zu tun hat.

Überschauen wir nun wieder von diesen modernen Erfahrungen aus die historischen Fälle, so ist zunächst festzustellen, daß wir keine

Anhaltspunkte dafür haben, daß besonders ungünstige Varianten in die betreffenden Mischungen hineingesiebt wurden. Die römischen Sklaven waren meist Kriegsgefangene. Wieweit sie der sozialen Herkunft nach dem Durchschnitt ihrer Heimatbevölkerung entsprachen, wird sich kaum feststellen lassen, aber wir haben keine Hinweise darauf, daß sie den „Bodensatz" der betreffenden Völker darstellten. Mit erblicher Minderwertigkeit würde auch ihr sozialer Aufstieg in breiter Front nach der Freilassung nicht stimmen. Was seit der augusteischen Friedenszeit und als freiwillige Einzelwanderer aus den Provinzen nach Italien kam, können auch eher bewegliche, aufstiegsfähige und aufstiegshungrige, aus eigenem Antrieb in das wirtschaftlich und geistig führende Kernland drängende Elemente gewesen sein als ausgesprochene Minusvarianten. Ähnliches gilt für Altägypten. Wo ganze Stämme in die Mischung eingehen, wie im Falle der semitischen Überflutung Babyloniens, kann von einer Wandersiebung weder im positiven noch im negativen Sinne die Rede sein. Auch den „Seelenkonflikt des Mischlings" können wir hier beiseite lassen. Er besteht nur, solange die bis dahin getrennten Fortpflanzungskreise noch nicht völlig aufgebrochen sind — eine vorübergehende Phase im Mischungsvorgang, die sich im historischen Bilde zumeist gar nicht fixieren läßt.

So bleibt als mögliche biologische Deutung nur, daß die in Mischung tretenden Bevölkerungsgruppen in ihrer genetischen Ausstattung nicht zueinander „passen", daß sich die unterschiedlichen Anlagen weniger ergänzen als stören. Dabei kann es sich sowohl um Niveau- wie um Qualitätsunterschiede handeln. Die eine Bevölkerung mag weniger begabt sein als die andere und damit in der Mischung das Gesamtniveau senken; oder aber sie bringt andersartige Begabungen mit, die in der Kultur, in die sie eingefügt wird, keine gefragten Varianten sind, während spezifische Fähigkeiten, auf denen diese Kultur aufbaut, fehlen.

Die moderne Genetik ist sehr skeptisch in bezug auf quantitative Begabungsunterschiede bei den verschiedenen Rassen und Völkern. Zwar haben insbesondere amerikanische Untersuchungen mit Intelligenztests erhebliche und in verschiedenen Untersuchungsserien gleichlaufende Unterschiede zwischen Weißen und Negern sowie zwischen verschiedenen Einwanderergruppen festgestellt. Aber soweit solche Unterschiede nicht einfach auf einem verschiedenen Bildungsniveau beruhen können — und der Intelligenztest erfaßt ja immer die aus Erb- und Umweltkomponenten zusammengesetzte Leistung (vgl. S. 111) — ist geltend gemacht worden, daß der von den Weißen gesetzte Maßstab der Leistung, also die besondere Art der Intelligenzprüfung, der Begabungsstruktur anderer Rassen vielleicht nicht angemessen ist. Das würde also auf ein verschiedenartiges Begabungsgefüge hinauslaufen, das natürlich nicht nur Unterschiede der intellektuellen, kortikalen Schicht, sondern auch

solche der Tiefenperson betreffen kann. Auch vorsichtige Genetiker und insbesondere Erbpsychologen halten es durchaus für möglich, daß der besondere Tenor einer Kultur mit auf der besonderen Veranlagung seiner Schöpfer und Träger beruht, so wenig man auch im einzelnen darüber weiß. Es bestände danach eine harmonische Beziehung zwischen der Erb- und Begabungsstruktur eines Volkes und gewissen Grundzügen und Stimmungsgehalten seiner Kultur, eine Beziehung, die durch Kulturwechsel oder durch Bevölkerungswandel zerschlagen werden kann; so, wenn bei Mischung und Assimilation der eine Teil beherrschend die Kultur prägt und der andere sich, seine kulturelle Eigenständigkeit aufgebend, ihr einfügt; oder wenn durch Auslese oder Mischung sich das Angebot an bestimmten Erb- und Leistungsvarianten ändert.

Dies alles sind Möglichkeiten, die aber bei dem heutigen dürftigen Stande der Erb- und Rassenpsychologie noch kaum fruchtbar für bestimmte historische Fälle diskutiert werden können. Das gilt auch für jene Interpretation geschichtlicher Vorgänge, die bereits ein umfangreiches Schrifttum füllt: die nordische Theorie. Nach ihr beruht der Untergang der antiken Kulturen auf einer „Entnordung" der Bevölkerung, die teils Auflösung durch Vermischung, teils Verminderung durch unterdurchschnittliches Wachstum sein soll (23). Eine gewisse Abnahme des nordischen Anteils wird tatsächlich durch die Schädelfunde aus den verschiedenen Epochen der griechischen Geschichte widergespiegelt (vgl. S. 122). Auch eine Abnahme der Blonden ist belegt. Dies letztere gilt freilich zunächst nur für das phänotypische Bild, da bei einem rezessiven Merkmal wie der Depigmentierung der Haare bei gleicher Anlagenhäufigkeit mehr Merkmalsträger auftreten, wenn die Anlagen nur bei wenigen Homozygoten vorhanden, als wenn sie über viele Heterozygote verstreut sind; die fortschreitende Durchmischung muß also gerade die Häufigkeit dieses Merkmals vermindern. Dazu kommt, daß die Auswertung literarischer Nachrichten und künstlerischer Menschendarstellungen (vgl. S. 123) vielleicht den Anteil der Blonden überschätzt haben mag, da Hellfarbigkeit offenbar als schön und vornehm galt und daher bevorzugt erwähnt und dargestellt wurde. Das aber, ebenso wie der historische Vorgang der indogermanischen Überlagerung und sprachlichen Indogermanisierung, deutet weiterhin darauf hin, daß hellfarbige Nordische wohl bis in die klassische Zeit hinein in der Oberschicht stärker vertreten waren als in der Gesamtbevölkerung. Daß sich mit der sozialen Nivellierung und Dezimierung dieser Oberschicht manches in der Wesens- und Leistungsart der Bevölkerung geändert haben kann, ist durchaus möglich. Aber den ganzen Niedergang damit zu erklären, ist ein allzu rascher und allzu engherziger Schluß. Er ist zwingend nur, wenn man alles „Edle", „Hochgemute" und „Schöpferische" dem psychologischen Konto der Nordischen zuschreibt und die Abnahme solcher Wesenszüge

als Entnordung bucht. Von den geringen wissenschaftlich brauchbaren Ansätzen einer Rassenpsychologie her läßt sich aber eine solche enge psychophysische Korrelation nicht belegen. Die Tatsache einer gewissen Abnahme des nordischen Bestandteils schließt jedenfalls nicht aus, daß auch die anderen Rassen schöpferisch an der hellenischen Kultur beteiligt waren, und es ist viel wahrscheinlicher, daß durch die bereits geschilderten Siebungs- und Auslesevorgänge (vgl. S. 115 ff. u. S. 102) die hervorragenden Familien aller Rassen und Rassenmischungen abgesiebt oder dezimiert wurden. Zudem könnten zwei ganz verschiedene Ausleseprozesse nebeneinanderlaufen: die Dezimierung der schöpferisch Begabten aller Rassen durch differenzierte Wachstumsraten und Wandersiebung und die des somatischen nordischen Typus durch Klima oder Infektionen, etwa die geringe Malariaresistenz, die man gern den hellfarbigen Rassen zuschreibt (24).

Weniger von der Beschaffenheit der in die Mischung eingehenden Bevölkerungskomponenten als von der Art des Mischungsvorganges geht eine andere biohistorische Deutung aus, aber auch dabei steht die Vorstellung einer harmonischen Beziehung zwischen Bevölkerungsstruktur und Kultur im Hintergrund. Wenn die Mischung im wesentlichen ein einmaliger historischer Vorgang ist, nach dem sich der Volkskörper wieder abschließt, so hat „die Mischung ihre Chance", sie hat „Zeit, sich zu beruhigen und zu reinigen" (25). Das ist dagegen nicht der Fall bei einem dauernd offenen Mischungskreis, in den immer neue Elemente einströmen. Tatsächlich stammen ja die meisten und die überzeugendsten Belege für die Auffassung von der verhängnisvollen Wirkung der Rassenmischung aus Spätzeiten von Völkern und aus kosmopolitisch offenen Mischungskreisen. Dieser Gedanke klingt schon bei Le Bon an, nach dem Mischung ein konstituierendes Element der Volkwerdung ist, spätere Mischungen aber von Übel sind (26); oder, wie Goethe es einmal ausdrückt: „So ist das Tohu wa Bohu wieder da, aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte" (27).

„Reinigung und Beruhigung" der Mischung, das würde genetisch gesehen heißen: es muß Zeit dazu da sein, daß ein optimaler Durchmischunsgrad erreicht wird, der die größten Kontraste und Spannungen ausgleicht; es muß auch Zeit dazu da sein, daß sich durch Auslesevorgänge eine neue Harmonie zwischen Bevölkerung und Kultur einstellt. Die Auslese mag die Bevölkerung betreffen, indem bestimmte individuelle Varianten im Laufe der Neuanpassung begünstigt, andere benachteiligt werden und in ihrer Häufigkeit abnehmen; oder die Kultur, indem die neue Bevölkerung ausliest und weiterentwickelt, was ihr entspricht, so daß schließlich wieder ein harmonischer, ein angepaßter Zustand erreicht wird.

Wenn es aber besonders die offenen Mischungskreise historischer Spätzeiten sind, aus denen die Beispiele für ungünstige Wirkung von Rassenmischung stammen, so ist noch eine ganz andere Deutung möglich. Die Festigkeit und Lebensdauer sozialer Gebilde hängt nach Sorokin u. a. von einem optimalen Fließgleichgewicht ab, d. h. einem optimalen Verhältnis von Offenheit und Geschlossenheit für Neuankömmlinge (28). Der Zustrom kann so stark sein, daß er nicht mehr assimiliert werden kann. Auflockerung und schließlich Verfall der sozialen Bindungen und kulturellen Ausdrucksformen muß die Folge sein. Dies aber ist ein ganz anderer Vorgang als die Änderung der genetischen Bevölkerungsstruktur durch Mischung oder Auslese, ein Vorgang, der mit der Biologie der Rassen unmittelbar nicht mehr viel zu tun hat.

Schrifttum

1. Kretschmer, E., Geniale Menschen. 2. Aufl. 260 S. Berlin 1931. — Schneider, H., Philosophie der Geschichte. 2 Bde. Breslau 1923. I, 79 ff. — Ders., Die Kulturleistungen der Menschheit. 2 Bde. Leipzig 1927—32. — Vgl. auch Reibmayr, A., Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. 2 Bde. München 1908. — 2. Vgl. v. Eickstedt, E., Die Forschung am Menschen. 1512 S. Stuttgart 1937 ff. — Ders., Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S. Stuttgart 1934. — Schwidetzky, I., Wo steht heute die Rassenkunde? Der Math. u. Naturwiss. Unterricht II, 344—351, 1952. — 3. Schwidetzky, I., Der Mensch als Geschichtsquelle. In Geschichtliche Landeskunde und Universalgeschichte. Festgabe für Hermann Aubin. 11—23. Hamburg 1950. — 4. Batravi, A., The racial history of Egypt and Nubia. J. R. Anthrop. Inst. LXXV, 81—101, 1945. — Falkenburger, F., Das Rassenproblem in Ägypten. Homo I, 56—64, 1949. — 5. Angel, J. L., A racial analysis of the ancient Greeks; an essay on the use of morphological types. Amer. J. Phys. Anthrop. N. S. II, 329—376, 1944. — 6. Bux, E., Die Bevölkerung des östlichen Mittelmeeres im Altertum. Würzburger Jb. Altertumswiss. I, 268—326, 1946. — Sieglin, W., Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums. Eine Sammlung der antiken Zeugnisse als Beitrag zur Indogermanenfrage. 151 S. München 1935. — Vgl. auch u. a. Meyer, E., Sumerier und Semiten in Babylonien. Abh. Königl. Preuß. Akad. Wiss. Phil.-Hist. Kl. III, 125 S., 1906. — Semper, A., Zur Rassengeschichte der Indogermanen Irans. Germanen und Indogermanen, Festschrift für H. Hirt I, 341—356. Heidelberg 1936. — 7. Schwidetzky, I., 1952, zit. Anm. 2. — 8. Kretschmer, E., 1931, zit. Anm. 1. — 9. Schweitzer, B., Besprechung von Pohlenz, M., Der hellenische Mensch. 477 S. Göttingen 1947. Dtsch. Lit. Z. 70, 51—55, 1949. — 10. East, E. M., and Jones, D. J., In-breeding and outbreeding. Their genetic and sociological significance. 285 S. Philadelphia 1919. — Headley, F. B., Purebred and crossbred pigs. Comparison of rate of growth and economy of gains. Nev. agric. exp. Stat. Bull. CLIII, 1—9, 1940. — Henderson, M. I., A condiseration of the genetic explanations of heterosis. Agron. J. XLI, 123—126, 1949. — Waley, W. G., Heterosis. Bot. Rev. X, 461—498, 1944. — 11. Dunn, L. C., and Tozzer, A. M., An anthropometric study of Hawaiians of pure and mixed blood. Papers Peabody Mus. XI, 89—211, 1928. — Fischer, E., Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. 324 S. Jena 1913. — Weitere Belege und Literatur bei Snell, G. D., Hybrids and History. The role of race and ethnic crossing in individual and national achievement. Quart. Rev. Biol. XXVI, 331—347, 1951. — 12. Davenport, C. B., and Steggerda, M., Race crossing in Jamaica. 516 S. Washington 1929. S. 472. — 13. Schneider, H., 1923, zit. Anm. 1. — 14. Hellpach, W., Das Wellengesetz

unseres Lebens. 163. S. Hamburg 1942. S. 133. — 15. Piper, H., Die Gesetze der Weltgeschichte. 2 Bde. Leipzig 1928—47. II, S. 22. — 16. z. B. Breasted (Ägypten), Moortgat (Babylonien), Berve (Griechenland); Zitate bei Völkerbiographien. — 17. Gini, C., The cyclical rise and fall of population. Population Lectures on the Harris Foundation 1929, 3—140. Chicago 1930. — 18. Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. S. 282. — 19. Abel, W., Zähne und Kiefer in ihren Wechselbeziehungen bei Buschmännern, Hottentotten, Negern und deren Bastarden. Z. Morph. Anthrop. XXXI, 314—361, 1933. — Mjöen, J. A., Harmonic and disharmonic race crossings. Eugenics in Race and State II, 41—61, 1923. — Lundborg, H., Die Rassenmischung beim Menschen. Bibliogr. Genetica VII, 227 S., 1931. — Vgl. auch v. Eickstedt, E., 1937 ff., zit. Anm. 2. S. 842; Stern, E., Principles of human genetics. 617 S. San Francisco 1950. S. 563 ff. — 20. Stockard, Ch. R., Die körperliche Grundlage der Persönlichkeit. 222 S. Jena 1932. — 21. Castle, W. E., Biological and social consequences of race-crossing. Amer. J. Phys. Anthrop. IX, 145—156, 1926. — Ders., Race mixture and physical disharmonies. Science LXXI, 603—606, 1930. — 22. Rodenwaldt, E., Vom Seelenkonflikt des Mischlings. Z. Morph. Anthrop. XXXIV, 364—375, 1934. — Park, R. E., Mentality of racial hybrids. Amer. J. Sociol. XXXVI, 534—551, 1931. — 23. Neueste und am gründlichsten unterbaute Darstellung bei Günther, H. F. K., Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes. 152 S. München 1929. — 24. Lenz, F., Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik). 3. Aufl. München 1931. S. 47. — Schwidetzky, I., Selektionstheorie und Rassenbildung beim Menschen. Experientia VIII, 85—98, 1952. — Die Untersuchungen von R. Koch in Melanesien, die gern als Beleg für den Zusammenhang zwischen Pigmentation und Malariaresistenz zitiert werden, sollen jedoch nach E. Rodenwaldt (briefliche Mitteilung) überholt und nicht mehr verwendbar sein. — Für die Konstanz von Siebungssystemen bei Rassenwandel vgl. auch Mühlmann, W. E., Arch. Rass. Ges. Biol. XXIII, S. 100. — 25. Nilsson, M., The race problem of the Roman Empire. Hereditas II, 370—390, 1921. — 26. Le Bon, G., Psychologische Grundgesetze in der Völkerentwicklung. 142 S. Leipzig 1922 (Paris 1898). S. 34 ff. — 27. Goethe, J. W., Geistesepochen, nach Hermanns neuesten Mitteilungen. Goethes Werke (Sophienausgabe) Bd. 41, 1. Abt. 128—131. Weimar 1902. — 28. Sorokin, P. A., Life-span, age-composition, and mortality of social organizations. Mensch en Maatschappij IX, 69—85, 1933.

7. Ethnische Dissimilation

In der späten römischen Kaiserzeit überwiegen in Italien stellenweise die Fremden oder jedenfalls Fremdstämmigen die einheimische italische Bevölkerung; das Altbabyloniertum zieht sich seit Hammurabi mehr und mehr in die Städte zurück, während das flache Land von semitischen Nomaden durchsetzt und schließlich völlig in Besitz genommen wird. Wenn dies gleichzeitig den Niedergang der betreffenden Völker und der von ihnen geschaffenen Kulturen bedeutet, kann dieser Vorgang wirklich noch bevölkerungsbiologisch, als Folge der Kreuzung mit einer genetisch allzu andersartigen Rasse oder Population gedeutet werden? Oder liegt hier nicht ein rein soziologischer Vorgang vor, nämlich das Versagen der Assimilationskraft des ethnischen Zentrums gegenüber der Masse der Zugewanderten?

Die ersten semitischen Wellen waren im Zweistromland von der einheimischen Bevölkerung und Kultur eingeschmolzen worden.

Aus Sumerern und Semiten war das Altbabyloniertum zusammengewachsen, wobei die Hauptelemente der Kultur von sumerischer Seite stammten, politische und sprachliche Einigung aber von den Semiten vorangetragen wurden. Gutäer, Elamiten und Kassiten hatten die politische Eigenständigkeit vorübergehend vernichten können, hatten aber ihrerseits Kultur und Sprache weitgehend von den politisch Unterlegenen übernommen. Auch die zweite große Welle der Semiten, die Amoriter, wächst in diese überlegene Kultur hinein und gleicht sich sprachlich an; der Amoriter Hammurabi führt eine neue glänzende Blüte der sumerisch-akkadischen Kultur herauf. Die dritte semitische Welle, die aramäische, aber wird nicht mehr völlig assimiliert. Sie übernimmt zwar in den Städten die babylonischen Lebensformen, aber Wirtschaft und Sozialstruktur des flachen Landes werden nomadisiert, und auch die Richtung der sprachlichen Assimilation kehrt sich um: das Aramäische verdrängt das Babylonische.

Im Römischen Reich ist das ethnische Zentrum Italien nie in ähnlichem Grade aufgelöst worden, wenn auch durch Griechen, Germanen und Araber zeitweise erheblich angebrochen. Es ist aber auch hier deutlich, daß die Fremden des ausgehenden Reiches trotz Latinisierung und Bürgerrechtsverleihung nicht mehr völlig in römische Lebensformen hineinwuchsen. Das Christentum fand gerade bei ihnen und durch sie Eingang in Italien. Es stellt den Beginn des christlichen Abendlandes dar, aber von der römischen Geschichte her betrachtet ist es ein Zeichen der Dissimilation: der Abwendung großer Bevölkerungsgruppen von überlieferten Glaubensformen, die Lösung aus sozialen Bindungen wie der Kaiserverehrung. In den Provinzen geht diese Ablösung noch weiter bis zur wirklichen ethnischen Dissimilation. Durch die mehr oder minder dünne Decke der Romanisierung brechen wieder die bodenständigen Volkstümer durch. Dort wo die Romanisierung früher begonnen hatte und weiter vorangetrieben worden war, beginnen sich auf dem Wege über die politische und wirtschaftliche Ablösung neue Völker auf der gemeinsamen romanischen Grundlage herauszubilden. Es sind nun neue ethnische Lebensgemeinschaften mit eigenem sozialem Kreislauf, eigenen Siebungs- und Auslesesystemen, mehr oder minder scharf durch Fortpflanzungs- und Heiratsschranken abgeschlossen. Insofern ist dieser sich zunächst ganz in der soziologischen und sozialpsychologischen Ebene abspielende Vorgang der ethnischen Dissimilation auch von erheblicher bevölkerungsbiologischer Bedeutung.

Ethnische Dissimilation ist dabei das Gegenstück zur Assimilation (1). Beide Ausdrücke bezeichnen denselben Vorgang, nur einmal vom verlierenden, das andere Mal vom gewinnenden Volk aus betrachtet. Es ist ein überaus verwickelter psychologischer Vorgang, der direkt als das, was er ist, nämlich als „Gesinnungswandel" oder „Wandel der ethnischen Selbstzuordnung" überhaupt kaum

erfaßt werden kann. Es gibt aber eine Reihe von Indikatoren für Assimilationsvorgänge. Mühlmann nennt deren fünf: die Bevölkerungsstatistik, die unter Umständen direkt auf eine quantitative Differenzierung hinweist; die Sprachenstatistik; die Religionsstatistik; die Tatsachen der politischen und die Tatsachen der kulturell-wirtschaftlichen Expansion. Rassenmischung muß als weiteres Indiz angeführt werden, das die Bevölkerungsbiologie mehr noch als die anderen angeht (2). Für die Bevölkerungsgeschichte sind diese Indikatoren von verschiedenem Gewicht, und zwar läßt sich eine gewisse chronologische Folge ihrer Anwendbarkeit feststellen.

In den frühesten Stadien der Menschheit ist der Mensch selbst in seiner körperlichen Erscheinung eine Hauptquelle seiner Geschichte (3); die Geschichte mündet hier unmittelbar in die Naturgeschichte. So kann denn auch Rassenmischung auf sehr alte Assimilationsvorgänge hinweisen, die anders kaum noch zu erschließen sind. Nimmt man doch an, daß die Rassen in geographischer und sozialer Isolierung durch Erbänderungen, Auslese und Anpassung entstanden, daß also einmal die menschlichen Rassen als Formengruppen und die menschlichen Lebensgemeinschaften, die u. a. Fortpflanzungskreise sind, weitgehend zusammenfielen, wie dies in der Tierwelt die Regel ist. Rassenmischung setzt dann sozialen Kontakt solcher Gruppen voraus, sie wird zum Indikator von Assimilationsvorgängen. Wir haben Hinweise darauf, daß wir mit dergleichen schon im Paläolithikum rechnen müssen. In der Moustérien-Population vom Berg Karmel (Palästina) finden sich eng verzahnt Merkmale von Homo neandertalensis und Homo sapiens, und viele Autoren nehmen an, daß dies nur als Folge einer Mischung erklärt werden kann (4). Die neolithische Bevölkerung des norddeutschen Raumes zeigt in einigen Merkmalen eine gewisse Gleichartigkeit, die unter dem Begriff der nordischen Rasse gefaßt werden kann, im einzelnen aber doch eine große Mannigfaltigkeit regionaler Formen (5), die gleichfalls auf ein frühes Zusammenwachsen relativ kleiner, in Isolation spezifisch geprägter Gruppen hinweist. Aber auch dort, wo dann schon weitere Indikatoren hinzutreten, kann die Rassenmischung unter Umständen wesentliche Hinweise geben. Wenn wir etwa in Griechenland in mittelhelladischer Zeit Nordische und Mediterrane neben anderen Bestandteilen in der Bevölkerung finden, während im Neolithikum noch ein eindeutigeres mediterranes Übergewicht vorhanden gewesen war, so bestätigt dies, daß die Indogermanisierung nicht nur Kultur- und Sprachausbreitung war, sondern tatsächlich eine Auseinandersetzung zwischen menschlichen Gruppen. Rassenmischung wird hierbei nicht vom Standpunkt genetischer Strukturänderungen der Bevölkerung gesehen, sondern nur als Indikator sozialer Vorgänge, und zwar als Beweis des Connubiums. Vollständiges Connubium aber bedeutet den Abschluß eines Assimilationsprozesses; wenn beide Bevölkerungsteile untereinander

heiraten, so setzt das nicht nur eine weitgehende Annäherung aller kulturellen Ausdrucksformen voraus, sondern es sind auch die Kinder aus solchen Ehen die natürlichen Repräsentanten einer neuen Einheit.

Da sich aber im Laufe der Geschichte immer neue Kontakte und Mischungen summieren, daher auch die Variabilität der Merkmale und die Mannigfaltigkeit der Typen in den Bevölkerungen zunimmt, verliert die Rassenmischung als Indiz der Assimilation manches von ihrer Eindeutigkeit. Zum zweiten wichtigen Indikator wird in prähistorischen Zeiten ohne schriftliche Denkmäler die kulturelle Expansion. Eine Einheit Altägyptens tritt zum ersten Mal in der chalkolithischen II. Negâdekultur in Erscheinung, die sich von Unterägypten aus nach Süden ausbreitet und sich dort über die I. Negâdekultur legt. „Die Gegensätze zwischen Nord und Süd, Unter- und Oberägypten erscheinen ausgeglichen. Die materielle Kultur hat einen solchen Hochstand erreicht, daß sie als unmittelbare Vorstufe zur Kultur der ersten Dynastien bezeichnet werden darf“ (6), in der die Bevölkerung Ägyptens uns als Volk von großer innerer Einheitlichkeit und Geschlossenheit entgegentritt. Die Mayakultur legte sich in Guatemala, Honduras und Salvador über eine „Prämayaschicht“, deren Siedlungen stellenweise noch neben denen der frühen Maya bestehen. Erst gegen 600 ist sie überall verschwunden, zuletzt auf dem Hochland von Guatemala. Auch hier muß man, da keine Anzeichen für kriegerische Vernichtung oder Verdrängung vorliegen, eine allmähliche, friedliche ethnische Einschmelzung der Vorbewohner anehmen.

Dort, wo die Sprachgeschichte einsetzen kann, drängt das sprachliche Indiz die anderen stärker in den Hintergrund. So spiegelt die griechische Sprache in höchst lebendiger Weise die Auseinandersetzung zwischen den indogermanischen Zuwanderern und der alteinheimischen Bevölkerung wider. Lehnwörter aus allen Lebenssphären wurden in die sich durchsetzende Sprache der Einwanderer aufgenommen, auch solche aus der Intimsphäre der Familie, was von anderer Seite her Connubium und Rassenmischung beleuchtet. In Babylonien ist die Verschmelzung von Sumerern und Semiten zu einem einheitlichen Volke u. a. aus sprachlichen Belegen abzulesen. So sind in Lagasch unter Gudea die Inschriften noch sumerisch, mischen sich aber doch schon semitische Phrasen ein, während die Personennamen schon zu einem höheren Anteil semitisch sind. Hammurabi veröffentlicht dagegen sein Gesetz auf akkadisch, „damit es jeder verstehen kann“; wo Inschriften dieser Zeit noch sumerisch sind, wird ihnen eine akkadische Übersetzung beigegeben. Als Kultsprache bleibt das Sumerische noch bis in spätbabylonische Zeit erhalten, es dürfte aber ebensowenig mehr auf eine sozial mehr oder minder abgesonderte „ethnische Lebensgemeinschaft“ hinweisen wie die lateinische Sprache im katholischen Gottesdienst. Ähnlich

spiegelt sich die ethnische Dissimilation der nichtlatinischen Stämme Italiens in sprachlichen Relikten wieder: aus der Zeit des Augustus stammen die letzten oskischen Inschriften in Pompeji; der umbrosabellische Teil der Italiker erscheint damit als Ethnos ausgelöscht. Etwa gleichzeitig benutzen apulische Inschriften das letzte Mal die messapische Sprache. Nur die konservativen Ortsnamen zeigen von da an noch die einstige Verbreitung der Illyrer in Italien (7).

Sprachwechsel muß freilich keineswegs den wirklichen Abschluß der Assimilation bzw. Dissimilation darstellen, wie uns wieder moderne Erfahrungen lehren. Die Pygmäen des afrikanischen Urwaldgebietes haben die Sprachen der umgebenden Negerstämme angenommen, sind aber nach Lebensraum und Heiratsgemeinschaft durchaus eigenständige Gruppen geblieben. Die Neger in den Vereinigten Staaten haben nicht nur ihre früheren Sprachen aufgegeben, sondern leben auch vollständig in der europäischen Kultur spezifisch angloamerikanischer Prägung. Trotzdem kann auch hier von Assimilation nicht die Rede sein, da das Merkmal des Connubiums fehlt. So müssen sprachliche und ebenso andere kulturelle Indizien für Assimilation bei historischen Bevölkerungen mit Vorsicht und immer im Rahmen des Gesamtbildes beurteilt werden. Sehen wir aber tatsächlich die betreffenden ethnischen Einheiten als abgesonderte, selbständig handelnde Gruppen verschwinden — wie dies bei den nichtlatinischen Stämmen Italiens und in allen anderen geschilderten Fällen zutrifft —, so dürfen die sprachlichen und kulturgeschichtlichen Tatsachen sehr wohl als Indizien für bestimmte Phasen dieser Dissimilationsvorgänge betrachtet werden.

Erst verhältnismäßig spät pflegt der Zusammenhang zwischen politischer Ausdehnung und ethnischer Assimilation im einzelnen erkennbar zu werden. Mit geradezu modellartiger Klarheit tritt er in der römischen Geschichte und der Latinisierung Italiens hervor. Gemeinsame latinische Kommandosprache der vielstämmigen militärischen Verbündeten; latinische Kolonien in neuangegliederten Gebieten; die Beteiligung an der politischen Führung durch Bürgerrechtsverleihung sind deutlich erkennbare Wege der sprachlich-stammlichen Angleichung. Die militärisch-politische Einigung geht hier also der sprachlich-ethnischen voraus und treibt sie voran. Es ist ein durchaus typischer Vorgang, der auch an vielen anderen Stellen beobachtet oder indirekt erschlossen werden kann. Auf Grund ethnologischer Erfahrungen meint Mühlmann sogar, daß politische Ausdehnung „in den meisten Fällen eine Vorbedingung für die Assimilation zu sein scheint" (8).

Sie begegnet uns auch bei geschichtlichen Völkern vielfach in der Form der „ethnischen Überlagerung": Wandernde, expansive Völker, Stämme oder Völkergemische legen sich, zumeist kriegerisch erobernd, gelegentlich aber nur politisch organisierend, über ein anderes Ethnos. Sie pflegen dann in der neuen Gesamtbevölkerung

zunächst die soziale Oberschicht zu bilden, die sich mehr oder minder streng gegen die anderen Schichten abschließt. Das unmittelbare räumliche Nebeneinander; die Notwendigkeit eines gewissen sozialen Kontaktes schon wegen der wirtschaftlichen Beziehungen, auch wenn diese die Form der Ausbeutung haben; die Rekrutierung von militärischen und anderen Hilfskräften aus der Unterschicht; der aus all dem sich ergebende Zwang zur sprachlichen Verständigung: es kann kaum wundernehmen, daß der ethnischen Überlagerung zumeist die Verschmelzung zweier verschiedener Bevölkerungen folgt.

So jedenfalls stellt man sich die Indogermanisierung der Mittelmeerländer und des Orients vor. In Griechenland sehen wir dabei am deutlichsten noch relativ frühe Phasen dieses Vorgangs, nämlich in dem Sozialsystem der Spartaner, das noch unmittelbar mit der ethnischen Schichtung in Zusammenhang steht: Spartiaten und Periöken gehen vorwiegend auf die hellenische Zuwanderung zurück; die Heloten stellen die unterworfene, hörig gewordene Vorbevölkerung dar. Hier sieht man denn auch deutlich die späteren Phasen der Auflösung dieser Schichtung: das gelegentliche illegale Connubium der Herren mit den Hörigen; die gehobene Erziehung mancher der daraus entspringenden Helotenkinder, denen damit der Weg des Aufstiegs in die Oberschicht geöffnet wird; die Rekrutierung der Heloten für den Kriegsdienst, wofür ihnen gewisse Zugeständnisse gemacht werden müssen; die blutigen Verluste der Spartiaten, die allmählich auch in den gehobenen militärischen Stellen durch Heloten ersetzt werden müssen; schließlich den wirtschaftlichen Abstieg vieler spartiatischer Familien, die damit die absondernde Lebensform nicht mehr aufrechterhalten können.

Nicht immer mögen Überlagerung und Verfall der Schichtung so voller Kämpfe und Konflikte verlaufen sein wie in Sparta, die Richtung der Entwicklung auf Angleichung und Ausgleich ist aber immer dieselbe. Hier erweist sich nun wieder das Rassenbild als ein wichtiger Indikator, und zwar nicht nur die Mischung als solche (vgl. S. 123), sondern die besondere Art des Rassengefälles. Wenn die Hethiter ein indogermanisch sprechendes Volk sind, in der Zeit ihrer Reichsbildung in Vorderasien aber ein Rassengemisch mit erheblichen Anteilen von Armeniden repräsentieren, so wird es wahrscheinlich, daß die sprachbringende indogermanische Schicht bereits weitgehend eingeschmolzen wurde; sie muß verhältnismäßig dünn gewesen sein, aber tatsächlich eine Oberschicht, da sie sonst nach dem Gesetz des Gefälles (vgl. S. 141) die sprachliche Assimilation nicht in ihre Richtung hätte lenken können (9). Weitere indogermanische Expansionen werden dann offenbar schon von Assimilationsindogermanen vorwiegend nichtnordischer Rasse getragen. Es ist z. B. auffällig, daß an mehreren Fundstellen des vorderen Orients die frühmetallzeitlichen Einbrüche der Indogermanen mit einer Häufung armenider Kurzköpfe zusammenfallen (10). In Indien, wo sich

die Indogermanisierung sehr viel später abspielte, zeigt die heutige Bevölkerung noch gewisse somatische Spuren dieses Einschmelzungsvorganges in der relativen Häufung hellerer Varianten, größerer Körperhöhen und derberer Physiognomien im Norden, nahe den Einfallspforten der Indoarier, und damit Annäherung an die Merkmale der indogermanischen „Leit"rasse (11).

Man hat früher gern auch die soziale Schichtung im alten Rom in unmittelbare Beziehung zur ethnischen Überlagerung gebracht (12), nämlich den Gegensatz zwischen Patriziat und Plebs, zwischen denen es noch nach dem Zwölftafelgesetz strenge Heiratsschranken gab. Das hat sich nicht bestätigt (Altheim). Hier haben wir viel spätere Differenzierungen vor uns, die sich innerhalb einer ethnisch offenbar bereits homogenen Bevölkerung vollzogen. Das schließt aber nicht aus, daß ebenso wie im Falle von Indien sozialanthropologisch noch Reste der alten ethnischen Schichtung erhalten sind. Wenn es zutrifft, daß auch in Athen bis in die klassische Zeit hinein der nordische Typus in der Oberschicht stärker gehäuft war als in der Gesamtbevölkerung, so wäre daraus zu schließen, daß sie ihrer Abstammung nach in überdurchschnittlichem Anteil auf die nordischen Zuwanderer zurückging. Rassenmischung ist ja ein Vorgang, der langsamer abläuft als kultureller und sprachlicher Ausgleich. Das somatische Bild einer Bevölkerung hält deshalb oft viel länger und zäher ursprüngliche Differenzierungen fest als die ungleich plastischeren und beweglicheren geistigen und materiellen Erzeugnisse des Menschen (13).

Aber nicht jeder politischen Expansion folgt die ethnische, wie umgekehrt auch — z. B. im Falle der Aramäisierung Babyloniens — ein Volkstum ohne stabiles politisches Zentrum assimilierend vordringen kann. Wenn freilich politische Expansion oft ein Schrittmacher der Assimilation ist, so gilt umgekehrt, daß politischer Zerfall die ethnische Dissimilation vorbereiten oder vorantreiben kann. Wir sahen dies schon am Beispiel der Ablösung der römischen Provinzen vom italischen Kernland; auch an die Zerstreuung sei erinnert (vgl. S. 96 ff.), die im Falle der Zerschlagung des politischen Zentrums so häufig zum sozialen Erlöschen der demographischen Außenposten eines Ethnos durch Volkstumswechsel führt. Gerade die erfolgreich abgeschlossenen Assimilationsvorgänge lassen ja auch die Bedingungen erkennen, unter denen das verlierende Volkstum völlig erlischt oder angelaufene Assimilationen gestoppt oder rückläufig gemacht werden können. Die Rolle von Bevölkerungszahl und Bevölkerungsverteilung wurde schon ausführlich besprochen (vgl. S. 81 ff.): Im Zuge der durch die ganze Menschheitsgeschichte durchlaufenden Entwicklung zur Bildung größerer ethnischer Gemeinschaften aus kleineren können sich numerisch schwache und können sich verstreute Volkstümer schwerer behaupten als große, geschlossen siedelnde. Völlige Assimilation braucht

auch Zeit; kurze politische Expansionen wie die assyrische und die persische bedrohen daher wenig das Volkstum der Besiegten. Auch der Raumfaktor spielt eine Rolle. Die „Rückzugslage" ethnischer und anderer Relikte ist hinreichend bekannt; abgelegene, verkehrsunzugängige Landschaften schützen also das Ethnos ihrer Bevölkerung. Wichtig ist schließlich der Begriff des Gefälles (Mühlmann): Der Assimilationsdruck geht vorzugsweise von dem Ethnos mit dem höheren Niveau zu dem mit dem niedrigeren, wobei das Niveau durch politische Macht, durch reichere Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs, durch größeres Angebot begehrter Kulturgüter und vieles andere bestimmt sein kann.

Aber schließlich kommt man noch um einen weiteren Faktor nicht herum, der freilich am wenigsten scharf zu fassen ist: die Assimilationskraft (14) eines Volkes. Es mag sein, daß dies nur ein Verlegenheitsbegriff ist, der zunächst alles sammelt, was sich nicht so säuberlich analysieren läßt wie Zahl, Raum oder Zeit; ein Begriff, der im Grunde identisch ist mit dem „Gefälle", aber die Summe aller jener Anziehungs- oder Abstoßungskräfte darstellt, die im einzelnen nicht leicht zu erkennen sind. Die Assimilationskraft erscheint als Ausdruck der Vitalität eines Volkes, die mit dieser erlahmen kann, und damit als etwas, was in die Biosphäre hineinreicht. Kraft, Erlahmen, Ermüden: das klingt an die Leistungskurve im individuellen Lebensablauf an. Besteht hier ein tatsächlicher Zusammenhang? Sind „alte Völker" zu kraftlos und müde, um noch assimilierend ausgreifen zu können? Ist nicht unter Umständen auch der politische Zerfall, der so oft die ethnische Dissimilation vorantreibt, ein Symptom des Erlahmens bindender Kräfte? So weit solche Fragen auch schon entfernt liegen von einem anthropologischen Kerngebiet, das naturwissenschaftlichen Methoden zugänglich ist, so sind sie doch letzten Endes mit den bevölkerungsbiologischen Abläufen so eng verzahnt, daß wenigstens ein kurzer Exkurs auf diesen noch reichlich schwankenden Boden notwendig ist.

Schrifttum

1. Mühlmann, W. E., Assimilation, Umvolkung, Volkwerdung. Ein globaler Überblick und ein Programm. 116 S. Stuttgart-Prag 1944. — 2. Ders., Ethnische Aufstiegsassimilation und Rassenwandel. Homo I, 123—136, 1949. — Ders., Über gestaffelte Assimilation. Forsch. Fortschr. XXV, 2—6, 1949. — Ders., Colluvies gentium. Studium Generale III, 572—576, 1950. — Ders., Soziale Mechanismen der ethnischen Assimilation. Abh. 14. Internat. Soz. Kongr. III, 47 S. Rom 1951. — 3. Schwidetzky, I., Der Mensch als Geschichtsquelle. In Geschichtliche Landeskunde und Universalgeschichte, Festgabe für H. Aubin, 11—23, 1950. — Dies., Bevölkerungsbiologie der frühgeschichtlichen Zeit. Historia Mundi I, 217—222, 1952. — 4. Dobzhansky, Th., On species and race of living and fossil man. Amer. J. Phys. Anthrop. N. S. II, 251—265, 1944. — 5. Asmus, G., Die vorgeschichtlichen rassischen Verhältnisse in Schleswig-Holstein und Mecklenburg. 106 S. Neumünster 1939. — 6. Scharff, A., Geschichte Ägyptens von der Vorzeit bis zur Gründung Alexandreias. In Scharff, A., und Moortgat, A., Ägypten und Vorderasien im Altertum. München 1950. S. 16. — 7. Jokl, N.,

Illyrer. Eberts Reallexikon der Vorgeschichte VI, 33—48, 1926. — Vgl. Hochholzer, H., Zur vor- und frühgeschichtlichen Rassen- und Kulturgeographie der Italiker und Illyrer. Z. Rassenk. VIII, 1—26, 1938. — 8. Mühlmann, W. E., 1944, zit. Anm. 1. S. 15. — 9. v. Eickstedt, E., Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S. Stuttgart 1934. S. 306 ff. — 10. Krogman, W. M., Cranial types from Alizar Hüyük and their relations to other racial types, ancient and modern, of Europe and Western Asia. In van der Osten, H. H., The Alizar Hüyük, Seasons of 1930—32, Part III, 213—293, Oriental Inst. Publ. XXX, 1940. — Vallois, H. V., Les ossements de Sialk. Contribution à l'étude de l'histoire raciale de l'Iran ancien. In Ghirshmann, R., Fouilles de Sialk près Kashan. 113—192. Paris 1939. — Schwidetzky, I., Turanidenstudien. Akad. Wiss. Lit. Mainz, Math.-Naturwiss. Kl. Nr. 9. 59 S. Wiesbaden 1950. — 11. v. Eickstedt, E., Arier und Nagas. Das historische Gegenspiel in der Kulturdynamik des indoceylonesischen Völkerkreises. In Arntz, H. (Hrsg.), Germanen und Indogermanen, Festschr. f. H. Hirt. I, 357—405. Heidelberg 1936. — 12. So noch Günther, H. F. K., Rassengeschichte des römischen und des hellenischen Volkes. 152 S. München 1929; in Anschluß an Niebuhr u. a. — 13. Weitere Beispiele bei Schwidetzky, I., 1950, zit. Anm. 3. — Vgl. auch Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. S. 53 ff., 112 ff. u. a. — 14. Auch der Begriff der Assimilationskraft stammt von Mühlmann, der aber darunter das Ergebnis aller assimilierenden Einzelfaktoren versteht; vgl. zu Assimilierbarkeit und Assimilationskraft auch Schwidetzky, I., 1950, zit. Anm. 13. S. 102 ff.

8. Das Problem des Alterns der Völker

Fragen wir zunächst einmal, ob es biologisch junge und alte Völker gibt, so ist diese Frage in einem sehr simplen Sinn zu bejahen. Junge Völker sind solche mit einem niedrigen Durchschnittsalter der Individuen, also mit einem hohen Anteil von Kindern und Jugendlichen, mit geringer Häufigkeit von Alten und Greisen (1). Hohe Geburtenzahlen, aber auch ein niedriges durchschnittliches Sterbealter werden demographische Merkmale solcher Völker sein. Umgekehrt steigt das Durchschnittsalter, wird also eine Bevölkerung älter, wenn das Sterben durch zivilisatorische Künste hinausgeschoben oder die Geburtenzahl aus irgendwelchen psychologischen Motiven heraus eingeschränkt wird. In diesem Sinne sind heute Russen und Chinesen jünger als die ostmitteleuropäischen und balkanischen Völker, als Polen, Ungarn oder Bulgaren, diese aber jünger als die meisten west- und nordeuropäischen Völker. In diesem Sinne waren auch Hellenen und Römer am Ende ihrer Geschichte alt und ist in großen Zügen ein Älterwerden der Menschheit seit den frühesten Anfängen ihrer Geschichte zu beobachten, da das Sterbealter schon seit dem Paläolithikum ansteigt (vgl. S. 90). In diesem Sinne dürften auch alle Hochkulturvölker älter sein als solche niederer Kulturstufen.

Da aber ältere Menschen seelisch anders beschaffen sind als junge, wird die geistige Haltung eines Volkes auch von seiner Altersgliederung mitgeprägt. Je mehr Alte und Greise da sind, je weniger junge Menschen, desto mehr müssen auch Verhaltensweisen und Lebensauffassung des höheren Alters überwiegen. „Alles Unbeküm-

merte, Naive, elementar Frische, Ausbündige, triebhaft Zukunftsgewisse, das die Jugend kennzeichnet, wird ... zurücktreten hinter der Mäßigung, Überlegtheit, Vorsorglichkeit, Nüchternheit und Resignation der reiferen Lebenszeitalter" (2). Auch in diesem Sinne dürften Hochkulturvölker älter sein als die „Barbaren" jenseits ihrer Grenzen.

Es wäre aber ein Unding, alles „Altern" der Kulturen auf solche Unterschiede der Altersgliederung zurückführen zu wollen. Denn innerhalb der überschaubaren Geschichte der Hochkulturvölker haben wir kaum mit so großen Veränderungen der durchschnittlichen Lebensdauer zu rechnen, wie wir sie beim Übergang von einer schweifenden Lebensweise zu seßhaftem Bauerntum und dann wieder mit dem Aufschwung der modernen Medizin und Hygiene sehen. Wenn man auch sonst ein Altern der Völker in ihren Kulturen feststellt, so liegen hier offenbar noch andere, außerhalb des Biologischen sich vollziehende Abläufe vor. Nur im Abendland ließ sich mit Sicherheit eine Beteiligung der Geburtenkurve am biologischen Älterwerden feststellen, wobei es sich aber offenbar nicht um ein physiologisches Nachlassen der Fruchtbarkeit, sondern um eine kulturpsychologische Erscheinung handelte. Der Geburtenrückgang erscheint damit nur als ein Teilsymptom jenes Absinkens der schöpferischen Lebensfülle, das die Spätzeit der beiden Völker kennzeichnet und immer wieder auf die Beobachter einen so tiefen Eindruck machte. Auch die bevölkerungsbiologische Erscheinung des Geburtenrückgangs mündet also in die Frage nach dem geistigen Altern der Völker.

Schon von jeher ist der Lebensablauf der Völker gerne mit dem der Individuen verglichen worden. Anneus Florus ist einer der ersten, der unter diesem Gesichtspunkt die Geschichte seines, des römischen Volkes schrieb. „Stellt man sich nun unter dem römischen Volke einen Menschen vor und durchgeht man seine ganze Lebensdauer, wie es entstanden, wie es herangewachsen, wie es in die Blüte des Mannesalters getreten, wie es später gleichsam gealtert ist, so wird man vier Stufen ... einer Entwicklung gewahr werden" (3). Neuere Arbeiten haben im allgemeinen schärfer zwischen Völkern und Kulturen geschieden und den Altersprozeß bevorzugt in den Erzeugnissen des Geistes gesehen. „Völker bleiben überhaupt ewig jung, nur menschliche Einrichtungen altern", sagt Beloch (4), und H. Schneider: „Keineswegs muß ein alterndes Volk kinderarm, unfruchtbar werden. An dieser Stelle kann das Bild vom Einzelwesen nicht übertragen werden, denn die Individuen im alten Volk sind ja immer wieder jung und zeugungsfähig" (5). Immer wieder aber glaubte dieser oder jener zu entdecken, daß das geistige Altern der Völker in ihren Kulturen auffallend dem geistigen Altern der Individuen entspricht. Unter den zahlreichen Zyklustheorien — Sorokin stellt eine überwältigende Anzahl von ihnen

zusammen (6) — finden sich daher nicht nur solche, die überhaupt regelhafte Phasen in der Entwicklung der Kulturen oder einzelner Kulturbereiche sehen, sondern die auch mit aller Bewußtheit diese Phasen mit den individuellen Altersstufen und ihren seelischen Haltungen parallelisieren.

Manchmal handelt es sich dabei nur um bildhafte Vergleiche, zum Teil werden aber auch reale inhaltliche Zusammenhänge gesehen. So unterscheidet Kafka in der Philosophiegeschichte fünf Perioden, die er den fünf Phasen der individuellen psychischen Entwicklung, nämlich Spät- und Frühkindheit, Pubertät, Reife und Greisenalter gleichsetzt: die Periode des Aufbruchs, eine kosmozentrische und eine anthropozentrische Periode, die Phase der Integration und die der Desintegration (7). Piper glaubte, auf den verschiedensten Lebensgebieten und bei den verschiedensten Völkern der Erde immer wieder die gleichen Perioden der geistigen Entwicklung feststellen zu können, die genau denen der Individuen entsprechen sollen. So sieht er in Philosophie und Religion aufeinanderfolgen die mythische Weltanschauung der Kindheit, die dogmatisch-scholastische der Jugend, die kritische der Reife und die skeptische des Alters. In Sprachentwicklung und Literatur sollen bei den europäischen Völkern ebenso wie bei den Altägyptern, Chinesen und Indern auf eine primitiv-kindliche Phase eine naiv-jugendliche, rational-reife und sentimental-senile folgen, und auch die historische Abfolge der Gesellschafts- und Staatsformen wird in einem solchen Altersschema gesehen (8). Adama van Scheltema verfolgt den Parallelismus zwischen individueller und kultureller Entwicklung nur für die mitteleuropäisch-germanische Menschheit, hier aber umso eingehender, und er findet nicht nur in den großen Perioden, sondern auch in Einzelheiten der beiden Abläufe „die spontane Auswirkung einer und dergleichen innergesetzlichen Zielstrebigkeit"; so etwa eine vorwiegend parasitär-konsumptive Lebensform mit passiver Abhängigkeit von der Umgebung in Frühkindheit und Urzeit; eine „tief eingreifende, seelisch-geistige Einstülpung" in mittlerer Kindheit und vorgeschichtlichen Bauernkulturen; eine exzentrische geistige Struktur mit Abenteuerlust und starker motorischer Betätigung in Spätkindheit und Wanderkriegertum der Eisenzeit; eine neue Nachinnenwendung und Streben nach geistiger Totalität in Jugendzeit und europäischem Mittelalter; und schließlich eine Verlagerung des geistigen Schwerpunktes von innen nach außen bei nunmehr voller Umweltbeherrschung und Wirklichkeitsbejahung im individuellen Lebensalter der Reife und der kulturgeschichtlichen Neuzeit (9). Insbesondere aus Kinderkunst und Kunstgeschichte trägt der Kunsthistoriker Adama van Scheltema Belege für seine Phasenparallelität zusammen und damit aus dem selben Bereich, mit dem diese Art der Betrachtungsweise schon bei Wundt beginnt (10).

Man glaubte in diesen psychischen Parallelismen das biogenetische Grundgesetz wirken zu sehen, nach dem die individuelle Entwicklung eine abgekürzte und zum Teil abgeänderte Wiederholung der Stammesentwicklung darstellt, ja es ist von einem psychogenetischen Grundgesetz gesprochen worden. Aber das sogenannte biogenetische Grundgesetz hat nur das Werden der Form zum Gegenstand, nicht auch die regressiven Phasen des Alters. Für die Formwerdung leuchtete es ein, daß Hochdifferenziertes aus Einfachem und Ungegliedertem, Spezielles aus Allgemeinem sich immer in ähnlicher Weise entfalten muß, ob es sich nun um den Aufbau des Individuums aus der ungeformten Eizelle oder die Entwicklung hochdifferenzierter Arten aus weniger durchgeformten handelt (11). Auch für die psychische Entwicklung sind wir in diesem Bereich aus dem Stadium faszinierender, aber doch leichtes Unbehagen verursachender Hypothesen heraus. Es ist deutlich, daß das Kind ähnliche Phasen der seelischen Entwicklung und Differenzierung durchläuft, wie sie die Species Homo sapiens bei der geistigen Menschwerdung durchschritten haben muß: zunehmendes Übergewicht der Fernsinne — Gesicht und Gehör — über die primitiveren Nahsinne des Schmeckens, Riechens und Fühlens; zunehmende Gliederung des Wahrnehmungsfeldes, aus dem immer neue Einzelelemente als solche erkannt und wiedererkannt werden können; die Steigerung der Merkfähigkeit sowohl nach Menge wie nach Dauer der Erinnerungsbilder; fortschreitende Ablösung des Ichs von der Umwelt; die zunächst aus Erfahrung gewonnene Einsicht in kausale Zusammenhänge, die langsam auf dem Wege der Ablösung der Vorstellungsbilder von der unmittelbaren Wahrnehmung auch zu einsichtigem Handeln ohne unmittelbare Erfahrung führt (12). Ein gutes Stück dieses Entwicklungsganges gehen die Menschenaffen mit dem Menschenkinde noch mit, im dritten Lebensjahr des Kindes scheiden sich endgültig die Wege. In der späteren Kindheit werden aber noch Erkenntnis- und Anschauungsformen durchlaufen, die auch lebenden Naturvölkern eigen sind: das physiognomische Erleben der Umwelt, und zwar auch der für den Erwachsenen toten Dingwelt, die daher auch für Kinder und Primitive eine „kraftbegabte Wirkwelt" darstellt. Man hat das magisches Denken genannt (13).

Hier aber hören die Entsprechungen auf; alles weitere läßt sich mit dem Begriff des biogenetischen oder psychogenetischen Grundgesetzes nicht mehr decken. Das schon deshalb nicht, weil die Einzelindividuen jedes für sich den vollen Individualzyklus bis zum Greisentum durchlaufen, auch wenn der naturgemäß viel langsamer ablaufende Kulturwandel noch nicht das Altersstadium erreicht hat. Das Abendland z. B. steht nach der Meinung vieler Autoren im Stadium der Spätreife, aber der europäische Einzelmensch geht wie in der Jugendzeit des Mittelalters den vollen Weg bis zur Ver-

greisung zu Ende, wenn ihm ein entsprechend langes Leben gegeben ist. Es wäre also gewissermaßen ein umgekehrtes psychogenetisches Grundgesetz, nach dem die Entwicklung des Volkes eine gedehnte und zum Teil abgewandelte Wiederholung der Entwicklung des Einzelnen darstellt. Es ist aber offenbar absurd, einen mit konkretem Inhalt gefüllten biologischen Begriff auch auf sein Gegenteil anzuwenden.

In vollem Umfang bleibt damit freilich das Problem des Alterns der Völker in ihren Kulturen bestehen. Es gibt zweifellos auch „Geistgesetze“ (14). Die „dialektische“ Entwicklung im Hin- und Herpendeln zwischen polaren Gegensätzen ist eines der am besten durchforschten, und sie liegt vielen Kulturzyklentheorien zugrunde (15); sei es, daß es als Wechselspiel zwischen Integration und Desintegration gesehen wird (Spencer), von zentrifugalen und zentripetalen geistigen Bewegungen mit der Zwischenstufe einer zentrierten Phase (M. Schröter); als regelhafte Ablösung von „sensitiven“ Kulturperioden durch „ideatrische“ (Sorokin) und umgekehrt, von Individualismus und Kollektivismus (Breysig) oder „Einatmung“ und „Ausatmung“, vergleichbar Systole und Diastole des Herzschlags (Goethe, Adama van Scheltema). Mit diesem dialektischen Spiel mag auch eine Komponente in der Erscheinung der „geschichtlichen Ermüdung“ und damit des geistigen Alterns erfaßt sein, aber eben doch nur eine, denn Altern ist ein fortschreitender Prozeß, nicht ein Hin- und Herpendeln zwischen Gegensätzen.

Weitaus wichtiger ist daher das „Erstarrungsgesetz“, „dem auf die Länge alles dereinst frische, ungebändigte, naturhaft dahinströmende Leben anheimfällt“. In der Erstarrung sieht Spengler das Hauptaltersmerkmal der Kulturen, aber auch die spezielle Geschichtsschreibung beschreibt damit vielfach untergangsnahe Spätzeiten: Die lebendige Gemeinschaft erstarrt zur äußerlichen Institution oder zur Konvention, in der die ursprünglich bindenden Motive nicht mehr zu erkennen sind. Es handelt sich hierbei freilich nicht nur um eine Verfallserscheinung. Auf die Dauer vermag keine Gemeinschaft ohne feste äußere Form zu bestehen, ja „ohne Erstarrung gäbe es das Phänomen der Kultur gar nicht ... Aus Paarung wird Heirat, aus Zusammenleben Ehe, aus Erziehung Schule, aus Religion Kirche, Bünde geben sich Satzungen, Opfer werden zu Besteuerungen ...“ (16). Aber wie in jeder fortschreitenden Entwicklung gibt es einen optimalen Zustand, der eines Tages zwangsläufig überschritten wird. Das geschieht nun umso leichter und schneller, je kopfreicher die Bevölkerung, die in einer Gemeinschaft zusammengeschlossen werden muß; eine lebendige Demokratie etwa, in der jeder einzelne wirklich imstande ist, seine politischen Rechte unmittelbar auszuüben, ist nur in kleinen Bezirken und Bevölkerung wie den Schweizer Kantonen oder in einer einzelnen

Gemeinde möglich. Anderswo wächst zwangsläufig eine immer vielfältigere und umfangreichere Bürokratie heran, die immer mehr Entscheidungen im Rahmen eines immer schwerfälliger werdenden Systems von Gesetzen, Verfügungen und Anordnungen übernimmt. Je größer und über je weitere Räume verteilt eine Bevölkerung ist, desto mehr bedarf es also, um sie als Lebensgemeinschaft zusammenzuhalten, fester Institutionen und zentraler Lenkungen, die ihrerseits in sich die Tendenz zu weiterer Verfestigung und damit Erstarrung besitzen. Da aber Hochkulturvölker große kopfreiche Völker sein müssen (vgl. S. 82), liegt bereits in dem Aufstieg zur Hochkultur notwendig ein Keim des geistigen Alterns, der Erstarrung. Die bevölkerungsbiologischen und geistigen Abläufe stehen damit auch hier in einem inneren Zusammenhang.

Auch das Wachsen durch Assimilation oder umgekehrt der Verfall eines Volkes durch ethnische Dissimilation dürfte in Beziehung zu diesem Erstarrungsprozeß stehen: die Frage erscheint jedenfalls wert, einmal eingehend untersucht zu werden. Wieweit müssen noch persönliche Bindungen, müssen willens- und gefühlsbestimmte Motive vorhanden sein, damit eine Gemeinschaft assimilationskräftig ist? Toynbee betrachtet die „Desintegration" als ein Altersmerkmal der Kulturen; sie bedeutet den Zerfall einer verbundenen Ganzheit in ihre Teile durch Versagen der zusammenhaltenden Kräfte. Er sieht ihn vor allem als Zerfall in Klassen, nämlich eine herrschende, nicht mehr schöpferische, „erstarrte" Minderheit und das innere Proletariat; aber auch die ethnische Dissimilation ist ein solcher „Zerfalls"-Prozeß, nur mehr in der Breite des Raumes als in der Tiefe der sozialen Schichtung. Daß auch hier ein Zusammenhang mit der Bevölkerungszahl besteht, ist deutlich. Es dürfte nicht nur eine optimale, sondern auch eine maximale Kopfzahl sozialer Gruppen geben (17), die also unter bestimmten Verhältnissen gerade noch zu einem bestimmten Grade der Gemeinsamkeit zusammengeschlossen werden können. Andererseits muß diese Zahl sich verändern, wenn die lebendigen Bindekräfte erlahmen, und die institutionelle Erstarrung der gemeinsamen Lebensformen bedeutet ja eine Minderung der die ganze Person in allen ihren Seelenschichten erfassenden Bindungen.

Das Erstarrungsgesetz beschreibt aber sicherlich nur einen von vielen Abläufen, die fortschreitend in hochstrukturierten Gebilden, wie sie eine Kultur darstellt, ablaufen. Keiter gibt nicht weniger als 12 „Regeln der Sozialgeschichte" (18); indem sie feststellen, was innerhalb eines als identisch betrachteten Prozesses jeweils das frühere und das spätere Stadium ist, also allgemeine Entwicklungsrichtungen zu erkennen versuchen, sind sie auch für das Problem des Alterns von Bedeutung. Dasjenige Gesetz, das am direktesten darauf Bezug nimmt, nämlich das „Gesetz der Früh- und Spätstadien", ist allerdings im Grunde nur eine andere Fassung des Er-

starrungsgesetzes: „Wenn etwas neu ist, kann es noch nicht reif und noch nicht durchgestaltet sein: es wird noch wenig Form haben. Wenn ein neuer Keim sich aber entwickeln soll, obwohl er über das Trägheitsmoment der stabilisierten Form noch nicht verfügt, dann muß er umso vitaler und reicher an Formwerdungskräften ... sein, sonst wird er ausgemerzt ..." Kulturgeschichtliche Frühstadien bieten daher ein kräftereiches, aber formenarmes Bild, sie sind hyperdynamisch-hypoplastisch. Das Optimum der Entwicklung liegt bei durchgeformten, aber noch lebenskräftigen, also bei euplastisch-eudynamischen Zuständen. Geht aber die Formbildung auf der einen, die Kraftabnahme auf der anderen Seite weiter, so erstarren Spätstadien in allzuviel Form und allzuwenig Kraft, sie sind hyperplastisch-hypodynamisch. Das beste Beispiel dafür bietet die Entwicklung des Körpers und der Persönlichkeit im Laufe der Lebensalter. Jugend ist hyperdynamisch-hypoplastisch, Reife eudynamisch-euplastisch, Alter schließlich hypodynamisch-hyperplastisch. „Die Jugend schafft, was sie schaffen soll, mit Kraft und Unbekümmertheit, das Alter schafft es mit Weisheit und Sparsamkeit." Aber die Regel gilt auch für geschichtliche Abläufe. „In der Kunstgeschichte wohlbekannt ist die Abfolge archaischer, ungeformter, aber monumentaler (hypoplastisch-hyperdynamischer), klassischer durchgeformter und optimal wirksamer, euplastisch-eudynamischer und endlich barocker, virtuoser, verkrampfter oder verspielter, veräußerlichter, outrierter, hyperplastisch-hypodynamischer Stilstufen ... In der Religionsgeschichte sind die Frühstadien innerliche Frömmigkeitsbewegungen, hyperdynamisch-hypoplastisch, die Spätstadien institutionelle Erstarrung und Verkirchlichung: hyperplastisch-hypodynamisch ... In der Kulturgeschichte im allgemeinen sind die Barbaren wie die Jünglinge kräftig und unbekümmert: hyperdynamisch-hypoplastische Jugendstufe der Völker, die Hochzivilisierten überfeinert, überkultiviert und schwächlich: hyperplastisch-hypodynamische Altersstufe der Völker."

Nennen wir noch von den übrigen Gesetzen das Prinzip der fortschreitenden Determination, aus der Entwicklung der Lebewelt wohl bekannt, in der Kulturgeschichte auch als Prinzip des Vorranges des schon Vorhandenen bezeichnet: „Im Durchlaufen einer kulturellen Traditionsbahn muß es eine Stelle geben, an der der Kraftvorteil, welchen das Verfolgen einer festgelegten Bahn bedeutet, geringer wird als der Kraftvorteil, der darin liegt, weniger festgelegt zu sein oder aber Festlegungen unter Anstrengungen durchbrochen zu haben. Das ist die Stelle der Entwicklung, an der die Primitiven oder die Revolutionäre den Kultivierten überlegen zu werden drohen"; oder das Verhältnis von „Werdekräften und Bleibekräften": einen bestehenden Zustand zu erhalten, erfordert ebensoviel Kraft wie einen bestimmten Zustand zu erreichen. „Wo ein gewisses Übergewicht der Werde- über die Bleibekräfte besteht,

reden wir von Wachstum ... Infinitesimales Übergewicht der Zerstörungskräfte über die Bleibekräfte charakterisiert die dritte Hauptperiode des Lebens, das Alter ... Auch Kulturen sind Systeme, die in sich stabilisierte Zustände durch ihre Werdekräfte erreichen und durch ihre Bleibekräfte erhalten wollen ... Jede Verfallsepoche sieht die Bleibekräfte gegenüber den Werdekräften allein und oft krampfhaft am Werk, flickt, repariert, stützt fallende Gewölbe ab, restauriert verblaßte Gemälde ... Jede Zeit, in der sich die Kräfte überwiegend auf Neues legen, ist im Vergleich dazu Frühzeit."

Mit den Begriffen Erstarrung und Verfestigung bezeichnet man nicht nur in der Kulturgeschichte, sondern auch in der Biologie Alterserscheinungen, nämlich die Veränderung der alternden Zelle, in der durch Flüssigkeitsverlust die Elastizität des kolloiden Plasmas abnimmt (19). Handelt es sich dabei um die zufällig gleiche Wahl eines Wortes aus einem beschränkten Wortschatz oder um die übereinstimmende Bezeichnung von etwas auf höherer Ebene Gemeinsamen? Keiter nahm, wie wir sahen, die Beispiele für seine Regeln teils aus der Biologie, teils aus der Kulturgeschichte. Hier wird es nun aber ganz deutlich, daß es sich nicht mehr nur um bildhafte Vergleiche mit biologischen Altersabläufen handelt, sondern um die allgemeine Form und Richtung fortschreitender Prozesse in Biologie und Geschichte. Es sind isomorphe Systemgesetze (vgl. S. 3), die sowohl das psychologische Altern der Individuen, wie das geistige Altern von Kulturen erfassen und damit auf einer höheren Ebene doch zu echten „Seinsanalogien" führen. Es ist aber bemerkenswert, daß sich diese Entsprechungen zwischen Individuen und Kulturen, nicht zwischen Individuen und Völkern fanden, obwohl die Völker als „Systeme" zwischen den Individuen, aus denen sie sich zusammensetzen, und den Kulturen, deren Träger sie sind, einordnen. Es gibt freilich isomorphe Gesetze auch für Individuen und Völker oder besser Bevölkerungen: Die logistische Kurve beschreibt — bei Ausschaltung gewisser Komplikationen (vgl. S. 152ff.) — sowohl das normale Wachstum von Individuen wie auch das Wachsen von Bevölkerungen. In beiden Fällen folgt auf einen konkaven Abschnitt der Kurve, die beschleunigtem Wachstum entspricht, ein gerader und dann ein konvexer Abschnitt, der verlangsamtes Wachstum wiedergibt (20). Es wurde auch schon versucht, die logistische Gleichung auf gewisse historische Abläufe anzuwenden (21). Aber immer gilt sie nur für das Stadium des Werdens bis zur Erreichung eines stabilen Gleichgewichtszustandes, nicht für die Phasen des Alterns und des Verfalls.

Von diesem Standpunkt aus kann es nun aber kaum noch wundernehmen, daß zwischen den regelhaften geistig-kulturgeschichtlichen Abläufen und den bevölkerungsbiologischen Verfallsmechanismen keine feste Beziehung erkennbar ist. Die Geschichte der klassischen Antike könnte das zwar glauben machen — und allzuoft hat man all-

gemeine Gesetze der Völkerentwicklung nur von diesem Falle her ableiten wollen. Zu dem Erlahmen schöpferischer Impulse in alten Kulturen kann Kinderarmut und das Versagen der Assimilationskraft hinzutreten, aber es muß es nicht. Für das Aufhören des sozialen Wachstums durch ethnische Assimilation könnte man neben Griechen und Römer vielleicht noch Altägypten und vor allem Altbabylonien anführen. Aber dann ist da noch der Fall des chinesischen Volkes. Niemand wird bezweifeln, daß seine Kultur als alt zu bezeichnen ist, wenn überhaupt solche Phasenbezeichnungen angewandt werden sollen, ja Toynbee zählt sie zu den versteinerten Kulturen. Aber ihr Träger, das chinesische Volk, ist kinderreich wie je und beweist bis in die jüngste Vergangenheit hinein eine erstaunliche Assimilationskraft (22). Auch die Juden könnte man hier nennen; bis an die Schwelle der Gegenwart, bis zu dem Augenblick, als durch die Emanzipation ihre Entwicklung in die des Abendlandes einmündet, waren sie kinderreich und assimilationskräftig (23), obwohl die ihnen eigenen sozialen und kulturellen Lebensformen gewiß nicht als jung angesehen werden können. Es dürfte so sein, daß kulturell junge Völker tatsächlich zumeist kräftig wachsen oder jedenfalls in ihrer bevölkerungsbiologischen Struktur mit hohen Geburtenzahlen aber auch noch hohen Sterbeziffern erhebliche Wachstumspotenzen stecken. Aber die Beziehung ist nicht umkehrbar: Aus der Wachstumspotenz eines Volkes läßt sich nicht auf das geistige Alter seiner Kultur schließen.

So gibt es tatsächlich keine echte Entsprechung zwischen dem körperlichen Alterszerfall der Individuen und den Verfallsmechanismen in dem körperlich-organischen Substrat der Kulturen, den Völkern. Während beim Individuum das Altern ein ganzheitlicher psycho-physischer Vorgang ist, die psychischen Alterserscheinungen daher ihre engen physiologischen Entsprechungen haben, fehlen diese in dem höheren System der Völker. Es ist bemerkenswert und des Nachdenkens wert, daß erst die geistigen Gestalten der Kulturen im Altersprozeß wieder echte Seinsanalogien zu den Organismen zeigen, auch sie freilich nur im Sinne allgemeiner Systemeigenschaften.

Literatur

1. Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. S. 215 ff. — 2. Hellpach, W., Einführung in die Völkerpsychologie. 151 S. Stuttgart 1944. S. 22. — 3. Lucius Annäus Florus, Abriß der römischen Geschichte. Übersetzt von W. M. Pahl. 298 S. Stuttgart 1835. S. 37. — 4. Beloch, J., Die genaue Stelle dieses Zitats habe ich nicht wiederfinden können. — 5. Schneider, H., Philosophie der Geschichte. 2 Bde. Breslau 1923. II, S. 69. — 6. Sorokin, P., Social and cultural dynamics. 4 Vols. New York - Cincinnati 1941. — 7. Kafka, G., Geschichtsphilosophie der Philosophiegeschichte. 66 S. Berlin 1933. — 8. Piper, H., Die Gesetze der Weltgeschichte. 2 Bde. Leipzig 1928—47. — 9. Adama van Scheltema, F., Die geistige Wiederholung. Der Weg des Einzelnen und seiner Ahnen. 294 S. Leipzig 1937. — 10. Werner, H., Einführung

in die Entwicklungspsychologie. 359 S. Leipzig 1926. — 11. v. Eickstedt, E., Die Forschung am Menschen. 1512 S. Stuttgart 1937 ff. S. 861 ff. — Remane, A., Die Grundlagen des natürlichen Systems, der vergleichenden Anatomie und der Phylogenetik. 400 S. Leipzig 1952. S. 165 ff. — 12. Katz, D., Mensch und Tier. Studien zur vergleichenden Psychologie. 314 S. Zürich 1948. — 13. v. Eickstedt, E., Stammesentwicklung des Seelischen. In Heberer, G. (Hrsg.), Die Evolution der Organismen. 2. Aufl. Stuttgart 1954. — Ders., Der derzeitige Stand der Urmenschenforschung. Versuch einer handlichen Didaktik der Paläomorphologie und Paläopsychologie der Hominiden. Arch. J. Klaus XXIV, 525 bis 551, 1949. — Schmidt, R. R., Der Geist der Vorzeit. 244 S. Berlin 1934. — 14. Hellpach, W., Über geisteigene Gesetzmäßigkeit. Forsch. Fortschr. XVI, 371—373, 1940 — 15. vgl. Sorokin, P., 1941, zit. Anm. 6. — Adama van Scheltema, F., In Köln. Z. Soziol. IV, 183 ff., 1951/52. — Breysig, K., Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. 103 S. Berlin 1905. — Meinecke, F., Die Entstehung des Historismus. 2. Aufl. 637 S. München 1946. S. 53 ff., 148, 413 ff., 593 f. u. a. — 16. Hellpach, W., Kulturpsychologie. 297 S. Stuttgart 1953. S. 259 ff. — Ders., Sozialpsychologie. 2. Aufl. 191 S. Stuttgart 1946. S. 142. — 17. Sorokin, P. A., Life-span, age-composition, and mortality of social organizations. Mensch en Maatschappij IX, 69—85, 1933. — 18. Keiter, F., Zwölf Regeln der Sozialgeschichte. Köln. Z. Soziol. N. F. II, 158—192, 1949/50. — vgl. auch Spranger, E., Probleme der Kulturmorphologie. Sitz.-Ber. Preuß. Akad. Wiss. Phil. Hist. Kl. I, 1—39, 1936 (Rationalisierung, Individualisierung und Differenzierung als Reifemerkmale einer Kultur). — 19. Linser, H., Das Problem des Todes. 96 S. Wien 1952. — Matzdorf, P., Grundlagen der Erforschung des Alterns. 248 S. Frankfurt a. M. 1948. — 20. v. Bertalanffy, L., Hempel, C. G., Bass, R. E., and Jonas, H., General system theory. A new approach to unity of science. Hum. Biol. XXIV, 302—361, 1951. — 21. Keller, J. D., Growth curves of nations. Hum. Biol. XVIII, 204—220, 1946. — 22. v. Eickstedt, E., Rassendynamik von Ostasien. China und Japan, Tai und Kmer von der Urzeit bis heute. 648 S. Berlin 1944. — Purcell, V., The Chinese in Malaya. 327 S. London 1948. — 23. Wellisch, S., Die Anzahl der Menschen jüdischer Abstammung. Z. Rassenk. II, 198—203, 1935.

IV. Müssen Völker sterben?

Wenn die logistische Kurve sowohl das Wachstum von Individuen wie das von Bevölkerungen beschreibt, also eine gewisse „Isomorphie“ des Ablaufes erkennbar ist, so bestehen doch auch sehr deutliche Unterschiede. Die zugrundeliegende Pearl-Verhulstsche Formel gilt zwar nur für das Werden, aber es zeigt sich daran doch mit aller Klarheit, in welcher Richtung die Unterschiede auch im Vergehen liegen. Die Wachstumskurve des Individuums ist wirklich ein Gesetz, d. h. die Wahrscheinlichkeit, daß sie tatsächlich im Einzelfall so verlaufen wird, ist so groß, daß die Ausnahmen im Durchschnitt vernachlässigt werden können. Es gibt gewiß solche Ausnahmen: durch krankhafte Wachstumsstörungen kann etwa das Umbiegen zur stationären Phase vorverlegt oder zeitlich hinausgeschoben werden, es kann auch der Endeffekt des Wachstums erheblich über oder unter dem Durchschnitt liegen, so daß der mittlere Teil der Kurve steiler oder flacher verläuft; aber die weitaus überwiegende Zahl der Fälle entspricht doch dem normalen Kurvenverlauf. Auch die Abänderung der Wachstumskurve beim Menschen durch die für ihn kennzeichnenden Wachstumsschübe, die von Phasen relativ geringerer Größenzunahme unterbrochen sind, haben Gesetzescharakter. Vor allem aber gilt dies für die Tatsache, daß das Wachstum eines Tages endgültig aufhört und schon früher sich in unendlich kleinen Zuwachsraten vollzieht, so daß der letzte Kurvenabschnitt praktisch horizontal verläuft. Daß sich an diese stationäre Phase ein neuer stärkerer Anstieg anschließt, kommt beim individuellen Wachstum praktisch nicht vor.

Wohl aber beim Bevölkerungswachstum. Die logistische Kurve beschreibt hier nur, wie die Entwicklung bei ungestörtem Verlauf, also unter sonst gleichbleibenden Umständen, verlaufen k a n n. Tatsächlich kennen wir gar nicht so sehr viele Fälle, wo sie wirklich so verlaufen ist, d. h. wo der ganze Kurvenablauf in seiner typischen Form vorliegt. Grund dafür ist nicht nur, daß sich der Wachstumsablauf hier ja über viel größere Zeiträume erstreckt und ältere Kurvenabschnitte daher vielfach aus Mangel an statistischen Unterlagen nicht sicher gezeichnet werden können. Es ist vor allem auch die Bedingung der gleichbleibenden Umstände selten erfüllt. Änderungen der Wirtschaftsstruktur, Schrumpfung oder Erweiterung des Nahrungsraumes, langanhaltende Notzeiten, ja eine wechselnde öffentliche Meinung über Familie und Kinder können größere oder

kleinere Abänderungen hervorrufen. Vor allem kennen wir Beispiele, wo sich auf stationäre Phasen eine neue Wachstumskurve aufsetzt, wie in Japan nach dem Umbruch der Wirtschafts- und Sozialstruktur durch die Öffnung des Landes (1865). Würde man größere Zeiträume mit einer einigermaßen zuverlässigen Bevölkerungsstatistik übersehen können, so würden wir wahrscheinlich viele solcher Fälle kennen.

Es ist eben das individuelle Wachstum ein im wesentlichen von innen gesteuerter Vorgang, den Umweltfaktoren nur in relativ engen Grenzen abwandeln können, während das Bevölkerungswachstum ganz erheblich auf solche äußeren Faktoren anspricht. Wenn man Wachstumsvorgänge als Resultante aus Aufbau und Abbau verstehen kann, so sind diese beiden Teilprozesse und damit auch ihr Verhältnis zueinander bei der Bevölkerung unendlich variabler als beim Individuum. Eine gewisse endogene Konstante ist nur auf der einen Seite mit der ewigen Anziehungskraft zwischen den Geschlechtern, mit der physiologischen Fruchtbarkeit und dem instinktgebundenen Wunsch nach Nachkommen gegeben, auf der anderen Seite mit der Tatsache, daß wir alle einmal sterben müssen. Aber in wie weitgesteckten Grenzen bewegt sich schon der Wunsch nach Nachkommenschaft und erst recht die Mittel, ihn mit der tatsächlichen Kinderzahl in Übereinstimmung zu bringen! Wie weite Ausschläge weist der Abbau durch Sterblichkeit auf trotz des unabänderlichen Gesetzes des Sterbenmüssens, und wie sehr untersteht die durchschnittliche Lebensdauer in einer Bevölkerung äußeren Einflüssen von der Wartung des Säuglings bis zur Lebenshaltung des Erwachsenen! Die gleiche Variabilität und Umweltansprechbarkeit gilt für die anderen Aufbau-Abbau-Prozesse, die in ihrer Gesamtheit bestimmen, ob ein Volk wächst oder schrumpft, nämlich für Aus- und Einwanderung sowie ethnische Assimilation und Dissimilation; und auch der absteigende Teil der Lebenskurve bis zu einem wirklichen Erlöschen wird, wenn es überhaupt dazu kommt, von diesem Verhältnis von Aufbau und Abbau bestimmt, ohne daß es zu jener gesetzmäßigen Katastrophe kommt, die wir beim Individuum den Tod nennen.

Aus dieser großen Variabilität und Wandelbarkeit ergibt sich auch, daß es unmöglich ist, ein gewisses gesetzmäßiges Lebensalter für Völker festzustellen. Es ist dies für Staaten und Kulturen versucht worden. Quételet berechnete die durchschnittliche Lebensdauer historischer Reiche auf 1461 Jahre, wobei freilich die Auswahl der Fälle recht zufallsbedingt war (1). Schon wenn man die inzwischen besser überschaubaren Reiche etwa von Mitanni und Hethitern oder gar von Kassiten und Hyksos mitrechnet, verändert sich der Durchschnitt erheblich, erst recht, wenn auch modernere Staatsgebilde und Reiche mitberücksichtigt werden. Auch für Kulturen hat man eine gewisse typische Lebensdauer erkennen wollen. Für

Spengler ist das Jahrtausend eine solche Lebenseinheit; Stier setzt ein Doppeljahrtausend für die babylonische, altägyptische und griechisch-römische Kultur an, läßt das Abendland mit dem Jahr 1000 beginnen und folgert, daß wir etwa in der Mitte seines Lebens stehen (2).

Für Völker ist die Berechnung einer durchschnittlichen Lebensdauer oder einer regelhaften Lebenslänge offenbar überhaupt noch nicht versucht worden und würde auch ziemlich sinnlos sein. Läßt sich doch schon der Zeitpunkt, wann ein Volk zu existieren beginnt und aufhört, in den weitaus meisten Fällen gar nicht genau bestimmen, und unterliegt die Bevölkerungssubstanz, die hinter einem Völkernamen steht, so erheblichen Veränderungen, daß die biologische Identität ganz problematisch ist. Nur wenn diese sich einigermaßen fixieren ließe, wie dies ja für das Individuum trotz allen Wechsels von Zellen und Geweben von der Zeugung bis zum Tode gilt, hätte eine solche Berechnung überhaupt einen Sinn und würde etwas anderes bedeuten als die Lebensdauer von Kulturen. Ganz allgemein gilt, daß für soziale Gebilde die weite Streuung der Werte für Gesamtdauer und Lebensphasen charakteristisch ist, während für das Individuum nicht nur die mögliche Lebensdauer genetisch bestimmt ist, sondern auch die Länge der einzelnen Phasen nur in relativ engen Grenzen schwankt.

So erscheint es denn auch von dieser Seite her unmöglich, Individuen und Völker, Organismen und soziale Gebilde als etwas Gleichartiges anzusehen und aus dem gesetzhaften Lebensablauf der Individuen auf das von Völkern zu schließen. Trotz gewisser formaler Übereinstimmungen im Wachstumsablauf läßt sich aus der Tatsache, daß alle vielzelligen Organismen eines Tages unweigerlich sterben müssen, nicht auf das gleiche Todesgesetz bei ethnischen oder anderen Lebensgemeinschaften schließen.

Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß auf der Ebene bevölkerungsbiologischer oder kulturgesetzlicher Abläufe doch ein solches Gesetz besteht oder doch eine allgemeine Regel, die über die Ausnahmen überwiegt. Überschauen wir aber unter dem bevölkerungsbiologischen Gesichtspunkt die vorliegenden historischen Fälle, so lassen sich nur einige sehr grobe allgemeingültige Merkmale der vergleichbaren Abläufe feststellen.

1. Es gibt kein schlechthin biologisches Erlöschen eines Volkes. Einen Völkertod gibt es überhaupt nur in dem Sinne, daß ein Zeitpunkt kommen kann, in dem sich kein Individuum mehr zu einem einst gemeinschaftsbildenden Volkstums bekennt. Wollte man dagegen unter Völkertod verstehen, daß alle Erblinien, die einst eine ethnische Lebens- und Fortpflanzungsgemeinschaft bildeten, aus dem bevölkerungsbiologischen Kreislauf der Menschheit ausgeschieden sind, so dürfte überhaupt kein Fall von Völkertod zu finden sein.

2. Bei allen Völkern, die entweder überhaupt nicht mehr existieren oder einen tiefen Bruch ihrer Kulturgeschichte erfahren haben, sind allerdings bevölkerungsbiologische Mechanismen festzustellen, die eine quantitative oder qualitative Veränderung der tragenden Bevölkerung bedeuten. Mindestens läuft das Zerbrechen von Heirats- und Fortpflanzungsschranken und laufen damit neue Stadien der Bevölkerungsmischung dem sozialen Erlöschen durch ethnische Dissimulation parallel, ja sind ein unablösbarer Teil dieses Vorgangs und stehen damit in einem funktionellen Zusammenhang mit dem Völkeruntergang. Häufig aber lassen sich auch solche bevölkerungsbiologischen Mechanismen feststellen, die auf eine qualitative oder quantitative Niveauminderung hinauslaufen: sinkende Reproduktionsraten, sei es durch steigende Sterblichkeit oder abnehmende Geburtenraten, Überwiegen der Ab- über die Zuwanderung; oder Differenzierung des Wachstums in dem Sinne, daß die vermutlich „begabteren", „tüchtigeren" Bevölkerungsanteile ihre Anteile an der Gesamtbevölkerung vermindern. In solchen Fällen ist auch ein kausaler Zusammenhang mit Völkeruntergang oder Kulturniedergang durchaus möglich, sei es, daß die Bevölkerungsveränderung die Hauptursache oder nur eine Teilursache darstellt. Die Regel, daß bei langphasigen Veränderungen der historischen Mächtigkeit eines Volkes auch jeweils bevölkerungsbiologische Veränderungen beteiligt sind, ist natürlich sehr allgemein. Aber sie verpflichtet immerhin den Historiker, bei seinen Analysen und Interpretationen geschichtlicher Prozesse auch immer die Bevölkerungskomponente ins Auge zu fassen.

Darüber hinaus dürfte es aber kaum möglich sein, aus den überschaubaren völkerhistorischen Fällen irgendwelche Gesetze oder Regeln festzustellen — trotz der Vielzahl sozialanthropologischer Theorien, die in dem Untergang oder Niedergang der verschiedensten Völker immer die gleichen Ursachen erkennen wollten. Im Grunde ist jedes Volk auf seine eigene Weise untergegangen oder historisch abgesunken, wenn auch eine Reihe bevölkerunsbiologischer Mechanismen jeweils in mehreren „Fällen" auftreten. So ist die Dezimierung von Oberschichten innerhalb unserer 12 Fälle viermal nachzuweisen, bei mehreren anderen möglich oder wahrscheinlich. Rassenmischung und fremdethnische Zuwanderung ist sogar in der Mehrzahl der Fälle belegt, allerdings schon mit erheblichen quantitativen Unterschieden, die für den bevölkerungsbiologischen Effekt natürlich nicht gleichgültig sind. Geburtenbeschränkung ist aber nur für Hellas und Altitalien sicher, während sonst noch Zerstreuung oder gewaltsame Dezimierung eine Rolle spielen. Diese verschiedenen bevölkerungsbiologischen Mechanismen kombinieren sich aber in höchst mannigfaltiger Weise. Eine völlige Übereinstimmung ist nur für Hellas und Rom festzustellen, aber hier handelt es sich ja um Völker in engstem Kulturzusammenhang, bei denen sich, ähn-

lich wie bei den heutigen Völkern abendländischer Kultur, die gleichen Vorgänge nur mit Phasenverschiebung vollziehen. Bei Hellas und Rom wirken aber auch alle bevölkerungsbiologischen Verfallsmechanismen zusammen. Neben der günstigen historischen Durchleuchtung mag dies ein weiterer Grund dafür sein, daß der Abstieg dieser beiden Völker immer als besonders eindrucksvoll und eindeutig erschienen ist.

Aber selbst wenn das Bild einheitlicher wäre, müßte man noch lange vorsichtig sein, von Regeln oder gar Gesetzen für die Ursachen des Völkerunterganges zu sprechen. Zwölf Fälle, noch dazu auf verschiedene Verfallstypen verteilt, reichen dazu bei weitem nicht aus. Gewiß ließe sich die Zahl der Fälle vermehren, wenn auch vorwiegend um unklare, d. h. bevölkerungsgeschichtlich wenig erhellte. Aber auch dann ist mit gleichlaufenden Abläufen kaum zu rechnen, dazu ist die Streuung von vornherein zu breit und die Zahl der erreichbaren Fälle zu gering. Was möglich erscheint und ja auch von soziologischer Richtung schon angegangen wurde, ist, bei bestimmten Typen ethnischer Gemeinschaften in bestimmten historischen Situationen ein ähnliches bevölkerungsbiologisches Verhalten festzustellen. Dies gilt zum Beispiel für überschichtende Erobervölker; als typische Vorgänge erscheinen hier etwa eine erste Phase der Vermischung mit der Vorbevölkerung unmittelbar nach der Landnahme; danach die Errichtung von Heiratsschranken; dann ein gewisses Abbröckeln der Schichtung durch Verschiebung der quantitativen Verhältnisse und den sozialen Aufstieg von Familien der Unterschicht; schließlich das vollständige Zerbrechen der sozialen Isolate, wobei aber die ursprünglichen Erbunterschiede noch lange in der sozialbiologischen Differenzierung erhalten bleiben können (vgl. S. 140). Auch in der Aufsaugung von Naturvölkern durch höher Zivilisierte lassen sich gewisse regelhafte Abläufe erkennen. Auf den niederen und mittleren Stufen des Zivilisationsniveaus stehen ja auch jeweils mehr Vergleichsfälle zur Verfügung, so daß eine Aufgliederung nach den verschiedenen historisch-soziologischen Gesamtsituationen eher möglich und auch die statistische Grundlage für die Ableitung von Regeln breiter ist.

Ganz anders bei den Völkern, die Träger der großen Hochkulturen der Menschheit waren — und sie haben als uns Verwandte im Fragenkreis des Völkertodes immer eine ganz besondere Anteilnahme gefunden. In dieser Gruppe ließe sich die Zahl der überschaubaren Fälle nur um wenige vermehren. Jeder der geschilderten (vgl. Teil I) erscheint aber auch in seinem bevölkerungsbiologischen Schicksal als Individualität; jedes Volk ist auf seine eigene Art untergegangen oder historisch abgestiegen, wenn auch hier gewisse bevölkerungsbiologische Verfallsmechanismen jeweils bei mehreren zu finden sind. Einmalig ist bei den Maya der große Exodus am Ausgang des sogenannten Alten Reiches; einmalig bei den Baby-

loniern die Lage des schmalen Kulturlandes inmitten expansiver Bevölkerungen in wirtschaftsgeographischen Armutsgebieten; einmalig in Ägypten die Bodengebundenheit der Bevölkerung; einmalig bei Hellenen und Römern das Zusammenwirken so gut wie aller bevölkerungsbiologischen Verfallsmechanismen. Dazu kommt das chinesische Volk, das über mehrere Jahrtausende Volksgeschichte hinweg keinerlei langdauernde Beeinträchtigungen seiner Bevölkerungssubstanz erkennen läßt. Die Regel, daß sich Regeln um so weniger finden lassen, je komplexer die Erscheinungen, die sie verknüpfen sollen, gilt danach auch hier. Die Grenze von dem mit generalisierenden Methoden Erfaßbaren zum historischen Einzelfall erscheint also bei dem bevölkerungsbiologischen Schicksal der Hochkulturvölker bereits überschritten.

Damit entfallen aber auch die Möglichkeiten für eine Prognose aus historischen Völkerschicksalen auf die Zukunft lebender Völker. Die düsteren Voraussagen für das Abendland, wie sie Spengler und andere Kulturkritiker machten, beruhen ja auf dem angenommenen Gleichlauf der Entwicklungen. De Man stellte kürzlich heraus, wie wenig man in der gegenwärtigen Situation mit einer generalisierenden Kulturmorphologie anfangen kann, weil eine Reihe völlig neuer Wesensmerkmale das „Abendland" von allen früheren Kulturen unterscheidet (3). Das Gleiche, nämlich die Neuartigkeit vieler Merkmale und damit die Einmaligkeit unserer Situation, ergibt sich auch für die bevölkerungsbiologische Seite. Neuartig sind etwa die folgenden bevölkerungsbiologischen Züge:

1. Die heutigen europäischen Völker übertreffen die antiken Hochkulturvölker bei weitem an Größe und räumlicher Geschlossenheit. Gewiß gibt es auch heute kleine Völker, wie Esten und Letten, Portugiesen oder Niederländer. Aber wesentlich ist immerhin, daß die weitaus überwiegende Zahl der Bevölkerung großen ethnisch-sprachlichen Einheiten angehört, deren Kopfzahl nicht mehr in der Größenordnung von einigen Millionen, wie bei allen antiken Hochkulturvölkern, sondern von Zehnmillionen oder gar Hundertmillionen liegt. Auch die Volksräume sind heute infolgedessen größer als in der Antike, sie sind dichter besiedelt, sie sind auch ethnisch geschlossener als räumlich große Sozialgebilde wie das Imperium Romanum oder gar kurzlebige Reiche wie das assyrische, persische oder aztekische.

2. Die Sterblichkeit steht heute in einem nie dagewesenen Maß unter Kontrolle. Große Seuchen, die ein Viertel, ein Drittel oder gar die Hälfte der Bevölkerung hinraffen, sind praktisch ausgeschaltet. Die Chancen für ein Neugeborenes, am Leben zu bleiben, sind größer denn je, ebenso die durchschnittliche Lebenserwartung und der Anteil der höheren Altersklassen.

3. Im Abendland ist die Geschlechter- und Familienethik anderthalb Jahrtausende lang durch das Christentum geformt worden. Es

ist gar nicht abzusehen, was dies auch dort bedeutet, wo sich die kirchlichen Bindungen weitgehend lockern oder auflösen. Wenn im modernen Abendland offenbar in viel geringerem Grade als im antiken die Fortpflanzung durch Ehelosigkeit und sexuelle Perversionen eingeschränkt wird (vgl. S. 100 und S. 104), so dürfte hierin eine der bevölkerungsbiologischen Wirkungen dieser christlichen Formung liegen.

4. Die Stadt- und Industriebevölkerung macht einen noch nie dagewesenen Anteil an der Gesamtbevölkerung aus. Zugleich sind aber viele moderne Großstädte keine ungünstigere Umwelt mehr als das Land, was Krankheitshäufigkeit und Sterblichkeit betrifft. Die moderne Hygiene ist eine spezifisch städtische Form der Anpassung; ihre geringere Ausbreitung auf dem Lande wird durch die vielfach gesünderen Lebens- und Arbeitsverhältnisse dort nur gerade ausgeglichen. Bis an die Schwelle der Neuzeit war dagegen die Sterblichkeit in den Städten höher, die physische Leistungsfähigkeit, meßbar an der Militärtauglickeit, erheblich niedriger als auf dem Lande (4).

5. Man weiß heute besser als einst Bescheid über die Bedeutung der Bevölkerungssubstanz für das Völkerschicksal; eine noch im Aufstieg befindliche Bevölkerungswissenschaft bemüht sich, Einzelheiten der Zusammenhänge aufzuklären und ihre Ergebnisse in eine praktische Sozialpolitik einzubauen, sei es, daß diese ihr Augenmerk auf die Struktur der Familie, auf die Bevölkerungszahl oder, wie die Eugenik, auf die Erbqualität einer Bevölkerung richtet. Hier hat auch die Bevölkerungsgeschichte als Lehrmeisterin ihren Platz.

Es sei hier nicht erörtert, wieweit etwa von der bevölkerungsbiologischen Gegenwartssituation aus eine Prognose gestellt werden kann; daß sie mancherlei besorgniserregende Züge enthält, die uns immer wieder auch von dieser Seite aus auf die Frage des Völkertodes hinweisen, ist unbestritten. Aber es muß zu denken geben, daß sich das Schicksal anderer Hochkulturvölker zwischen völligem Erlöschen wie bei den Babyloniern und einer jahrtausendelangen Geschichte ohne bevölkerungsbiologische Verfallserscheinungen wie bei den Chinesen bewegt, und auch die anderen jeweils ihr ganz individuelles Schicksal haben. Gewiß sind auch Völker vergänglich und wandelbar wie alles Lebendige. So sind auch die lebenden Völker keine statischen Einheiten, sondern in dauernder Bewegung begriffen, und zwar nicht nur im ständigen Fließgleichgewicht zwischen Geburten und Sterbefällen, Ein- und Auswanderung, sozialem Aufstieg und Abstieg, sondern veränderlich auch in ihrer geistigen Gestalt, damit in ihrer assimilatorischen Werbekraft auf Splitter- und Randgruppen oder ihrer Anfälligkeit gegen dissimilative Vorgänge aller Art. In diesem Sinne gilt gewiß auch für Völker das Wort Platos: Was einen Anfang hat in dieser Welt, hat auch ein Ende. Aber über diese allgemeine Einsicht in die Wandelbarkeit alles Le-

bendigen hinaus sollte man mit Prognosen vorsichtig sein, insbesondere mit solchen aus angeblichen historischen Parallelfällen. Die historische Bevölkerungsbiologie lehrt vielmehr nur, wie die Dinge laufen können, nicht wie sie notwendig laufen müssen. Insofern ist sie mehr Geschichte als Biologie, als sie auch im bevölkerungsbiologischen Schicksal das Einmalige der großen Völkerindividualitäten erkennt.

Schrifttum

1. Quételet, L. A. J., Du système social. 360 S. Paris 1848. S. 158 ff. — 2. Stier, H. E., Der Aufbau der Weltgeschichte und die Probleme der Zukunft. Die Welt als Geschichte V, 189—232, 1939. — 3. de Man, H., Vermassung und Kulturverfall. Eine Diagnose unserer Zeit. 209 S. München 1951. — 4. Schwidetzky, I., Grundzüge der Völkerbiologie. 312 S. Stuttgart 1950. S. 261 ff.

Verfasser- und Sachverzeichnis

Abel, W. 89, 134
Abtreibung 101, 103, 106
Abwanderung 3, 8, 67, 108, 115, 118, 155; vgl. Auswanderung
Adama von Scheltema, F. 144, 146, 150, 151
Adel 17, 18, 35, 40, 57, 58, 59, 60, 64, 66, 67 68, 76; vgl. Oberschicht
Ägypter 13, 14—19, 39, 86, 88, 91, 105, 115, 116, 119, 122, 124, 128, 137, 150, 157
Altern der Völker 142—150
Altheim, F. 42, 51, 52, 60, 140
Ammon, O. 6, 7, 8, 11
Angel, J. L. 43, 90, 96, 133
Appian, 88, 102, 110
Arbeitsteilung 2, 83, 125
Aristoteles 38, 40, 101, 113
Asmus, G. 141
Assimilation, ethnische 15, 23, 26, 27, 30, 39, 43, 44, 47, 51, 57, 61, 65, 72, 75, 80, 81, 93, 95, 97, 98, 99, 124, 125, 133, 134—141, 147, 150, 153, 155, 158
Assyrer 19, 27, 29—32, 53, 93, 94, 95, 97, 106, 115, 124
Aufstieg, sozialer 7, 16, 19, 31, 35, 39, 41, 45, 46, 47, 49, 50, 51, 59, 68, 77, 81, 115, 118, 139, 157, 158
Auslese 4, 8, 110, 111, 115, 118, 119, 132, 135
Ausrottung 93, 116
Aussetzung von Kindern 16, 40, 101, 104, 106
Aussterben von Eliten 4, 9, 80, 110—120; vgl. Führungsschicht, Oberschicht
Auswanderer, Auswanderung 4, 36, 38, 40, 46, 63, 69, 84, 87, 92, 99, 102, 113, 117, 153, 158
Azteken 65—69, 108, 115, 119

Babylonier 21—29, 85, 86, 95, 106, 124, 128, 134, 137, 156, 158
Bang, M. 52.
Barbareninvasion 6, 9, 127, 128
Barrow, R. H. 52
Bass, R. E. 10, 151
Batravi, A. 133
Bauer, Th. 28
Begabung 7, 21, 110, 112, 121, 125, 155
Beloch, J. 19, 29, 42, 53, 56, 60, 83, 89, 96, 143, 150
Benveniste, E. 60
Bengtson, H. 19, 42
Bernatzik, H. A. 96
v. Bertalanffy, L. 3, 10, 151
Berve, H. 42, 134
Bevölkerungsdichte 24, 27, 48, 82
Bevölkerungsdruck 92, 107, 126
Bevölkerungspolitik 38, 47, 102, 103, 105
Bevölkerungsrückgang 37, 40, 50, 68, 81—88, 92, 93, 94, 95, 102, 104, 107, 114
Bevölkerungsüberschuß 15, 17, 37, 92, 107
Bevölkerungswachstum 7, 9, 34, 36, 62, 67, 69, 71, 74, 84, 85, 88, 89, 92, 95, 125, 128, 152, 153
Bevölkerungszahl 7, 15, 16, 19, 22, 24, 27, 30, 39, 48, 50, 54, 58, 62, 67, 71, 72, 75, 76, 78, 80, 81—88, 95, 99, 107, 125, 140, 147, 158
Biasutti, R. 20
Bonwick, J. 79
Bouché-Leclercq, A. 53
Breasted, J. 20, 121, 134
Breitinger, E. 43
Breysig, K. 146, 151
Burckhardt, J. 42
Burgdörfer, F. 109
Bux, E. 123, 133

Calderini, A. 20, 42
Camavitto, D. 64, 68, 94
Cameron, G. G. 28, 60
Carr, M. 110
Carr-Saunders, A. M. 110
Castle, W. E. 134
Cavaignac, E. 20
Celli, A. 96
Chinesen 142, 150, 157, 158
Christensen, A. 60
Cleland, W. 20
Comte, A. 5, 10, 82
Connubium s. Mischehe
Cook, S. F. 68, 69, 94
Coste, A. 82

Dahn, F. 74
Dart, R. A. 20
Darwin, Ch. R. 6, 7, 11, 104
Davenport, C. B. 126, 133
Davis, S. 20
Debevoise, N. C. 60
Delaporte, L. 28
Delbrück, H. 42, 51, 83, 89, 94
Deportation 31, 97
Dessau, H. 52, 53
Differenzierung, soziale 15, 22, 25 ff., 59, 62, 66, 125
Diller, A. 42
Dio Cassius 103
Dion Chrysostomos 41
Dissimilation, ethnische, s. Assimilation
Dobzhansky, Th. 120, 141
v. Domaszewski, A. 52
Dopsch, A. 100
Dorn, H. F. 120
Drews, A. 10
Driver, G. R. 32
Duff, A. M. 42, 52
Dunbabin, T. J. 110
Dunn, L. C. 120, 133
Dupont-Sommer, A. 28

East, E. M. 133
Ehrenberg, V. 56
v. Eickstedt, E. 133, 134, 142, 151
Einwanderer, Einwanderung 4, 17, 25, 33, 34, 43, 65, 84, 85, 86, 87, 88, 102, 122, 128, 139, 153, 155, 158
Einwohnerzahl s. Bevölkerungszahl
Eissfeld, O. 56
Ellenberger, H. 96
Empfängnisverhütung 101, 106
Entnordung 131, 132
Epidemie s. Seuchen
Ermann, A. 20
Erstarrungsgesetz 146, 147
Euler, H. 96

Falkenburger, F. 133
Falkenstein, A. 28, 121
Familie 17, 28, 33, 38, 41, 59, 86, 100, 101, 102, 106, 108, 137, 157, 158
Fenton, J. 79
Fischer, E. 133
Florus, Lucius Annäus 143, 150
Fortpflanzung, differenzierte 103, 111
Frank, T. 52
Franz, L. 96
Friedländer, L. 51
Fruchtbarkeit 19, 78, 89, 104, 105, 106 126, 127, 143

Führungsschicht 6, 45, 50, 58; vgl. Adel, Oberschicht
Fürst, C. M. 43

Galling, K. 20
Galton, F. 6, 7, 11, 42
Gamillscheg, E. 74, 100
Gann, Th. 64
Gannio, M. 69
v. Gardthausen, V. 53
Gautier, E. F. 78
Geburtenbeschränkung 80, 113, 114, 118, 155
Geburtenrückgang 7, 8, 38, 40, 47, 87, 100—109, 143, 150
Geburtenüberschuß 86, 92, 126
Geburtenziffern, Geburtenzahl, Geburtenraten 17, 26, 89, 113, 114, 119, 127, 128, 142, 150, 155, 158
Gejvall, N. G. 96
Gelzer, M. 52
Genieausschüttung 36, 127
v. Gerkan, A. 53, 88
Gerland, G. 96
Geschwisterehe 57
Gesell, S. 56
Gesetze, isomorphe 3, 149
Gesetz der Kulturpyramide 82, 83, 125
Geyer, F. 52
Gini, C. 9, 11, 104, 110, 127, 134
Glotz, G. 42
Gobineau, Graf A. 5, 6, 7, 10
Göpner, W. 29
Goethe, J. W. 132, 134, 146
Götze, A. 32, 60
Griechen s. Hellenen
Griffith, F. L. 20
Grundgesetz, biogenetisches 145
Grundgesetz, psychogenet. 145, 146
Günther, H. F. K. 60, 134, 142

Hagen, B. 96
v. Haller, A. 29
Hammurabi 106
Hansen, G. 8, 11
Harkness, A. G. 96
Hartmann, L. M. 52
Hasebroek, J. 42
Hatzfeld, J. 52
Headley, F. B. 133
Heichelheim, F. 20, 42
Heiratsalter 17, 113
Heiratsraten, Heiratsziffern, Heiratshäufigkeit 100, 103, 108, 109, 113, 114, 128, 158
Heiratskreise 9, 13, 55, 57, 127, 156

Heiratsschranken 30, 34, 45, 72, 135, 140, 155, 156
Helbok, A. 74, 100
Hellenen 4, 5, 9, 13, 19, 33—42, 54, 58, 84, 87, 91, 92, 94, 98, 100, 101, 102, 104, 105, 108, 113, 117, 118, 122, 124, 125, 127, 128, 135, 136, 137, 139, 142, 150, 155, 156, 157
Hellpach, W. 10, 11, 133, 150, 151
Hempel, C. G. 10, 151
Henderson, M. I. 133
Herder, J. G. 2, 5, 10
Herdt, L. 121
Herodot 19, 58, 59, 83, 108, 116
Hertwig, O. 10
Herzfeld, E. 28
Hesiod 35, 101, 113
Heterose 126, 128, 129
Himes, N. E. 109
Hochholzer, H. 142
Hochkultur 12, 21, 61, 65, 82, 125, 127, 156
Hölscher, W. 20
Humbert, E. 42
Hunger, J. 32
Hungersnöte 16, 67, 71, 94, 106, 115

Ipuwer 16, 88, 105, 106, 114, 116
Isokrates 37, 113, 116
Isolate s. Heiratskreise

Jacobsen, Th. 28
Jacobi, P. 8, 11
Jörs, P. 53, 110
Jokl, N. 141
Jonas, H. 10, 151
Jones, D. J. 133
Jones, W. H. S. 42, 94
Juden 99, 150
Jüttner, J. 13
Junge, P. J. 60
Junker, H. 20
Juvenal 103
Kafka, G. 144, 150
Kahrstedt, U. 20, 42, 52, 53, 56, 89, 94, 119, 121
Kant, I. 5, 10
Katz, D. 151
Kees, H. 20
Keiter, F. 147, 149, 151
Keller, J. D. 151
Kinderlosigkeit 26, 108
Kinderreichtum 58, 85, 103, 108, 150
Kindersterblichkeit 86, 89, 90, 91, 92, 107, 108, 114, 120
Kinderzahl 26, 48, 113, 120; vgl. Geburtenzahl
Kiser, C. V. 110
Kittel, R. 32
Klemm, G. 6, 10
Klima, J. 28, 107
Koch, R. 134
Koehne, C. 28
Koldewey, R. 28
Kolonisation 15, 34, 36, 38, 44, 45, 57, 61, 92
Korenchewski, V. 110
Korherr, R. 8, 11
Kornemann, E. 42, 52, 60, 121
Krahe, H. 43
Kraiker, W. 42, 43
Kretschmer, E. 121, 133
Krickeberg, W. 64, 69
Krogman, W. M. 142
Kromayer, J. 56
Krzywicki, L. 79, 88, 96
Kübler 52
Kübler, K. 42
Kulturzyklen 146
Kurve, logistische 149, 152

Landa, Bischof 62
Landflucht 48, 87
Landry, A. 11, 41
Landsberger, B. 32
Langdon, St. H. 28
Lebenserwartung 91, 157
Lebensdauer 90
Le Bon, G. 132, 134
Lenschau 56
Lenz, F. 120, 134
Lenzen, H. 29
v. Lilienfeld, P. 1, 10
Linser, H. 151
Lorimer, F. 121
Lot, F. 74
Lully, G. 52
Lundborg, H. 134

Macchioro, V. 53, 100
Macdonell, W. R. 96
Mackenrodt, G. 95, 110
Malaria 94, 132
Malcolm, L. W. G. 79
de Man, H. 157, 159
Manitius, W. 32
Martin, R. 96
Mateescu, G. G. 52
Matzdorf, P. 151
Maya 13, 61—64, 91, 108, 117, 119, 124, 137, 156
Meier, Th. 42

Meinecke, F. 151
Meiners, Ch. 5, 10
Meissner, B. 28, 32, 107
Meltzer, O. 56
Menéndez Pidal, R. 74
Meyer, E. 28, 42, 53, 60, 133
Miles, J. C. 32
Millar, W. M. 109
Mischehe 51, 58, 68, 70, 73, 77, 81, 118, 136, 137, 138, 139
Mischung 19, 30, 32, 34, 42, 54, 56, 64, 65, 69, 74, 79, 105, 119, 155, 156; vgl. Mischehe, Rassenmischung
Mjöen, J. A. 134
Modi, J. J. 60
Modona, A. N. 20
Moissidès, M. 42
Mombert, P. 11
de Montesquieu, Ch. 7, 11
Montevecchi, O. 20
Moortgat, A. 20, 29, 32, 60, 86, 134
Moreau, J. 42
Morley, S. G. 64
Moscati, S. 56
Mothakes 36
Mühlmann, W. E. 42, 69, 80, 88, 96, 99, 120, 121, 134, 135, 138, 141, 142
Müller, K. V. 120
Münzer, F. 52, 102
Murphy, G. 120
Murray, M. A. 20
Myres, J. L. 42, 109

Naturvölker 13, 64, 82, 93, 94, 95, 125, 145, 156
Niebuhr, B. G. 142
Niederle, L. 100
Nietzsche, F. 6, 10
Nilsson, M. 134
Nöldeke, A. 29
Nyberg, H. S. 60

Oberschicht 5, 7, 8, 15, 17, 27, 30, 33, 34, 37, 38, 39, 44, 46, 47, 49, 51, 54, 55, 56, 57, 73, 75, 98, 99, 102, 104, 107, 123, 139, 140, 155; vgl. Adel, Aussterben von Eliten, Führungsschicht
O'Brien Moore 52
Oertel, F. 42
Oppenheimer, F. 112
Oppermann, H. 53
Organismus 1, 2, 9, 154
Orsi, P. 110
Osborn, F. 121

Pareto, V. 7, 11
Park, R. E. 134
Pârvan, V. 52
Pausanias 41
Pearson, K. 96
Perser 19, 28, 56—60, 97, 99, 108, 115
Petersen, E. 78
Petrie, W. M. Flinders 20
Phlegon 91
Phöniker 36, 53—56, 93, 99
Piper, H. 10, 118, 127, 134, 144, 150
Plato 101
Plinius 107
Plutarch 103
v. Pöhlmann, R. 43, 52
Pohlenz, M. 133
Polybios 40, 94, 101, 102, 109
Prescott, W. H. 69
Purcell, V. 151

Quelle, O. 69
Quételet, L. A. J. 153, 159

Ranke, H. 20
Rassenmischung 4, 5, 6, 8, 68, 80, 121 bis 133, 136, 137, 139, 140, 155; vgl. Mischung
Rassenwandel 121—133
Ratzel, F. 5, 88
Ratzenhofer, G. 112
Rehm, W. 52
Reibmayr, A. 133
Reinöhl, F. 120
Remane, A. 151
Reuther, O. 29
Ritterling, E. 52
Rivers, H. W. R. 96
Rodenwaldt, E. 134
Römer 4, 9, 13, 43—51, 55, 75, 77, 92, 99, 100, 102, 103, 104, 105, 108, 113, 114, 116, 117, 124, 127, 128, 134, 135, 140, 142, 150, 155, 156, 157
Rom 43 ff., 91, 94, 103, 104, 114, 118, 119; vgl. Römer
Ross, R. 42
Rostovtzeff, M. 42, 52
Roth, H. L. 79
Royer, P. 100
Rüger, C. 53
Rüstow, A. 82, 88
Russel, J. C. 89

Säve-Söderberg, T. 20
Sahlström, K. E. 96
Sapper, K. 64
Sargent, R. L. 43
Sauer, C. 69
Schachermeyr, F. 43

Schadewaldt, W. 96
Schäffle, A. E. F. 2, 10
Scharff, A. 20, 29, 32, 60, 141
Schedel, H. D. 20, 83, 87
Schemann, L. 6, 10
Schenk von Stauffenberg, Graf A. 32, 52
Schichtung s. soziale Differenzierung
Schliemann, H. 43
Schmidt, L. 74, 78, 89
Schmidt, R. R. 151
Schneider, A. 29
Schneider, H. 42, 121, 126, 133, 143, 150
Schorr, M. 29, 107
Schröter, M. 146
Schubart, W. 20, 43
Schubnell, H. 109, 121
Schuchhardt, C. 43
Schweitzer, B. 125, 133
Schwidetzky, I. 10, 11, 64, 78, 80, 88, 96, 99, 100, 110, 120, 121, 133, 134, 141, 142, 150, 159
Seeck O. 52, 110, 116, 121
Selektionstheorie 7, 8
Semper A. 133
Semper, M. 60
Sethe, K. 20
Seuchen 16, 31, 37, 55, 60, 64, 68, 71, 94, 108, 115, 157
Shaw, M. S. 20
Sherwin-White, A. N. 52
Siebung 8, 81, 112, 113, 114, 117, 118, 120, 129, 132, 135
Sieglin, W. 43, 123, 133
Simpson, L. B. 69
Sklaven 18, 22, 31, 34, 37, 40, 46, 48, 50, 51, 54, 66, 68, 70, 71, 77, 87
Smith, A. L. 64
Smith, S. 32
Snell, G. D. 133
Snyder, L. H. 120
v. Soden, W. 28, 29, 32
Solari, A. 52
Sorokin, P. 10, 133, 134, 143, 146, 150, 151
Sozialanthropologie 4, 6, 7, 12, 13, 80, 155
Specht, G. 96
Spencer, H. 1, 2, 10, 146
Spengler, O. 2, 8, 11, 146, 154, 157
Spiegelberg, W. 20
Spinden, H. J. 61, 64
Spranger, E. 151
Stadtmüller, G. 42
Städte 8, 17, 18, 37, 38, 40, 46, 48, 61, 91, 106, 114, 134, 158
Stech, B. 52
Steggerda, M. 126, 133
Stein, A. 52
Stella Maranca, F, 53
Stephens, E. 79
Sterbealter 89, 90, 91, 142
Sterberaten 113, 114, 119, 150, 158
Sterblichkeit 16, 81, 89—95, 106, 108, 126, 153, 155, 157, 158
Stern, E. 120, 134
Sticker, G. 20, 69, 94, 96
Stier, H. E. 20, 42, 60, 154, 159
Stock, H. 20
Stockard, Ch. R. 129, 134
Strabo 41, 106
Strack, M. L. 52
Strasburger, H. 52, 113
Sueton 103
Sumerer 21, 22, 23, 25, 119, 124, 128, 137
System 3, 149, 150
Systemgesetze, isomorphe 3, 149

Tacitus 103
Tasmanier 78—79, 82, 93, 95
Termer, F. 64, 89, 119, 121
Tertullian 95
Theognis 35
Thiess, F. 2
Thompson, J. E. 64
Thompson, R. C. 29
Thompson, W. S. 95
Thureau-Dangin, F. 29
Thurnwald, R. 21, 29, 100, 107, 112, 121
Toepffer, J. 43
Toynbee, A. J. 118, 147, 150
Tozzer, A. M. 133
Trimborn, H. 64, 69, 110

Überschichtung 51, 58, 85, 126, 138, 140, 156
Undeutsch, U. 120
Unger, E. 29
v. Ungern-Sternberg, R. 109, 121
Unterwanderung 25, 26, 51, 84, 107

Vacher de Lapouge, G. 6, 7, 8, 11
Vaillant, G. C. 69
Vallois, H. V. 60, 96, 142
Verstädterung 50, 87, 114
Viereck, P. 43
Vittinghoff, F. 52
Völkerehe 6, 128
Vogt, J. 53, 56
Volksbegriff 13
Vulpe, R. 53

Wagemann, E. 88
Wagner, H. 29
Waitz, Th. 79
Waley, W. G. 133
Walton, C. S. 53
Wandalen 70, 74—78, 93, 94, 97
Wanderungen 26, 29, 33, 34, 44, 53, 69, 71, 74, 85, 92; vgl. Auswanderung, Einwanderung, Unterwanderung
v. Wartburg, W. 52, 74, 100
Weber, M. 7, 11, 43, 52
Wellisch, S. 151
Werner, H. 96, 150
Westgoten 51, 69—74, 98
Wiesner, J. 42, 52
Wigmore, H. 110
v. Wilamowitz-Moellendorf, U. 43, 109
Willcox, W. F. 96
Willems, P. 52
Winckler, H. 29
Winkler, W. 96
Wolf, W. 21
Woltmann, L. 6
Wooley, C. L. 29
Worms, R. 2, 10
Wundt, W. 144

Zeiss, H. 74
Zerstreuung 81, 96—99, 117, 140
Ziehen, L. 43
Zimmermann, C. C. 109, 110
Zuwanderung s. Einwanderung
Zyhlarz, E. 21